

**Landesanstalt für Volksheilkunde / Halle**

---

**Jahresschrift für die Vorgeschichte**

der

**sächsisch-thüringischen Länder**

**Band XXIV**

**Unserer Vorzeit**

**Zum Gedenken an Hans Hahn**

**1936**

**Druck von Gebauer-Schwetschke H.-G., Halle**















Landesanstalt für Volksheitskunde / Halle

**Jahreschrift für die Vorgeschichte**  
der  
**sächsisch-thüringischen Länder**

Band XXIV

**Unserer Vorzeit**

Zum Gedenken an Hans Hähne

1936

Druck von Gebauer-Schwetschke H.-G., Halle









Hans Bahne







In der Jahresschrift für die Vorgeschichte  
der sächsisch-thüringischen Länder, der  
Künderin der Forschungen über die Vor- und  
Frühgeschichte des mitteldeutschen Raumes, ge-  
denken wir, die wir im Herzen Deutschlands  
für die älteste Geschichte des deutschen Volkes  
arbeiten oder gearbeitet haben, die wir Mit-  
arbeiter Hans Sahnes in der Landesforschung  
sind, unseres Meisters, Lehrers, Freundes.  
„Unserer Vorzeit“ die Worte, die Sahné über  
den Eingang des Hauses seines Schaffens  
setzte, seien auch dem Gedenkbande als Über-  
schrift gegeben. Es ist ein Strauß, zu dem nur  
ein kleiner Teil der Freunde beisteuern konnte,  
aber er ist im mitteldeutschen Garten gepflückt.

Walther Schulz







# Inhalt.

Seite

|                                                                                                                                                                            |       |
|----------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|-------|
| W. Schulz: Hans Sahne, Direktor der Landesanstalt für Volksheils-<br>funde 1912—1935.<br>Ein Abschnitt der vorgeschichtlichen Erforschung der deutschen<br>Mitte . . . . . | 1—15  |
| A. Müller: Hans Sahne und Anhalt . . . . .                                                                                                                                 | 16—21 |
| N. Åberg: Ein Gruf aus Schweden.<br>Wissenschaftliche Autorität . . . . .                                                                                                  | 22—24 |

## Ältere und mittlere Steinzeit.

|                                                                                                                         |       |
|-------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|-------|
| W. Hülle: Die Bedeutung der Funde aus der Isenhöhle unter<br>Burg Ranis für die Altsteinzeit Mitteldeutschlands . . . . | 25—33 |
| A. Schirwig: Eine spätaltsteinzeitliche Uferlandsiedlung aus dem<br>Harzvorland . . . . .                               | 34—43 |
| N. Nillasson: Kengeweihacken aus Mitteldeutschland . . . .                                                              | 44—56 |

## Jüngere Steinzeit.

|                                                                                                                         |         |
|-------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|---------|
| J. A. Bicker: Ein schnurkeramisches Rötelgrab mit Mikrolithen<br>und Schildkröte in Dürrenberg, Kr. Merseburg . . . . . | 59—81   |
| G. Heberer: Der jungsteinzeitliche Schädel von Dürrenberg . .                                                           | 82—90   |
| W. Göge: Jungsteinzeitliche Doppelbestattung von Mutter und<br>Kind mit zwei Kindern bei Biendorf, Kr. Köthen . . . . . | 91—100  |
| P. Grimm: Eine Miniaturtrommel aus einem Hügelgrab bei<br>Quenstedt, Mansf. Seekreis . . . . .                          | 101—111 |
| P. Schumacher: Die Kugelflasche von Estedt, Kr. Gardelegen .                                                            | 112—115 |
| J. Bohnstedt: Ein Anhänger aus einheimischem Bernstein von<br>Brieg, Kr. Salzwedel . . . . .                            | 116—117 |
| Joh. Weigelt: Über zwei mitteldeutsche Steingeräte aus ein-<br>heimischem Material . . . . .                            | 118—123 |
| W. Limpert: Westthüringer Plattenfeuerstein-Geräte . . . . .                                                            | 124—131 |
| C. Rühlemann: Zwei Gräber der jüngeren Bandkeramik von<br>Gelbra im Mansfelder Seekreise . . . . .                      | 132—138 |

## Beginn der Metallverarbeitung.

|                                                                                                             |         |
|-------------------------------------------------------------------------------------------------------------|---------|
| W. Witter: Ein Beitrag zur Frage der vorgeschichtlichen Bronze-<br>erzeugung in Mitteldeutschland . . . . . | 141—152 |
|-------------------------------------------------------------------------------------------------------------|---------|



## Germanische Bronzezeit.

- J. Bohnstedt: Ein bronzezeitlicher Nierenring von Salzwedel . . . 155—156

## Illyrische Bronzezeit.

- M. M. Lienau: Ein Skelett-Grab der Bronzeperiode II in  
Tschernow, Kr. West-Sternberg, am Rande der Priesterberge . . . 161—172  
S. Uge: Lausitzer Grabhügel bei Falkenberg, Kr. Liebenwerda . . . 173—183  
O. J. Gandert: Lausitzer Opferbecher . . . . . 184—192

## Vorgeschichtliche Eisenzeit.

## Keltisches.

- J. Niquet: Ein neuer Keltenfund v. Preißnitzberg in Ranis im  
oberen Saaleland . . . . . 195—199

## Germanisches.

- M. König: Ein geschlossener Fund germanischer Gefäße von  
Jerbst, Klapperberg . . . . . 200—208

## Die Germanen zur Zeit der Römerkriege.

- Fr. Kuchenbuch: Utmärkische Funde des 1. u. 2. Jahrhunderts  
n. Chr. . . . . 211—224  
E. Stroedicke: Ein Grabfund des 3. Jahrhunderts n. Chr. von  
Görzig, Anhalt . . . . . 225—227

## Zeit des Reiches der Thüringe.

- S. Butschkow: Die Merowinger-Gräber von Molmedt/Zettstedt,  
Mansfelder Gebirgskreis . . . . . 231—242

## Von der germanischen Zeit zum deutschen Mittelalter.

- P. Grimm: Ein neuer „Reiterstein“ von Morsleben, Kr. Neu-  
haldensleben . . . . . 247—259  
A. Hansen: Ein Beitrag zur zeitlichen Festlegung der ostfälischen  
Reitersteine . . . . . 260—263  
G. Krüger: Das Steinkreuz von Welfesholz, Mansf. Seekreis . . . 264—265  
W. Wandel: Steinkreuze und Kreuzstäbe aus dem Kreise Calbe . . . 266—273

## Von der Vorzeit zur Gegenwart.

- S. J. Niehoff: Die Beziehungen des jetzigen Kinderspielzeuges  
zu früheren kultischen Gegenständen . . . . . 277—287

## Anschauliche Vorzeitkunde.

- J. Lechler: Modell und Zeichnung . . . . . 291—294



# Verzeichnis der Sonderbilder.

Seite

Hans Sahne,

Aufnahme der Landesanstalt für Volkheitskunde, Sommer 1933.

Die Queste von Questenberg, Südharz . . . . . 15

## Ältere und mittlere Steinzeit.

Prunkart von Wegwitz, Kr. Merseburg . . . . . 24  
 Feuersteinspize, Ranis, Olsenhöhle . . . . . 25  
 Feuersteingeräte vom Königsstein bei Westerhausen, Kr. Quedlinburg . 43  
 Mittelsteinzeitliches Fischerleben nach den Funden im Fiener Bruch, Kreis  
 Jerichow II . . . . . 56

## Jüngere Steinzeit.

Nordisches Prachtgefäß von Flög, Kr. Jerichow I . . . . . 57  
 Schnurkeramische Gefäße von Peißen, Saalkreis . . . . . 81  
 Die Trommel von Hornsömmern, Kr. Langensalza . . . . . 100  
 Sakenkreuzspinnwirtel von Rosslau, Anhalt . . . . . 111  
 Teil einer schnurkeramischen Amphore mit Abdrücken zweier Getreide-  
 Körner von Sittichenbach, Kr. Querfurt . . . . . 115  
 Nordische Höhensiedlung bei Quedlinburg, Ostharz . . . . . 131  
 Gefäßansatz in Tierkopfform von Großkörner, Mansf. Geb.-Kreis . . . 138

## Beginn der Metallverarbeitung.

Goldfunde aus dem Fürstengrab von Helmsdorf, Mansf. Seekreis . . . 139  
 Schatzfund der frühen Bronzezeit von Belleben, Mansf. Seekreis . . . 152

## Germanische Bronzezeit.

Germanische Goldfunde aus Mitteldeutschland . . . . . 153  
 Goldschale von Krottorf, Kr. Oschersleben . . . . . 157

## Fundstellen germanischer Weibefunde der Bronzezeit im nördlichen Harzvorlande.

Der Klusfelsen bei Halberstadt . . . . . 158 ob.  
 Der Petersfels bei Wernigerode . . . . . 158 unt.

## Illyrische Bronzezeit.

Goldbrahtringe aus dem Schatzfund von Pleßsa, Kr. Schweinitz . . . . 159  
 Aus dem Grabhügel der Lausitzer Kultur bei Großmöhlau, Kr. Bitterfeld 172  
 Aus dem Gräberfelde von Döllingen, Kr. Liebenwerda . . . . . 183



## Vorgeschichtliche Eisenzeit.

|                                                                    |     |
|--------------------------------------------------------------------|-----|
| Germanische Hausurne der frühen Eisenzeit von Bitterfeld-Pomse . . | 193 |
| Germanische Leichenbrandurne um 500 v. Chr. aus Halle . . . . .    | 208 |

## Germanen zur Zeit der Römerkriege.

|                                                                                        |     |
|----------------------------------------------------------------------------------------|-----|
| Reiter des I. Jahrhunderts n. Chr. . . . .                                             | 209 |
| Hermundurische Hakenkreuzurne von Holzweißig, Kr. Bitterfeld . . . .                   | 224 |
| Prachtsibel aus einem Grab von Merseburg . . . . .                                     | 227 |
| Gefäßausstattung aus dem Grabe eines Jünglings von Leuna, Kreis<br>Merseburg . . . . . | 228 |

## Zeit des Reiches der Thüringe.

|                                                               |     |
|---------------------------------------------------------------|-----|
| Helm v. Stößen, Kr. Weissenfels . . . . .                     | 229 |
| Goldbrakteaten von Obermöllern und Aschersleben . . . . .     | 243 |
| Germanischer Goldschmuck verschiedener Jahrhunderte . . . . . | 244 |

## Von der germanischen Zeit zum deutschen Mittelalter.

|                                                              |     |
|--------------------------------------------------------------|-----|
| Reiterstein v. Hornhausen, Kr. Aschersleben . . . . .        | 245 |
| Beschlagstücke des Grabes von Nordhausen . . . . .           | 259 |
| Trojaburg (Schwedenring) von Steigra, Kr. Querfurt . . . . . | 265 |
| Drunksporen von Welbsleben, Mansf. Gebkr. . . . .            | 274 |

## Von der Vorzeit zur Gegenwart.

|                                                                      |     |
|----------------------------------------------------------------------|-----|
| Weihnachtsgebäck aus einer Form von Böhlitz, Kr. Weissenfels . . . . | 275 |
| Weddendorf, Kr. Gardelegen, Maibraut . . . . .                       | 287 |
| Eisenach, Thüringen. Lätare, Sommergewinn . . . . .                  | 288 |

## Anschauliche Vorzeitkunde.

|                                                                 |     |
|-----------------------------------------------------------------|-----|
| Fürstengrab von Helmsdorf, Mansf. Seekreis . . . . .            | 289 |
| Modell einer Siedelung, hergestellt vom Arbeitsdienst . . . . . | 294 |

## Schlußbilder.

|                                                                |     |
|----------------------------------------------------------------|-----|
| Tod und Leben. Ernte am Grabhügel bei Löbnitz, Saalkr. . . . . | 295 |
| Die Landesanstalt für Volkheitskunde . . . . .                 | 296 |

Sämtliche photographische Aufnahmen der Landesanstalt für Volkheitskunde  
von Charlotte Schüg.



## Hans Hahne,

Direktor der Landesanstalt für Volksheitskunde  
1912—1935

Ein Abschnitt der vorgeschichtlichen Erforschung der deutschen Mitte

Von Walther Schulz, Halle.

Am Eingange dieses Bandes sei Hans Hahnes in seiner Wirksamkeit für die mitteldeutsche Vorgeschichte gedacht. Den Ausgang seiner Forschungsarbeiten nahm Hans Hahne vom heimischen Boden und kehrte zu ihm nach weltweisem Gedankenfluge auch immer wieder zurück. Mitteldeutsch ist sein Geschlecht, mitteldeutsch ist er versippt. Die Jugend führte ihn in die verschiedenen Landschaften Mitteldeutschlands von seinem Geburtsorte Belleben im Mansfelder Lande über Artern im Vorlande des Kyffhäusers, nach Magdeburg, der nordmitteldeutschen Elbstadt. In Leipzig und Jena studierte er. Magdeburg nahm ihn wieder auf, wo er die vorgeschichtliche Abteilung des Museums einrichtete. Sein Wissen um die Vorzeit hatte er aber über das Heimische hinaus erweitert, wandte er sich doch den schwierigsten Problemen dieser Wissenschaft zu, dem des Urmenschen und des Nachweises der ältesten Geräte. Dazu erwählte er sich, noch einmal als Lernender, den Meister der deutschen Vorgeschichtswissenschaft Gustaf Kossinna als Lehrer. Er studierte bei ihm die Vorgeschichte als nationale Wissenschaft mit derselben Begeisterung wie die jüngeren Studenten. In Hannover fand er dann ein weiteres Betätigungsfeld für Forschung, Lehre und museale Verwendung des Erforschten. Nach Halle war Hans Hahne berufen worden, um hier das alte Provinzialmuseum auf eine neue Grundlage zu stellen. Es entstand das erste Landesmuseum Deutschlands, das sich ganz der Vorgeschichte widmete. Die reichen vorgeschichtlichen Funde Mitteldeutschlands, die bereits einen wesentlichen Bestandteil des alten Provinzialmuseums ausmachten, ließen einen derartigen Plan wohl am Platze erscheinen. Unter Hahnes Leitung wurde das Museum mehr als eine Sammelstelle für die Vorgeschichte des Landes, das der Sachforschung diente, sondern es wurde die Landesanstalt zur Erforschung des mitteldeutschen Menschen, die seit 1934 den Namen Landesanstalt für Volksheitskunde trägt.



Das Museum in seiner ganzen Eigenart ist Sahnes Werk. Sahne konnte an der Ausgestaltung der Baupläne teilnehmen, die von seinem Freunde Professor Kreis, jetzt in Dresden, entworfen wurden, und sie nach seiner Idee von einem Museum beeinflussen. Das Museum ist Sahnes wesentlichster Beitrag für Wissenschaft und für Volk, wie er immer wieder mit Stolz bekannte. Es ist das Abbild seines Wirkens und seiner fortschreitenden Erkenntnisse. Wenn einmal Sahne nachgesagt wurde, daß sein Museum niemals fertig sei, so ist darin gerade ein Vorzug von Sahnes Tätigkeit zu erblicken. Er schritt nie rastend vorwärts, jede neue Erkenntnis war ihm nur Grundlage für weiteres Vordringen, und das mußte sich in seinem Museum in dessen Aufgaben auswirken. Die Wissenschaft kennt keinen Stillstand, und vordringliche Aufgaben einer im Volke stehenden Einrichtung wechseln; eine Anstalt, die dem Volke das Beste geben soll, wird hier den Gleichschritt halten.

Ein persönliches Verhältnis verband Sahne mit seinen Mitarbeitern, er hatte seit Beginn schon das Verhältnis von Führer und Gefolgschaft hier verwirklicht. Er hat Treue mit Treue beantwortet und so sich mit Mitarbeitern umgeben, die ihm eng verbunden sind. Der vorliegende Gedenkband soll auch davon gerade Zeugnis ablegen. Als Sahne im Jahre 1912 nach Halle berufen wurde, brachte er seinen ältesten Mitarbeiter, Heinz Julius Niehoff aus Hannover mit, der ihm stets ein geschätzter Berater von den Inneneinrichtungen des Museumsneubaus an bis zur Erforschung des lebenden Volkstums in den Jahren des Ausbaus der Landesanstalt geblieben ist. Aus dem alten Provinzialmuseum wurde der noch heute tätige Hausmeister Müller übernommen. Und auch der Verfasser hat das Glück gehabt, an dem Aufbau des neuen Museums von den Anfängen im Jahre 1912 ab teilzunehmen. Damals setzte die große und schöne Arbeit der Umformung des Museums ein. Einige Berliner Studenten der Schule von Kossinna stellten gleichfalls ihre Kraft zur Verfügung, so zuerst Georg Krüger, bald Albert Winkler und andere. Alte treue Kampfgenossen Kossinnas für die deutsche Vorgeschichte haben zu verschiedenen Zeiten an der Landesanstalt mitgearbeitet, wie gleich hier hervorgehoben sei; M. M. Lienau aus Frankfurt a. d. Oder und der Obergeneralarzt Dr. Georg Wilke aus Rochlitz; beide bis heute in enger Freundschaft mit der Landesanstalt verbunden. Was im alten Museum vorgefunden wurde, war eine Menge ausgezeichneten Fundmaterials, das z. T. noch zurückging in die Frühzeit der Alterstumsforschung in den zwanziger Jahren des 19. Jahrhunderts. Es war aber in der damals üblichen Museumsaufstellung tot und nur für Sachleute brauchbar, unter



denen das Provinzialmuseum wegen seiner Schätze seit je besonderes Ansehen genoß. Durch Grabungen, die den Hauptwert auf Beobachtungen legten, mit allen technischen Hilfsmitteln, die jetzt zur Verfügung standen, mußten nun erst einmal museal auszuwertende Grabungsergebnisse als Grundlagen für das neue Museum geschaffen werden. Zahne selbst hatte, durch naturwissenschaftliche Schulung ausgebildet, neue Wege für Grabungstechnik und Untersuchungen bereits während seiner Tätigkeit in Hannover beschritten. Er wurde Lehrmeister für die jüngeren Forscher, denen diese Erfahrungen noch mangelten. Besondere Beachtung fand unter Zahnes Leitung gerade das menschliche Skelettmaterial. In der Ausstellungssammlung erschien von jetzt ab der Mensch als Träger der Kultur. Dazu wurde entsprechend einer Studiensammlung der nicht in der Schausammlung ausgestellten Fundgegenstände eine anthropologische Studiensammlung geschaffen. Bewertung fanden die Wildtier- und Haustierknochen der Wohnstättenfunde, die über die Wirtschaft wichtige Aufschlüsse geben und vieles andere, was früher wenig beachtet wurde. In der Ausstellungssammlung wurde besonders darauf Wert gelegt, das 3. T. etwas spröde Fundmaterial zu beleben und anschaulich zu gestalten — weniger durch lesebuchartige Beschriftungen als durch Mitgabe von Modellen und Beifügen von Rekonstruktionen. Ein Museum soll auf das Schauen eingestellt sein und weniger auf das Lesen, was man in jedem Buche auch haben kann. Die wichtigsten Grabformen Mitteldeutschlands der verschiedenen vorgeschichtlichen Zeitabschnitte wurden in ausgewählten Originalen gezeigt; die Ausstellungssäle boten dazu zunächst genügend Raum, während in späteren Jahren hierfür auch der Museumshof zu einer Freilichtschau ausgebaut wurde. Dazu traten als Ergänzung kleinere Nachbildungen. Für deren Herstellung wurde in den ersten Jahren des neuen Museums der akademische Bildhauer Keiling gewonnen, der in jahrelanger Arbeit sich um die anschauliche Ausgestaltung der Sammlung reiche Verdienste erworben hat. Aus seiner Hand sind dann auch die bekannten Modellfiguren der vorgeschichtlichen germanischen Trachten hervorgegangen, die zum ersten Male in Deutschland ein richtiges Bild von der Kleidung und dem Aussehen unserer Vorfahren vermittelten. Mit der Sorglosigkeit der Vorkriegszeit setzte der Neuaufbau der Sammlungen ein. Doch nicht nur in praktischer Museumsarbeit betätigten sich die jüngeren Hilfskräfte, sondern Zahne sorgte auch für ihre wissenschaftliche Fortbildung in der Form von gemeinsamen Besprechungsstunden, zu denen sich weitere Freunde der Vorgeschichte hinzugesellten. An diese schlossen sich dann die fröhlichen Zusammenkünfte an, die unter dem Namen „Löß-



höhle“ in bester Erinnerung der Beteiligten bis heute geblieben sind. In dieser Lößhöhle, aus der auch lustige Vorträge, Zeitungen und Gedichte — von denen die besten von Sahne selbst herrührten — hervorgegangen sind, waren damals außer den Mitarbeitern des Museums noch Johannes Weigelt, jetzt Professor für Geologie in Halle, ferner der damalige Direktor des Zoologischen Gartens in Halle Dr. Staudinger, jetzt in Szatmár in Rumänien, beteiligt.

Doch dunkle Wolken türmten sich um Deutschland. Kurz nach einer frohen Sonnwendfeier trat zunächst an uns jüngere Mitarbeiter der Ruf, unser Vaterland und damit unsere Kulturgüter zu verteidigen! Die Räume des Museums leerten sich; je länger der Krieg dauerte, desto mehr Mitarbeiter verließen ihre altgewohnten Arbeitsplätze. Der Umzug in das schöne neue Heim war bereits 1914 vollendet, die modernsten Museums-schränke standen in den vorgesehenen Räumen, doch die alten Mitarbeiter mußten sich die weitere Hilfe im Aufbau versagen. In regelmäßigen Schreiben erfuhren sie den Stand der Arbeiten oder konnten sich auf kurzen Urlaubsbesuchen selbst davon überzeugen. Doch nicht allen von uns war es mehr vergönnt, diese Entwicklung mitzuerleben. Georg Krüger fand bereits am 28. Januar 1915 in Flandern sein Grab; ein anderer Student, Erich Strödicke, fiel im Jahre 1918. Auch ihrer freudigen Mithilfe gedenken wir, wenn wir Sahnes und seines Werkes gedenken.

Daß die Arbeit im Museum aufrecht erhalten werden konnte, verdanken wir der Freundschaft des schwedischen Reichsantiquars Oskar Montelius für Sahne und sein Werk. Er schickte junge schwedische Forscher nach Halle, die in kürzerer oder längerer Tätigkeit in Hans Sahnes Forschungsweise eingeführt wurden und am Aufbau des Museums und bei Ausgrabungen halfen. Es gehören dazu Träger bekannter Namen nordischer Forschung, so Nils Åberg, heute Dozent in Stockholm, und der langjährige Mitarbeiter Nils Nillasson, heute Museumsdirektor in Göteborg, der durch seine mannigfachen Grabungen weithin in Mitteldeutschland bekannt geworden ist.

Noch als das alte Reich stand, konnte das Museum im Oktober 1918 feierlich eröffnet werden. Die bedeutendsten Vertreter der Vorgeschichtsforschung hatten es sich nicht nehmen lassen, an diesem Ehrentage Sahnes zugegen zu sein. Unter ihnen fehlte auch der alte Lehrer Sahnes, Gustaf Kossinna nicht, der für die wissenschaftliche Sitzung einen wertvollen Vortrag über die Zusammenhänge der Lausitzer Kultur mit der Anjettiger Kultur beisteuerte. Er überbrachte zugleich die Wünsche der Berliner



Universität. Seine in der Eröffnungssitzung am 9. Oktober 1918 gesprochenen Begrüßungsworte seien hier wiedergegeben:

Ich habe mich zunächst eines Auftrages des Herrn Rektors der Berliner Universität zu entledigen. Seine Magnifizenz läßt bestens danken für die an die Berliner Universität ergangene freundliche Einladung zur heutigen Feier, ist aber selbst leider durch Amtsgeschäfte verhindert, ihr Folge zu leisten.

Weiter habe ich für meine eigene Person herzlichste Glückwünsche auszusprechen und zwar tue ich dies in dreifacher Eigenschaft, als Forscher, als Lehrer und als Gesellschaftspräsident.

1. Zuerst als Forscher auf dem Gebiete der Vorgeschichte, denn hier sind meine Beziehungen zum Hallischen Provinzialmuseum die denkbar ältesten: bin ich doch einer derjenigen und wahrscheinlich der einzige in dieser gewählten Versammlung, der an der Feier der ersten Eröffnung dieses Museums durch Oberst Borries im Jahre 1884, also vor 34 Jahren, teilgenommen hat, in jenem Jahrzehnt meines Lebens, wo mir als jungem Universitätsbeamten Halle die Stadt wurde, „die mir vor allen wert“. Und auch in den nächsten Jahrzehnten wird es außer dem Direktor wohl kaum jemand gegeben haben, der das Hallische Museum bis ins einzelne so gut kannte, wie ich.

2. Zweitens habe ich Glück zu wünschen als Inhaber des Berliner Lehrstuhls für deutsche Archäologie oder Vorgeschichte, leider noch immer des einzigen im ganzen Deutschen Reiche. Auch hier waren und sind meine Beziehungen zum Hallischen Museum die innigsten; schon unter dem Direktor Reuß, von dem ich vor 10 Jahren in seinem Gehilfen, dem jetzigen Leutnant Dr. Wahle, meinen zweiten Assistenten erhielt. Noch enger wurden diese Beziehungen unter der jetzigen Direktion, die eine ganze Reihe meiner nächsten Schüler in ihren Dienst gestellt hat.

Ich habe stets die Forderung vertreten, ein Museum für Vorgeschichte solle keine tote Stoffanhäufung darbieten, sondern ein Ding voll Leben, voll Anschauung sein und die oft nur spärlichen und unansehnlichen Reste, die das Leben der Vorzeit uns hinterlassen hat, zu voller Ganzheit und Schönheit auszugestalten. Sobald diese Forderung erfüllt wird — und das Hallische Museum hat dies jetzt als erstes Provinzialmuseum in Deutschland ernstlich in weitestem Umfang und mit großem Geschick getan — muß natürlich das Museum aus einer Sache zu einer Persönlichkeit werden: es muß die Züge der Persönlichkeit seines Schöpfers tragen. Den Schöpfer aber des Hallischen Museums aus einem dem unsrigen ganz fernstehenden Berufe herausgeholt und voll für die Vorgeschichte gewonnen zu haben, war eine der schönsten Freuden und Erfolge der ersten Jahre meines Berliner Lehrstuhls.

3. Drittens endlich und letztens habe ich Glück zu wünschen in meiner Eigenschaft als Vorsitzender der Gesellschaft für Deutsche Vorgeschichte, der ich das nun bald ein Jahrzehnt bin. Auch unsere Gesellschaft hat sich von Anbeginn an der lebhaftesten Unterstützung des Provinzialmuseums zu erfreuen gehabt, sowohl unter Direktor Reuß, wie unter dem jetzigen Rektor. War es doch Professor Zahne, der mir schon bei der Gründung unserer Gesellschaft treu und unermüdlich zur Seite stand, ja geradezu



meine rechte Hand dabei war, unbeschadet seiner völligen geistigen Selbständigkeit, die sich auch darin zeigte, daß er, wie natürlich, nicht in unserer Zeitschrift „Mannus“, sondern in den eigenen Museumsorganen seine Forschungen veröffentlichte. Mögen, so wünschen wir, Mannusgesellschaft und Sächsisches Provinzialmuseum auch fernerhin stets Arm in Arm über die wissenschaftliche Bühne schreiten und so das Jahrhundert in die Schranken fordern.

Unter den Gästen war auch der greise Reichsantiquar Schwedens Oskar Montelius, der bekannte Deutschenfreund in schwerer Zeit, für den dieser Aufenthalt in Deutschland die letzte Auslandsreise sein sollte. Seine Eindrücke, die er damals in Deutschland empfing, schildert Svenska Dagsbladet im Oktober 1918:

„Eine ruhige und würdige Haltung, so faßt der vormalige Reichsantiquar Montelius die Eindrücke vom deutschen Volke zusammen, die er während seiner in diesen Tagen beendeten deutschen Reise bekommen hat. Die schwere Zeit, die Deutschland in diesen Tagen durchlebt, macht sich nicht sehr bemerkbar für den Fremden. Dort herrschen keine nervösen Unruhen, keine Verstimmungen und die Ruhe, mit welcher jeder der Zukunft entgegensteht, hat kaum etwas von Resignation an sich. Man merkt überhaupt nicht viel vom Krieg in Deutschland, alles geht, wie es scheint, seinen gewöhnlichen Gang, und man hat reichlich Gelegenheit, über die zielbewußte und energische Arbeit zu staunen, die trotz des Krieges auf Gebieten, die ganz und gar dem Frieden gehören, niedergelegt wird. Als ein charakteristisches Beispiel erzählt Professor Montelius, daß das großartige Provinzialmuseum in Halle, das eine stattliche und wertvolle Sammlung vorgeschichtlicher Gegenstände, die vorgeschichtliche Zeit der Provinz Sachsen beleuchtend, enthält, während der Kriegsjahre vollendet ist, und für welchen Zweck 80 000 RM. während jedes der letzten Jahre von den Sächsischen Behörden zur Verfügung gestellt worden sind.“

Auch im neuen Gewande führte das Institut zunächst noch seinen bisherigen Namen Provinzialmuseum fort; erst im Jahre 1923 wurde an dessen Stelle die passendere Bezeichnung Landesanstalt für Vorgeschichte gesetzt; die Forschungs-, Lehr- und Betreuungsaufgaben waren neben der musealen Darstellung mehr und mehr hervorgetreten. Das im Jahre 1914 herausgegebene Ausgrabungsgesetz konnte sich erst nach den Kriegsjahren auswirken. Der Direktor war zugleich der staatliche Vertrauensmann für kulturgeschichtliche Bodenaltertümer der Provinz Sachsen, sein Stellvertreter in der Landesanstalt vertrat ihn auch in der Vertrauensmann-tätigkeit. Die im Ausgrabungsgesetz gewünschte Zusammenfassung der Heimatmuseen zur Durchführung der Bestimmungen des Gesetzes führten in der Provinz Sachsen zu der Museumsvereinigung als Organisation des Vertrauensmannes; Sahne stand in dieser Eigenschaft den Heimatmuseen



beratend und unterstützend zur Seite. Er gewann so Freundschaften im mitteldeutschen Lande, die sich für die vorgeschichtliche Landesforschung erfreulich auswirkten. Auch über die Provinzgrenzen hinaus bildete sich mit Anhalt eine enge Arbeitsgemeinschaft heraus, über die von berufenster Seite hier berichtet wird. Weiter wurde Sahnes Rat in Thüringen geschätzt, in dem Lande, das damals als Vorbote eines neuen Deutschlands stand. Zur Festigung der Zusammenarbeit mit den Forschungsstellen in Thüringen fand daher in Weimar die zweite Tagung des jungen mitteldeutschen Verbandes für Altertumsforschung unter Förderung unseres heutigen Reichsinnenministers statt. Die Wertschätzung, die Sahne bei den mitteldeutschen Forschungsstellen und ihren führenden Vertretern gefunden hat, kommt auch in diesem Gedenkband zur Geltung. Die mitteldeutschen Forschungsaufgaben machten die Gründung eines mitteldeutschen Verbandes für Altertumsforschung — die jetzige Arbeitsgemeinschaft Mitte des Reichsbundes für deutsche Vorgeschichte — wünschenswert, um den Eigenforschungen der deutschen Mitte die rechte Plattform geben zu können. Gegen alle Widersacher, die — gewiß aus mangelnder Kenntnis — auch in der Erforschung der Vorgeschichte eine Aufteilung Mitteldeutschlands erstrebten, wurde diese Gründung von Sahne durchgeführt. — Es ist wohl mitunter Sahne vorgeworfen worden, daß er sich nicht größeren Zusammenfassungen in der Vorgeschichte einordnete. Sahne hatte dazu seine guten Gründe, denn er blickte weiter. Es hat ihm auch nicht an dem Willen gefehlt, die Vertretung der deutschen Vorgeschichte in die Bahnen zu lenken, die ihm als richtig erschienen und die eher in die heutige Zeit als in die damalige paßte, denn das Jahr 1921 (Anthropologenkongreß in Hildesheim) war einfach noch nicht reif für solche Gedankengänge.

Die betreuende Tätigkeit, die der Erhaltung von Denkmälern dient, steht als wichtige Aufgabe neben der Sammelstätigkeit. Es sei nur auf den Kampf von Sahne für Erhaltung der alten germanischen Volksburg auf dem Quesenberg im Südharz mit ihren einzig dastehenden Bräuchen hingewiesen, der schließlich trotz der starken widerstrebenden Kräfte einer verständnislosen Zeit zum siegreichen Ende geführt wurde.

Eine neue Aufgabe erwuchs Sahne in der Aufnahme der Lehrtätigkeit an der Universität, die durch die Habilitation im Jahre 1918 begründet wurde. Eine alte Verbindung des Provinzialmuseums mit der Landesuniversität wurde damit wieder erneuert und später im Jahre 1928 durch die Habilitation auch seines Stellvertreters weiter ausgebaut. Daß im Jahre 1933 endlich Sahne zum ordentlichen Professor für Volksheits-



funde, entsprechend dem umfassenden Ausbau der Landesanstalt, ernannt wurde und kurz darauf Rektor der Universität wurde, zeigt die führende Stellung Zahnes in einer Wissenschaft, die in unserm neuen Reiche als besonders wertvoll anerkannt wird. Einrichtungen und Hörsaal der Anstalt standen fortan dem Forschernachwuchs mit zur Verfügung, die hier neben der wissenschaftlichen Ausbildung noch die Möglichkeit der praktischen Betätigung in den verschiedenen Museumsaufgaben finden. Das reiche Fundmaterial Mitteldeutschlands, das alle mitteleuropäischen Kulturen dank seiner Landschaftslage in engem Raume vereint, gibt dazu in Fülle das für die Ausbildung wünschenswerte Anschauungs- und Übungsmaterial. Zahne hat nicht häufig seinen Auffassungen schriftlich Ausdruck gegeben. Über seine Gedanken zur Lehrgestaltung besitzen wir aber einen sehr wertvollen tiefgründigen Beitrag „Universitätsunterricht und praktische Ausbildung für Vorgeschichte“ im Nachrichtenblatt für deutsche Vorzeit VII, Heft 4 1931. Aus der Universitätstätigkeit Zahnes ist die Hallesche Schule von Vorgeschichtsforschern erwachsen. Eine Reihe anerkannter Arbeiten, die sich mit den verschiedenen Gebieten mitteldeutscher Vorgeschichte befassen, sind aus dieser noch jungen Schule hervorgegangen. Die Arbeiten konnten dabei meist in der eigenen Zeitschrift, unserer Jahresschrift, veröffentlicht werden.

Schüler Zahnes mit vorgeschichtlichen Arbeiten im Hauptfach sind: Jörg Lechler, Berlin; Christoph Albrecht, Dortmund; Erich Frischbier, Hohenmölsen; Nils Nillasson, Göteborg; Otto Friedrich Gandert, Berlin; Friedrich Solter, Schneidemühl; Paul Grimm, jetzt Rustos der Landesanstalt, und die drei Assistenten der Anstalt Friedrich Karl Bicker, Heinrich Butschkow und Franz Niquet; ferner Walter Nowothnig und Helmut Agde.

Die Erweiterung des Aufgabenkreises der Landesanstalt, die zu einer volkheitskundlichen Gesamtschau führte, wurde in trübster Zeit von Zahne durchgeführt. In diesen Jahren wurde die menschenkundliche Schausammlung mit reichhaltigem Archiv aufgebaut, ausgehend von der Entwicklungsgeschichte des Menschen über die vorgeschichtlichen Rassen zur Gegenwart. Der deutsche Mensch steht im Mittelpunkt, dem größten Mitteldeutschen Martin Luther ist darin eine Sonderschau gewidmet. Der vorgeschichtlichen Sammlung wurde weiter die des volkstümlichen Brauches im Jahreslauf und im Menschenleben angeschlossen, die das gleichbleibende Denken und Fühlen — wenn auch in wechselnder Gewandung — bei gleichgearteten Menschen zeigt. Zwei mitteldeutsche festliche Begehungen, das Lichtmessfest von Spergau und das Questenfest von



Questenberg bildeten den Ausgang für die weitergreifenden Untersuchungen. Ein reiches Bild- und Filmarchiv schließt sich dieser Abteilung an, in der der jetzige Assistent dieser neugeschaffenen Abteilung Heinz Julius Niehoff die wertvollste Hilfe leistet. Die bekannten von Sahne geschaffenen Jahreslauffspiele des Jugendkreises der Landesanstalt, die seit 1919 mit kurzen Unterbrechungen regelmäßig begangen werden, führen auf artgemäßes Denken im Begehen der hohen Zeiten des Jahres zurück. Eine religionsgeschichtliche Abteilung versucht in einer großen Überschau die rassegebundene Auseinandersetzung mit dem Göttlichen über die ganze Erde und durch die Zeiten aufzuzeigen, auch dieses eine Erweiterung der Darstellung der religiösen Vorstellungen des nordisch-indogermanischen Kulturkreises der vorgeschichtlichen Zeit, an der wieder gerade Fundstücke aus Mitteldeutschland, dem Ausgangslande indogermanischer Völkerbewegungen, wesentlichen Anteil haben. Um den Geist der Vorzeit hat sich Sahne als großer Sucher bemüht. Er hat tief verborgene Quellen freigelegt, er hat in geistiger Freiheit genommen und geprüft, was an Neuem geboten wurde. Er wußte aber dabei Wertvolles und mindestens Schwerwiegendes von Wertlosem und Seichtem zu scheiden. Es ist die Art des tiefschürfenden und hart arbeitenden Bergmannes, die in ihm lebte. Als er zum letzten Male in den Wäldern des Harzes Erholung suchte, die ihm so oft die Kraft für neue Arbeit gegeben hatten, da hat er das mahnende Forscherbekenntnis abgelegt, das im Folgenden als Vermächtnis des Meisters noch einmal abgedruckt werden soll:

### Ein Vermächtnis Hans Sahnes.

Ein Harzgruß an die Alttertums-Enträtseler auf eigene Faust.  
Aus dem Wernigeröder Tageblatt, 25. Mai 1934.

Last unseres granitenen Harz-Herzens Erinnerungsgeheimnisse ungestört, solange Ihr nicht aus mühevoll ehrlicher Erfahrung Meister seid: Aus Lehrlingsbescheidenheit hervorgewachsener, durch Leistung erwiesener Gesellenehre teilhaftig wurdet, die nach unserem alten deutschen Zunftgewissen darin besteht, daß man „etwas kann“, daß Ihr nach altem Schrot und Korn bewiesen habt, daß Ihr hartnäckig Schritt vor Schritt vorwärts zu gehen imstande waret zur Meisterschaft der Forschung. — Erst einmal Gesellenstücke vorzeigen, scheinbare Kleinigkeiten erarbeitet haben, ehe Ihr in die großen Aufgaben springt, die Meistersein erfordert! „Meister ist, der etwas ersann“, das weiß die deutsche Zunft-Ehrbarkeit, und sie wird es weiter fordern, sonst löst sich alles vorwärtstreibende Suchen auf in Dampf, der in allen Gassen ist.



Es ist nicht wahr, daß heute unnötig geworden ist, was aller Menschen Leistungen feste Grundlage seit alters ist: das Lernen als Lehrling, — und daß Erfinden gleich sei mit hinhauen von nur privatissime Ersonnenem! Falsche Meisterbriefe von eigenen Gnaden: das wäre „spinnen“ statt sinnen. In aller Wissenschaft bleibt das Beweisen in Kraft, wenn auch nicht das verknöcherte, steifbeinig stolzierende „Demonstrieren“ alten Stiles. Sich ausweisen als befähigt und als berechtigt: das wird weiterhin verlangt werden, und erst recht heute, wo alles hieb- und stichfest sein muß, was an die Öffentlichkeit tritt. Wir müssen solide aufbauen auch in der Wissenschaft: Stein um Stein, und ein jeder Stein muß recht zugerichtet sein, damit der Bau wohlgefügt dastehe, „rechtschaffen“ bis ins einzelne. Guter Wille allein bringt nicht Meisterschaft, und „gute Gedanken“ auch nicht, wenn sie nicht auf wohlgefügter Erfahrung beruhen. Und wie oft geht das Denken vorbei am Ziel, übers Ziel oder arg in die Irre, wenn es nicht scharf diszipliniert erzogen ist, sonst kann es zur Qual werden für die anderen, und Selbsttäuschung, ja Narrheit und Gefahr für den Schiefdenkenden selbst.

Es gibt Mode-Denkkrankheiten! Eine „Idee“ taucht auf, wirkt ansteckend; besonders wenn etwas „Prophetie“, Wahrsagerei dabei ist, die die vielen, Urteilslosen, weil „Ungelernten“ besonders fesselt. Überredenwollen, Missionieren im schlechten Sinne, gesellt sich schnell, — und fertig ist der Unfug wissenschaftlicher Sekten. Laßt uns damit zufrieden in dem Deutschland, das auch geistig gesunden will. Solcher Zauber bringt uns Verderben. Die deutsche Altertumswissenschaft ist zur Zeit davon befallen. Das beste Gegen- und Heilmittel ist das tapfere und zähe Hinabsteigen zu den Schächten, die auf alt-ehrbare Weise ergraben werden, Spatenstich um Spatenstich, — und das will gelernt sein. Gewiß, es gibt Genies, die scheinbar allerlei können, „ohne es gelernt zu haben“, aber gerade sie sind durch harte Schule zur Bewährung gegangen, und gerade ihre Meisterschaft von Gottes Gnaden übersprang nicht das Lehrlingsein und Gesellentum: Denkt an unseren Führer und andere Wegweiser der Menschheit; gerade die großen Umformer (Reformatoren) und Neuformer haben immer erst nachgewiesen, daß sie der alten Zunft Wissen, Können und Meinen beherrschten und ihre Grade durchliefen, bis es sich zeigte, daß sie zu Höherem taugten, Berufene waren.

Wovon schallen die großen und kleinen Tagungen für Altertumsfunde heute wieder? Sonnen-Heiligtümer, Runen-Wissen, Ur-Sprachen, Ur-Religionen, Ur-Völker. Wie viele „erstaunliche Entdeckungen“, ohne die schweren Vorarbeiten des Aufdeckens und Aufgrabens! Nein und



abermals nein, im Namen aller, die seit langen Zeiten jene Begriffe als Fragen schufen, in harter Arbeit, handwerksmäßig und an ihnen weiterarbeiten, im Namen des Arbeitsheeres der Forschung und Lehre. Auf seine Leistungen dürftet Ihr ruhig erst einmal aufbauen, Ihr 150prozentigen großen und kleinen Genies! Ja, irren ist menschlich, aber nicht nur bei den anderen. Bevor Ihr ehrlich Erarbeitetes der anderen hochmütig verwerft, laßt Euch fragen, wo und wie lange Ihr bescheidene Lehrlinge und geduldige Gesellen waret und ob und wie Ihr die Meisterberechtigung erwarbet. Es werden gar zu viele schlechte Komödien und Trauerspiele aufgeführt zum Schaden des deutschen Namens und Wesens; das deutsche Denken und Dichten soll nicht zu Spuk und Spott werden.

Ein recht guter Rat ist auch: „Schuster bleib bei deinem Leisten!“ Umsatteln heißt von vorne anfangen. — Wer Urzeit- und Vorzeit-Steingeräte beurteilen will, neue Formen und Funde feststellen, der muß erst einmal sehr viel Kenntnis haben von dem Altfestgestellten, darf zum Beispiel nicht mehr Naturprodukte und Zufallstrümmer verwechseln mit Menschenwerk, auch nicht mehr auf Schwindeleien hereinfallen; er muß auch gehörig viel von Erdkunde wissen, von Gerätetechnik und anderem, muß „zu Hause“ sein in Tatsachen und Fragestellungen, seine Entdeckungsfahrten auf erprobten Schiffen von sicheren Häfen aus unternehmen. Wer bisher unbekannte, nicht erkannte, religiöse und andere Zeichen und Sinnbilder, Kultstellen und Heiligtümer der staunenden Mitwelt zeigen will, sollte ein bis ins einzelne „Erfahrener“ sein in diesen Dingen, sonst drohen ihm und seiner gläubigen Schar Fußangeln und Selbstschüsse auf seinen wilden Fahrten! „Verantwortung“ steht in besonders großer Schrift über unserer Zeit!

Soweit Meister Hans Sabne.

Überschauen wir die Fortschritte in der mitteldeutschen Vorgeschichte vom Jahre 1912 ab, so haben wir auch darin ein Bild des Wirkens von Hans Sabne.

In enger Verbindung mit den Vertretern der geologischen Wissenschaft — es seien hier die Namen Ewald Wüst, W. Soergel, Fritz Wiegand, Johannes Walter und Johannes Weigelt genannt — förderte er die Kenntnisse der Urgeschichte des Menschen in Mitteldeutschland. Hatte er vor seiner Tätigkeit in Halle sich besonders schon der Erforschung der berühmten altsteinzeitlichen Fundstellen von Ehringsdorf und Taubach bei Weimar angenommen, so bot sich ihm nun Gelegenheit, Fundstätten mit allen Erfahrungen der Ausgrabungstechnik untersuchen zu lassen. So seien die



Grabungen von Raburg, von Breitenbach bei Zeitz (Nils Nillasson), von Saalet (Werner Hülle) und schließlich die noch nicht zum Abschluß gebrachte von Kanis, Kr. Ziegenrück (Werner Hülle) genannt. Die Stellung Mitteldeutschlands in dem Zeitalter der Vereisungen erschien hierdurch in neuem Lichte; besonders die Grabungen von Kanis mit ihren überraschenden Ergebnissen eröffnen ganz neue Gesichtspunkte für die Beurteilung altsteinzeitlicher Kulturen. Ebenso wurde an Hand der sich häufenden mittelfsteinzeitlichen Funde Mitteldeutschlands mit der Erforschung der mittleren Steinzeit auf breiter Grundlage begonnen, in der durch die Arbeit von Sahnes Schüler Friedrich Karl Bicker über das Dünenmesolithikum des Siener Bruch ein grundlegender Beitrag geliefert wurde. Diese Probleme sind um so wesentlicher, da sie in die Frage der Herkunft der Indogermanen eingreifen, die gerade auch von Mitteldeutschland aus als Ausgangsland wichtiger indogermanischer Bewegungen angegriffen werden muß. Als Beitrag für die Indogermanenforschung ist daher besonders auch die begonnene anthropologische Aufnahme des jungsteinzeitlichen Skelettmaterials Mitteldeutschlands (durch Heberer, Tübingen) zu bewerten, eine Frucht der schon hervorgehobenen sorgfältigen Behandlung des anthropologischen Materials gerade in Sahnes Museum. Durch Grabungen und wissenschaftliche Bearbeitungen wurden weiter die verwickelten Verhältnisse der jüngeren Steinzeit geklärt. Über verschiedene Einzelkulturen und besonders deren Keramik liegen bereits Bearbeitungen vor, so über die Walternienburg-Bernburger Keramik von Nils Nillasson, die Bandkeramik von Heinrich Butschkow, die Schönfelder Keramik und Kultur von Walter Nowothnig und die Rössener Keramik und Kultur von Franz Niquet. Auch konnten neue Gruppen festgestellt und herausgearbeitet werden, deren Bedeutung über das mitteldeutsche Gebiet weit hinausgeht, so die Baalberger und die Salzmünder Gruppe durch Nils Nillasson und Paul Grimm. In großen Zügen ließ sich die Gesamtentwicklung der Vorgeschichte Mitteldeutschlands klären, die das wechselnde Schicksal dieses Landes erkennen läßt zwischen kultureller Einheit etwa in dem Gesamttraum des heute als Mitteldeutschland bezeichneten Landes und der Aufteilung in eine Mehrheit von Kulturen und Völkern, die hier zusammenstoßen. Um dieses Gesamtbild hat sich besonders auch der Verfasser dieses Beitrages in jahrelanger Arbeit bemüht. Mit der von Kossinna ausgearbeiteten Methode, der bereits in Hauptzügen die Ausbreitung von vorgeschichtlichen Völkern in Deutschland festgestellt hatte, konnte in Mitteldeutschland besonders erfolgreich gearbeitet werden. Es entstanden hier Siedelungskarten über die vorgeschichtlichen Zeiten Mit-



teldeuschlands, aus denen die Geschichte abzulesen ist. Die Verhältnisse zwischen germanischer Kultur und illyrischer Kultur im Osten, vorkeltischer und keltischer Kultur im Süden des Landes in der Bronzezeit und Eisenzeit wurden so im wesentlichen geklärt. Diesen Forschungen diente auch die Aufnahme der Lausitzer Kultur und die Behandlung der Bronzezeit Thüringens durch Helmut Agde, die Herausarbeitung der sich bei Halle in der frühen Eisenzeit begegnenden Kulturen und Einflüsse durch Friedrich Holter und die Bearbeitungen des Vordringens der Germanen gegenüber den Kelten in den letzten Jahrhunderten v. Chr. durch den Verfasser. Ebenso wurde die Frühgeschichte Mitteldeutschlands in der Hermundurenzeit und in der Völkerwanderungszeit in Arbeiten des Verfassers behandelt. Wichtige Neufunde waren diesen Forschungen besonders förderlich. Es seien hier nur die reichen Grabfunde von Leuna der Zeit um 300 n. Chr. erwähnt, ferner die Untersuchung des Gräberfeldes der Zeit des Thüringer Reiches von Obermöllern (Holter) und die Funde aus dem Gräberfelde derselben Zeit von Stößen, Kr. Weißenfels, aus dem als ein für Mitteldeutschland einzigartiges Stück ein germanischer Helm stammt (Sundbergungen Wehr-Stößen). Zu den wertvollsten Erwerbungen der Landesanstalt gehört weiter der Aufsehen erregende Reiterstein von Hornhausen, der in der Frühzeit von Sahnes Tätigkeit dem Museum von Krupp von Bohlen und Halbach und Freiherrn von Wilmowsky gemeinsam gestiftet wurde. Ein eigenartiger Zufall wollte es, daß Sahne es noch erleben konnte, daß ein Gegenstück dazu in Morsleben entdeckt wurde (Bericht darüber von Paul Grimm in diesem Bande). Die frühdeutsche Zeit fand durch Grimms Arbeiten Förderung, die slawische Besiedelung durch Forschungen unseres im Felde gefallenen Georg Krüger, weiter durch Christoph Albrecht und schließlich durch Werner Hülle, in dessen Hand auch die Burgwall-Aufnahme lag. Von Paul Grimm wurde als Doktorarbeit ein Landesteil im Herzen Mitteldeutschlands, das südliche Harzvorland, siedlungskundlich durchgearbeitet. Landesaufnahmen in einzelnen Kreisen der Provinz wurden zum Teil von der Landesanstalt (für die Ostkreise durch Otto Friedrich Gandert), z. T. durch die rührigen Leiter einzelner Heimatmuseen in Angriff genommen oder auch durchgeführt. Wichtige Untersuchungen über die Verarbeitung mitteldeutscher Kupfer- und Zinnerze seit dem Ausgang der Steinzeit durch Hüttendirektor Witter werden von der Landesanstalt gefördert.

In- und ausländische Forscher konnten Materialien der Landesanstalt für Arbeiten allgemeiner Bedeutung wie für heimatkundliche



Aufgaben benutzen. Das übersichtlich geordnete Fundarchiv trug wesentlich zur Erleichterung besonders der letztgenannten Arbeiten bei. Befruchtend wirkt sich die Arbeit der Landesanstalt auch auf die Forschungen der in den verschiedenen Landesteilen wirkenden Kräfte aus. Die Jahresschrift der Landesanstalt bot Gelegenheit, wichtige Forschungsergebnisse der Landesanstalt, der Heimatmuseen und einzelner Forscher den weiten Sachkreisen zu vermitteln.

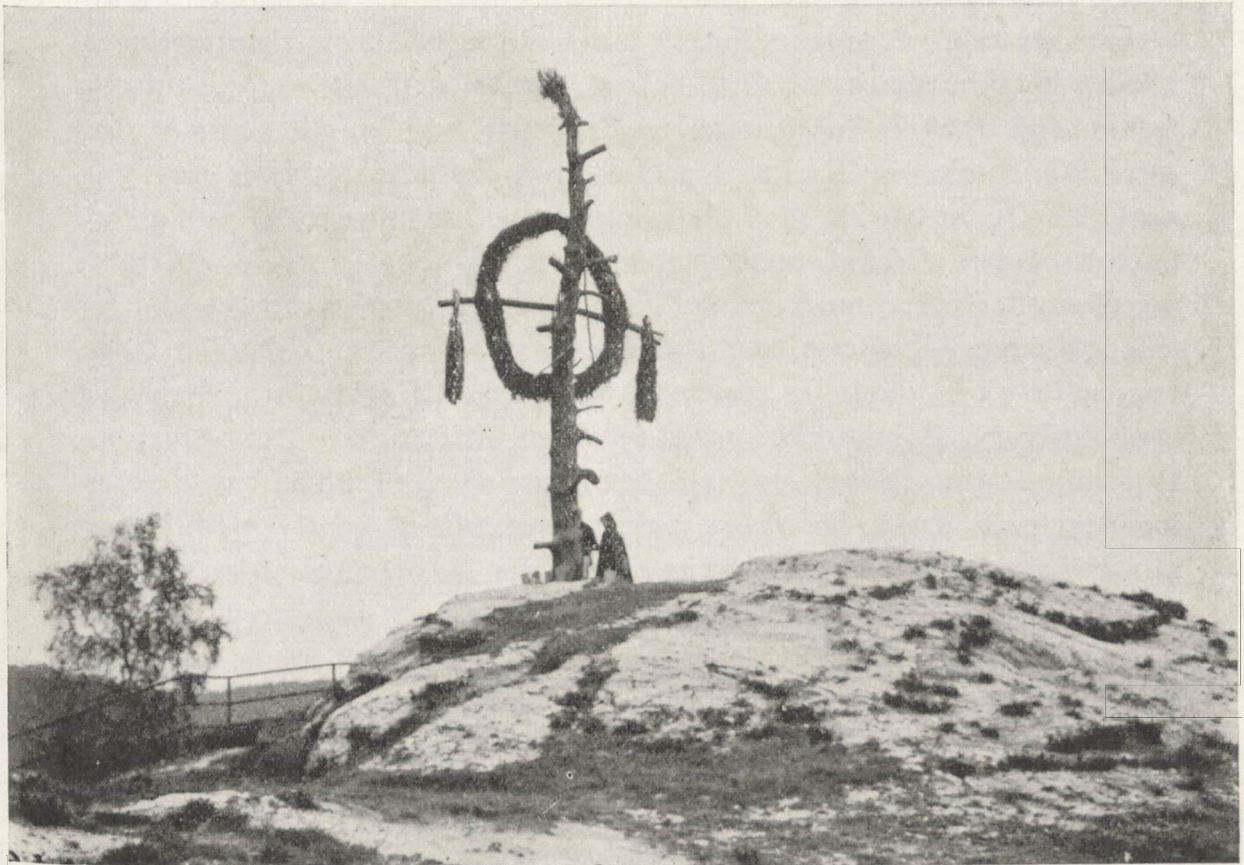
Außer unserer seit 1902 bestehenden Jahresschrift und den von Zahne geschaffenen Veröffentlichungen der Landesanstalt wurde im Jahre 1934 die den weiten Selferkreisen der Landesanstalt gewidmete volkstümliche Zeitschrift *Mitteldeutsche Vorzeit* — seit 1935 *Mitteldeutsche Volkheit* — mit einem Geleitworte Zahnes begründet.

Die hervorragende wissenschaftliche Bedeutung der Landesanstalt fand ihre Anerkennung auch darin, daß im Jahre 1925 die Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte Halle als Tagungsort wählte, aber besonders darin, daß im Jahre 1934 der aus Kossinnas Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte, an deren Gründung Zahne wesentlichen Anteil hatte, hervorgegangene Reichsbund für deutsche Vorgeschichte in besonderer Ehrung für Zahne seine erste Tagung in Halle abhielt.

Die Anstalt für die mitteldeutsche Landesforschung hat bisher ihre Aufgaben erfüllt, ohne sie wäre die einheitliche Erforschung des vom Leben durchpulsten Herzraumes nicht nur des deutschen Landes sondern auch ganz Mitteleuropas gewiß kaum mit den bisher erzielten Ergebnissen durchzuführen gewesen, durch die in demselben Maße die Kunde vom deutschen Volke wie auch die allgemeine Vorgeschichtswissenschaft wesentliche Bereicherung erfahren haben. Ob eine derartige Landesanstalt notwendig ist, diese Frage, die bei Gründung des Museums im Jahre 1912 in Voraussicht von den maßgeblichen Stellen schon bejaht wurde, kann dank der großzügigen weitsichtigen Arbeit des ersten Leiters Hans Zahne jetzt überhaupt nicht mehr aufgeworfen werden. Die deutsche Mitte hat ihre Eigengeschichte, die von der aller anderen Landschaften unterschieden ist, und die zugleich einen besonders wichtigen Teil am Gebäude der gesamten deutschen Geschichte ausmacht: hier läßt sich heimische Kultur bis in die Urzeit des Menschen, als der Norden Europas noch unter Eis lag und in noch frühere Zeiten zurückverfolgen, hier war ein Kerngebiet der nordischen Auswanderungsstämme, die wir als Indogermanen bezeichnen. Hier ist das Vordringen germanischer Kultur und germanischen Volkstums im Laufe der Zeiten und der Auseinandersetzung der Germanen mit ihren Nachbarvölkern, Illyrern, Vorkelten und Kelten bis zur vollen



Herrschaft der Germanen zu verfolgen. Hier haben wir das Ausgangsgebiet für Germanenwanderungen nach Südwesten. Hier bildeten dann Germanen die Grenzwehr gegen Slawen, hier ist das deutsche Kernland der Sachsenkaiser, von hier läßt sich der Weg der Wiedereindeutschung des alten Germanengebietes östlich von Elbe und Saale verfolgen. Hier war schon in der Vorzeit ein Land besonderer Bevölkerungsansammlung und Auseinandersetzung, auch ein Land schaffender Arbeit. Ein Grenzgebiet von Völkern und zu Zeiten ein Kerngebiet blühender Kulturen, von denen Prachtfunde zeugen, deren hervorragendste Stücke in diesem Bande im Bilde wiedergegeben sind — das ist unser Land der deutschen Mitte. Über der Forschungsarbeit aber waltete Hans Sähne mit seinem Wissen und Können als treuer Sohn seiner mitteldeutschen Heimat.



Die Queste von Questenberg, Südharz.



## Hans Hahne und Anhalt.

Von Staatsminister a. D. Dr. h. c. Müller, Dessau.

Wenn ich das Verhältnis meines verewigten Freundes Hans Hahne zu Anhalt mit drei Worten umschreiben soll, so finde ich nur diese: Er liebte Anhalt! Liebte die weiten Ebenen zwischen Sarz und Elbe mit ihren an oberirdischen Früchten und unterirdischen Sunden gleich unerschöpflichen Böden. Liebte die stillen Berge und Laubwälder des Sarzes, dem viele Vorfahren seiner Ahnenreihe entsprossen waren, nannte sich darum wohl selbst gern einen Sarzer. Liebte mit seiner allem Schönen aufgeschlossenen Dichterseele die Auen des Dessauer Landes und die wechselvolle Landschaft zwischen Elbe und Gläming, die überall die Narben und Schrammen der Eiszeit auf ihrem Antlitz trägt.

Hans Hahne, in dem sich der Blick des Sehers mit dem überragenden Wissen des Vorgesichtlers und der Einfühlungsgabe des Dichters wunderbar verband, erkannte in Anhalt mit Recht mehr als ein kleinfürstliches, durch glückliche Heiraten, Erbschaften, Handelsgeschäfte und Raubzüge zusammengebrachtes Zufallsgebilde. Erkannte, daß Anhalt von jeher den Brennpunkt eigener Kulturen gebildet hat, seitdem nordische und vor-nordische Völker das Land in Besitz genommen und hier festen Fuß gefaßt hatten. Dieser Gedanke war in ihm schon während seiner Wanderjahre gereift, noch ehe er zum Leiter der Landesanstalt berufen wurde: schon in jenen stilleren Zeiten vor dem Weltkriege, als er in der friedlichen Abgeschiedenheit des Schlosses Kühnau die wirren Massen der „Herzoglich Anhaltischen Sammlung vaterländischer Altertümer“ durchforschte. Und, wie es ihm später, als diese Kühnauer Sammlung in das Landesmuseum nach Zerbst überführt war, immer wieder Freude machte, dort alte Bekannte in neuer Umgebung anzutreffen — oft habe ich hierbei sein untrügliches Gedächtnis bewundert —, so kehrte er auch gern zu jenem Lieblingsgedanken zurück. Wies darauf hin, daß schon lange, bevor das Fürstentum der Askanier ins Leben getreten war, in diesem Gebiete ein „geheimes Anhalt“ bestanden hat, das sich in seiner Kultur mit deutlichen Grenzen von der Umgebung abhebt. Von hier, so lehrte er, hätten wiederholt junge, scharf ausgeprägte Kulturen ihren Anfang genommen und zum Teil auch ihren Weg ins Weite gefunden: so in der jüngeren Steinzeit die eigenartige Walternienburger und Bernburg-Latdorfer Kultur,



die man besser die „anhaltische“ nennen sollte. Dann habe die Bronzezeit in den mächtigen Urnen des Köthener Landes mit ihren breit ausladenden, quellenden Formen geradezu ein vorgeschichtliches „anhaltisches Barock“ herausgebildet, und noch später sei auf dem Boden jenes „geheimen Anhalts“ von Dessau bis Frose die Hainsurnenkultur mit ihrer tiefen Symbolik entstanden, die in der Umgebung weit und breit kaum ihresgleichen gehabt habe. Anhalt, so meinte Hans Sähne, sei allezeit ein wichtiger Vorposten der nordischen oder doch nordisch bestimmten Kultur gewesen: deutlich zeige das die Tatsache, daß die Südgrenze des Landes zugleich die Grenze der Verbreitung der großen Steingräber bilde, daß jede Bewegung der nordischen Kultur, die sich in einem Wandel des Stiles geäußert habe, in jenem „geheimen Anhalt“ ihren Nachhall erlebt und ihre untrüglichen Beweisurkunden im Schoße der Erde zurückgelassen habe. Auf den herrlichen Böden der Schwarzerde mit ihrem günstigen Klima habe offenbar der nordische Mensch eine Daseinsgrundlage gefunden, die ihn durch ihren Reichtum angezogen, ihn zu Höchstleistungen befähigt und angespornt habe. So sei es auch durchaus verständlich, daß dieses „geheimen Anhalt“ an der Wiedereroberung des ehemals deutschen Ostens, an der Erschließung der wendischen Länder für die deutsche Kultur rühmlichen Anteil habe, daß jener großartigen Bewegung in dem gewaltigen Markgrafen Gero, in dem nicht minder bedeutenden Markgrafen Albrecht dem Bären gerade hier die geborenen Führer erwachsen seien. — Es freute ihn, wenn ich zur Bestätigung seiner Auffassung hinzufügte, daß in Anhalt auch das sächsische Recht durch Eike von Reppehau im „Sachsenspiegel“ die klassische Prägung gefunden und in dieser Form von hier aus seinen Siegeszug in das Neusiedlungsgebiet des Ostens und darüber hinaus in die Slawenländer angetreten hat: ein Vorgang, der lebhaft und überzeugend an die Entstehung und Ausstrahlung vorgeschichtlicher Kulturen erinnert! So maß Hans Sähne auch der Wirksamkeit des Fürsten Ludwig von Anhalt höchste Bedeutung bei, der mitten in den Nöten und Greueln des Dreißigjährigen Krieges seine Residenz, die kleine, damals noch unbedeutende Landstadt Köthen, durch die Fruchtbringende Gesellschaft zu einem Mittelpunkt des geistigen Deutschlands, zu einem Bindeglied zwischen den deutschen Stämmen in Ost und West gemacht hat. So würdigte er vor allem die außerordentliche Persönlichkeit des Fürsten Franz von Anhalt-Dessau, der als Erster in Deutschland die Heimkehr zur Gotik, dem germanischen Baustil des Mittelalters, vollzog und ihn neubelebte, der an die Stelle der französisch-italienischen Gartenkunst den neuen zuerst in England ausgebildeten nordischen Parkstil



einführte, der durch seine Sammlungen alter deutscher, niederländischer und schweizerischer Meister unser Volk immer wieder auf die Bedeutung der deutschen Kunst des Mittelalters hinwies.

Über diese Dinge konnte er immer wieder mit Begeisterung sprechen, verlor sich vielleicht vorübergehend in Einzelheiten, fand aber stets den Rückweg zu dem Hauptgegenstande, um den er mit bitterem Ernste rang und freiste. Er ging stets aufs Ganze. Wohl wußte er als Vorgeschichtler sorgfältige Spaten- und Sammlerarbeit zu schätzen; doch lag ihm persönlich weit mehr, als am Zusammentragen von Einzelheiten, an der Erkenntnis der Grundlagen der Art und des Seins unseres Volkes und an der Herausarbeitung der großen Linien seines Werdegangs. Hier fand seine Einfühlungs- und Sehergabe ihr wahres Feld, und er liebte es, wenigstens im Gespräch, seine Gedanken hierüber scharf zuzuspitzen, nicht selten bis zum scheinbaren Selbstwiderspruch. Dabei kam es dann häufig zu munteren Wortgefechten, namentlich bei Auseinandersetzungen mit Vertretern der Kunstgeschichte. Selten habe ich größere Gegensätze so dicht nebeneinander kennen gelernt als auf der einen Seite Hans Zahne und auf der anderen den ausgezeichneten Konservator der Denkmale der Provinz Sachsen, Walter Ohle (aus Dessau), den nun auch schon lange der kühle Rasen deckt. Beide hatten ihre Geschäftsräume jahrelang gemeinsam in dem stattlichen Bau der Landesanstalt. Beide führten aber auch, trotz aller persönlichen Freundschaft, einen ewigen Krieg miteinander, der sich gelegentlich in gigantischen wissenschaftlichen Schlachten, meist jedoch in harmlosen, gerade darum aber für den Dritten um so vergnüglicheren Gefechten entlud. Wie hätte es bei so wesensverschiedenen Naturen auch anders sein können. Nichts kennzeichnet die beiden Persönlichkeiten, den bis zur Eulenspiegelei witzigen, immer humorvollen Ohle und den jovial-überlegenen Zahne besser als ein reizender, kleiner Zwischenfall, den ich selbst miterlebte. Sie hatten sich in einem Redezweikampf stark erhitzt. Ohle insbesondere war durch die Kühnheit irgendeiner geistvoll paradoxen Behauptung Zahnes in Harnisch gebracht und wollte den Zwiespalt der Meinungen — halb scherzhaft — auf einen Wettstreit zwischen den wissenschaftlichen Methoden der vorgeschichtlichen und der kunstgeschichtlichen Forschung hinausspielen. „Wissen Sie denn überhaupt, Zahne“, so rief er schließlich, „worin der grundlegende Unterschied zwischen dem Kunsthistoriker und dem Vorgeschichtler besteht?“ „Nun, darüber braucht man eigentlich nicht zu reden!“ meinte Zahne. Hierauf Ohle: „Aha! Aus Ihrer ausweichenden Antwort merke ich: Sie wissen es nicht! Dann will ich es



Ihnen sagen. Also! Der Kunsthistoriker trifft zunächst vorsichtig tausend Feststellungen und zieht dann hieraus ebenso vorsichtig einen Schluß. Der Vorgesichtler dagegen begnügt sich mit einer Feststellung und zieht hieraus tausend Schlüsse." In das fröhliche Lachen, das dieser scherzhaften Wendung folgte, tönten mit überwältigender Ruhe Sahnes gewichtige Worte: „Da haben Sie eben, mein lieber Ohle, selbst den besten Beweis dafür geliefert, wie überlegen die Methoden unserer Wissenschaft sind!“ Nun hatte er die Lacher auf seiner Seite, und Ohle war der erste, der in das allgemeine Gelächter einstimmte.

Ein andermal äußerte sich ein von mir hochgeschätzter Kunstgelehrter in Sahnes und meiner Gegenwart etwas wegwerfend über ein bäuerliches Ziermotiv, das anscheinend nachträglich in die reichgeschnitzte Rückenlehne eines Barockstuhles (in meinen Sammlungen) sauber eingegraben war und von ihm als stilwidrig und dürftig bezeichnet wurde. Sahne betrachtete den Stuhl aufmerksam und wandte sich dann zu dem Kritiker mit den ernstesten Worten: „Sie nennen die Verzierung, die an jeder der vier Ecken der Rückenlehne angebracht ist, stilwidrig und dürftig. Vom Standpunkt Ihrer Stillehre mögen Sie allenfalls recht haben. Kommt es denn aber wirklich hierauf an? Was Sie bemängeln, ist das Lebensbaummotiv. Glauben Sie mir! Ehe die Stilrichtung aufkam, die der Kunstgeschichtler „Barock“ nennt, ist das Lebensbaummotiv seit Jahrtausenden Gegenstand der Ehrfurcht des nordischen Menschen gewesen. Ihr Barock ist, kaum entstanden, schon wieder vergangen; das Lebensbaummotiv dagegen hat es überdauert und wird es noch Jahrtausende überdauern.“ „Richtig!“, warf ich ein, „es steht jenseits von Stil und Zeit, wie alle Ewigkeitssymbole, die in den Tiefen der Volksseele verwurzelt sind.“ „Ja!“ schloß Hans Sahne, „das ist auch meine Meinung. Die stilkritische Betrachtung gibt im übrigen Maßstäbe nur für das festumschriebene Gebiet der Kunstgeschichte; nicht einmal für das der Ästhetik. Wenn man sich von jener stilkritischen Betrachtungsweise frei macht, dann geht das bäuerliche Lebensbaummotiv mit der Barockschnitzerei durchaus zusammen. Letzten Endes sind doch beides Schöpfungen deutscher Menschen.“ —

Wo immer Hans Sahne war, regte sich Leben, entzündeten sich die Geister, ging es um die höchsten Probleme. Er stand fest auf dem Boden seiner Weltanschauung und verteidigte sie mannhaft; aber die Herzensgüte, die ein Grundzug seines Wesens war, versöhnte auch den Gegner. Sie äußerte sich auch in seiner steten, uneigennützigen Hilfsbereitschaft.



Sooft wir Hans Zahnes sachkundigen Freundesrat benötigten, — und das war häufig der Fall —, niemals haben wir ihn vergeblich bitten müssen; immer war er, so bald er es konnte, zur Stelle, wenn unser Ruf an ihn erging. Dankbar erinnere ich mich namentlich seiner wertvollen Unterstützung bei der Einrichtung und dem Ausbau des Landesmuseums in Jerbst, in dem wir nach der Staatsumwälzung von 1918 durch den verdienten Professor Dr. Gustav Hünze die alten Kühnauer Sammlungen und anderes kostbares Erbgut der Vergangenheit bergen und nach wissenschaftlichen und volkserzieherischen Gesichtspunkten sichten und neu aufstellen ließen. Zahne besuchte uns in jenen arbeitsreichen Jahren häufig und durchwanderte dann mit uns öfters auch die prächtigen Räume des Jerbster Schlosses und die in ihnen untergebrachten Sammlungen, in die erst allmählich Ordnung kam. Bei der Vielseitigkeit seines Geistes nahm er an allem, was er dort fand, warmes Interesse, besonders natürlich an den Dingen, die in seine eigensten Arbeitsgebiete, die Vorgeschichte und die Volkskunde, fielen. Hier gab er aus seinem reichen Besitz an Wissen und Erfahrungen immer wieder Anregungen und Winke für den planmäßigen Aufbau der Sammlungen und ihre weitere Ausgestaltung als „Küstkammer für den großen Gang in die Zukunft“. Die grundlegenden Gedanken, für die er hier warb, hat er später auf unsere Bitte in dem schönen Aufsatz „Deutsche Vorzeitforschung“ in dem Jubiläumsheft der Anhaltischen Geschichtsblätter (1925) niedergelegt. Das hierin enthaltene gedrängte Programm wird uns stets ein teures Vermächtnis bleiben und uns allzeit als Richtschnur dienen. Aber auch seine mündlichen Anregungen werden im Landesmuseum nachleben, und ebenso wird es nicht vergessen werden, wie er mit seinem durchdringenden Blick für das scheinbar Unbedeutende und seiner wunderbaren Assoziationsgabe in Erscheinungen der Gegenwart oder jüngsten Vergangenheit das Nachleben ältesten Kulturguts erkannte. Es hat mich — ich bekenne dies gern — geradezu überwältigt, als er mich einmal darauf aufmerksam machte, daß sich an dem primitiven beinernen Anhänger (der sogen. Leier) eines Harzer Schäferranzens (um 1850) in meinen Sammlungen zum Teil die gleichen magischen Zeichen eingegritzt finden, wie an der berühmten Trommel von Hornsömmern.

Schade, daß nicht alle die tiefen Worte, die er hier gesprochen hat, aufgezeichnet worden sind, daß er keinen Eckermann gefunden hat, der den überschäumenden Reichtum seiner Gedanken aufgefangen und in Form gebracht hätte. Um so erfreulicher ist es, daß sein Geist in seinen Mitarbeitern weiterlebt, die sein Erbe in der Landesanstalt treu bewahren



und kommenden Geschlechtern unseres Volkes weitervererben werden. Dankbar müssen wir Hans Sahne dafür sein, daß er sie uns zugeführt hat: seinen derzeitigen Nachfolger Professor Dr. Walter Schulz und die Assistenten Dr. Niclasson, Dr. Grimm, Dr. Bicker, Niehoff, Dr. Nowothnig u. a., denen allen wir für viele wertvolle Dienste verbunden sind. —

Indem ich diese Zeilen niederschreibe, tritt mir das Bild des ausgezeichneten Mannes und Freundes mit erschütternder Lebendigkeit vor die Seele. Mir ist, als schritte er wieder mit mir durch die einzigartigen Sammlungen der Landesanstalt, erklärend, deutend. Ich durchwandere mit ihm die Säle des Schlosses zu Zerbst; er gibt, ohne daß man ihn im einzelnen befragen müßte, überall praktische Ratschläge. Hier fesselt ihn die merkwürdige Zerbster Butterjungfer oder eine Elle, die ein Harzer Schäfer vor hundert und etlichen Jahren mit altüberlieferten Zeichen und Verzierungen geschnitzt hat, oder ein ostgermanischer Fund aus der Saalegegend. Dann wieder stehe ich mit ihm auf der vorgeschichtlichen Burganlage zu Grimmsleben, deren Ausgrabung und Durchforschung die Landesanstalt leitete; dort weiht er mich in die Geheimnisse der Wünschelrute ein, lehrt mich, sie richtig zu handhaben, und freut sich, daß mir dies gelingt. Mit größtem Interesse erkundigt er sich darauf nach den Beziehungen der Wettiner zu Grimmsleben, und es entspinnt sich ein langes Gespräch über ihre Herkunft und Schicksale. Wir fahren von dort zur ehrwürdigen Stiftskirche in Nienburg, wo die Monatssäule ihn unwiderstehlich anzieht und ihn zu tiefsinnigen Betrachtungen anregt. Er besichtigt mit mir die großen Steingräber bei Grimmsleben und Latdorf, die Wallanlagen bei Aderstedt und Sandersleben sowie die alte Reichsburg Freckleben . . . Ich höre seinen letzten Vortrag im Anhaltischen Kunstverein zu Dessau im Oktober 1934 und lausche dann nochmals im gastlichen Hause des Hofkammerpräsidenten Dr. Geß, wo wir uns nach dem Vortrag im kleinsten Kreise trafen, seinen Worten. Sein Geist war noch immer rege, aber sein Gesundheitszustand erfüllte mich mit Sorge. So werden tausend Erinnerungen wach und drängen sich zu.

Am 5. Februar 1935 stand ich inmitten der Trauerversammlung, die ihm die letzte Ehre erwies, um für das Anhaltische Staatsministerium einen Kranz an seiner Bahre niederzulegen und von der sterblichen Hülle des heimgegangenen Freundes Abschied zu nehmen, der sich allzu früh im Feuer seines Genius verzehren mußte. Ich schloß meine kurze Traueransprache mit dem Gelöbnis, das auch dieses Gedenkblatt abschließen soll:

„Treue und Freundschaft, die uns mit Dir im Leben verbanden, wird Dir das Anhaltland über Tod und Grab hinaus in dankbarem Herzen bewahren, Hans Sahne. Ruhe in Frieden!“



# Ein Gruß aus Schweden.

## Wissenschaftliche Autorität.

Von Dozent Dr. Nils Åberg, Stockholm  
Mitarbeiter der Landesanstalt 1916 (siehe Abb. S. 228).

Wollte ein Forscher sich die Frage stellen, weshalb er forscht, so kommt ihm vielleicht eine alte und wohlbekannte Redensart in den Sinn, die da sagt, daß das Suchen nach Wahrheit ihm einzige Richtschnur ist; im Innersten fühlt er dann wohl, daß diese hochtönenden Worte der akademischen Festreden im Grunde leer und nichtsagend sind. Und richtet er den Blick auf die praktischen Seiten seiner Tätigkeit und das Ziel, dem er mehr oder minder bewußt zustrebt, so findet er vielleicht, daß der Gedanke an Auskommen, Beförderung und Stellung einen Teil der Kraft ausmacht, die die Richtung seiner Tätigkeit bestimmt, dennoch aber nicht Ursprung und Wurzel der Freude ist, die seine Arbeit ihm schenkt, des rätselhaften Hochgefühls, das er zuweilen verspürt, und das sich zu einer Intensität steigern kann, wie sie das Leben sonst selten kennt. Er spürt dann vielleicht, daß die Arbeitsfreude die eigentliche Triebkraft und Stärke seiner Forschung ist, und daß ihr Reiz darin liegt, daß der Gedanke gleichsam hinspielt über den Forschungsstoff, der bezwungen werden soll, und dem der Forscher in gewisser Weise den Stempel seines eigenen Willens aufdrücken darf. Daß er die Wahrheit sucht, ist etwas Selbstverständliches; aber die Wahrheit findet er nicht wie eine verlorene Perle im Grase, er schafft sie selbst, und so ist sie sein und niemand anderem zu eigen. Dies, selbst zu schaffen, ist der Herzpunkt seiner Forschung. Man mag ihn einen weltfremden Gelehrten nennen und einen Sucher nach dem Stein der Weisen oder der Perle der Wahrheit; das Bild ist falsch. In seiner Forschung ist er vielmehr ein Despot und machtlüfterner Mann, die Wahrheiten anderer je nach seiner Anlage bald verneinend und bekämpfend, bald sie duldend oder auch würdigend, nur die Wahrheit liebend, die er selbst gewirkt oder sich zu eigen gemacht hat, ihr hingegeben nur im Augenblick des Schaffens.

Mit diesen mehr oder minder veredelten Machtinstinkten in sich geht er zum Angriff auf sein Forschungsmaterial, nicht so sehr um der Wahr-



heit selbst willen, als getrieben von der Lust zu beherrschen. Nur selten ist es ihm jedoch vergönnt, dabei jungfräulichen Boden zu betreten und sich so von Beginn an eigenen Weg zu bahnen. In der Regel haben sich andere schon lange mit denselben oder ähnlichen Fragen beschäftigt, haben sozusagen Land unter den eigenen Pflug genommen, und so fällt ihm denn die Beute nicht mehr allein zu, er muß sie mit anderen teilen. Schon von fern hört er daher gleichsam einen Chor von Stimmen, alle darauf pochend, daß ihnen geglaubt, daß ihre Leistung gebührend beachtet werde. Der Neuling kann jedoch nicht, dem Odysseus der Sage gleich, sein Ohr dem Sang der Sirenen verschließen, er ist vielmehr genötigt, ihm aufmerksam zu lauschen. Täte er es nicht, so würde er das Werk von Generationen wieder von neuem beginnen müssen; für ihn gilt es, an dem Punkte einzusetzen, wo andere geendet haben. Seine Einstellung zu seinen Vorgängern und seine Fähigkeit, die Leistungen, die bereits vorliegen, zu beurteilen und zu bewerten, bilden daher die Grundlagen für seine eigene Forschung, und so kann man auch sagen, daß die Art, wie der noch junge und unreife Forscher seine Sache vor dem Forum der wissenschaftlichen Autorität verfährt, bestimmend für sein eigenes Schicksal wird.

Versuchen wir hier in wenigen Worten die Einstellung eines Forschers zu dem Werk seiner Vorgänger und die Art, wie er wissenschaftlicher Autorität gegenüber reagiert, zu charakterisieren, so kann man sagen, daß in der Menge von Spielarten und Nuancen drei schärfer umrissene und gleichsam reingezüchtete Forschertypen hervortreten, um die sich die übrigen dann wie die Farben in einem Spektrum um die Hauptfarben herum gruppieren.

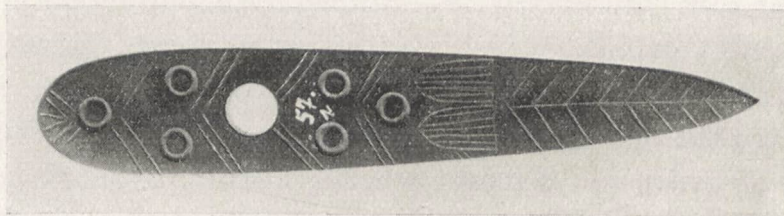
Ein in gelehrten Kreisen gewöhnlicher Typ ist so der Autoritätsgläubige, der, bildlich gesprochen, sein ganzes Leben hindurch zu den Füßen des Meisters sitzen bleibt. Ein treuer und ergebener Schüler braucht er deshalb nicht immer zu sein; bisweilen protestiert er laut, bisweilen beginnt er Streit um Bagatellen, bisweilen macht er sich die Gedanken anderer zu eigen. Das Wesentliche ist jedoch, daß er in der Tiefe seines Instinkts unselbständig ist und daher nicht die Fähigkeit und nicht die Kraft besitzt, den Zauberkreis der Autorität zu durchbrechen.

Der zweite Forschertyp ist der an nichts glaubende Skeptiker, der die Autorität durch glattes Verneinen überwunden hat. Für die Forschungsarbeit anderer hat er nichts als ein höhnisches Lächeln, und kennzeichnend für ihn die zuweilen ins Geniale gehende Vernichtungslust, gepaart mit der Unfähigkeit zu positiver Leistung. Die negative Einstellung zur Autorität mündet hier in Chaos und wissenschaftliche Sterilität.



Den dritten Forschertyp bezeichnet eine eigentümliche Mischung der Eigenschaften der anderen. Von der einen Seite her ist ihm eine sympathische Einstellung zur Autorität überkommen, von der anderen Seite stammt der Geist der Opposition. Diese einander entgegengesetzten Instinkte verleihen dem Forscher die Gabe der Objektivität und die Fähigkeit, Fremdes zu bewerten. Die Sympathie ermöglicht es ihm, sich in die Gedanken anderer einzuleben und so sich anzueignen, was darin von positivem Wert vorhanden ist; aber gleichzeitig damit wacht der Geist der Opposition und sieht die Fehler und Mängel, für welche die Sympathie leicht blind ist. Das harmonische Zusammenspiel dieser gegensätzlichen Instinkte ist also, kann man sagen, die Voraussetzung für eine objektive Forschung.

Die Einstellung des Forschers zur wissenschaftlichen Autorität ist instinktiv, sie ist zwar der Einwirkung der Intelligenz unterworfen, aber dennoch im Grunde unabhängig von dieser. Die drei Forschertypen, die hier beschrieben worden, unterscheiden sich auch nicht voneinander durch verschiedene Intelligenz, sondern die Verschiedenheit ist bedingt durch die Entwicklung ihrer Kindheit und ihr Verhältnis zu den ersten Autoritäten, die ihnen damals entgegentraten und die ihnen überlegener waren als alle anderen, denen sie später im Leben begegnet sind. Das Kind reagiert gegen die Autorität mit Liebe oder Haß, Gehorsam oder Trotz, und die Wahl der Taktik, die hier geschieht, bleibt fortan entscheidend für die Charaktergestaltung. Hier steht die Wahl noch offen, aber nicht danach, und in gewisser Weise kann man daher sagen, daß ein Forscher wird, wozu er damals ward. In seinem Instinkt bewahrt er den Gehorsam, den Trotz und den Haß. Der sterile und alles verneinende Skeptiker hat etwas von dem alten Haßgefühl in seiner Seele verborgen. Aber der positive, schöpferische Skeptizismus erwächst als ein Protest gegen das eigene Gefühl der Ehrfurcht und Hingebung.



Prunkfakt von Wegwitz, Kr. Merseburg.  $\frac{1}{4}$ .



## Ältere und mittlere Steinzeit.



Ranis, Dilsenhöhle.  $\frac{1}{1}$ .







# Die Bedeutung der Funde aus der Ilfenhöhle unter Burg Ranis für die Altsteinzeit Mitteleutschlands.

Von Dr. Werner Sülle, Institut für germanische Vorgeschichte und Frühgeschichte der Universität Berlin.

Mitarbeiter der Landesanstalt 1929—1935.

Es ist bei der weitreichenden und umfassenden Forschungsrichtung von Hans Sähne nicht leicht zu entscheiden, welchem Abschnitt der Vorzeit sein besonderes Interesse gegolten hat. Das ist aber gewiß, daß seine erste Liebe den Problemen der Altsteinzeit gehörte und daß er in seiner Lebensarbeit immer wieder Entscheidendes zu ihrer Lösung beigetragen hat. Es sei nur an die „Kolithenfrage“ erinnert, der er nicht nur mit theoretischen Erwägungen, sondern auch mit praktischen Versuchen zu Leibe rückte und so zu der Unterscheidung von echten und Pseudowerkzeugen Wichtiges beitragen konnte. Schon früh (1907) hat er auch zusammen mit dem befreundeten Geologen E. Wüst eine wissenschaftlich genaue Bearbeitung des damals wichtigsten altsteinzeitlichen Fundplatzes Mitteleutschlands von Weimar — Taubach — Ehringsdorf in Angriff genommen und dabei auf die große Bedeutung dieser Fundstelle für die Altsteinzeit Mitteleuropas hingewiesen. Schon damals erkannte Sähne, daß die Hauptaufgabe in der Herausarbeitung einer detaillierten lokalen Chronologie besteht und nicht in einer unfruchtbaren Diskussion über die Einstufung in das westeuropäische Schema. Reisen nach Frankreich erweiterten seinen Gesichtskreis und ein reger Gedankenaustausch mit dem Anthropologen Hermann Klaatsch brachte wichtige neue Erkenntnisse. Fast möchte man es bedauern, daß Sähne diese bleibenden Erkenntniswerte nicht schriftlich niedergelegt hat, wenn er auch viele Anregungen und Wegweisungen mündlich und durch seine Museumsarbeit weitergab. Als er dann nach Begründung seiner Landesanstalt die Betreuung der Vorgeschichte Mitteleutschlands übernahm, galt sein Interesse selbstverständlich besonders auch der Altsteinzeit. Der Erwerb einer reichen Sammlung von Funden aus Ehringsdorf und ausgewählt guter und zahlreicher Vergleichs-Stücke aus Frankreich und Belgien, der Sammlung Brecht usw. legte bald den Grundstock zu einer vorbildlichen Altsteinzeitsammlung, die gleichermaßen der Forschung und Lehre auf diesem Gebiete dienen konnte. Bald kamen auch dazu Funde aus dem engeren



Forschungsgebiet der Landesanstalt, von denen nur die bei der von Sahn geleiteten Ausgrabung in Rabutz gehobenen erwähnt seien. Als die Erweiterung der Landesanstalt es ermöglichte, über die stets fast die verfügbaren Kräfte übersteigenden Bergungsarbeiten hinaus planmäßige Ausgrabungen zu unternehmen, begann unter der Ausgrabungsleitung von J. Andree die Durchforschung eines vielversprechenden Höhlengebietes in der Umgebung von Kanis, Kr. Siegenrüd. Ein Zufall bescherte bald darauf eine ausnehmend reiche Aurignacienfundstelle bei Breitenbach Kr. Zeitz, deren Ausgrabung Sahn damals Nillasson übertrug. Die wichtige Magdalénienstation bei Saaleck konnte der Verfasser in Sahn's Auftrag untersuchen und die Neuaufstellung des Altsteinzeitsaales ergab ihm reiche Gelegenheit, die Probleme der mitteldeutschen Altsteinzeit durchzuarbeiten. Damals entstand in mir der Wunsch, durch Untersuchung einer mitteldeutschen Höhle Grundlagen für eine exakte Stufenfolge des mitteldeutschen Paläolithikums zu gewinnen, über dessen Eigenart gegenüber dem westeuropäischen und dessen Verwandtschaft mit osteuropäischen Lebenskreisen für uns kein Zweifel bestand.

Als der Besitzer der Burg Kanis, Major a. D. von Breitenbuch, bei der Untersuchung der unterhalb der Burg gelegenen Ilsenhöhle unzweifelhafte Spuren diluvialer Schichten feststellte und in verständnisvoller Weise eine wissenschaftlich exakte Ausgrabung in Zusammenarbeit mit der Landesanstalt vorschlug, war ich glücklich, den Auftrag zur Voruntersuchung von Sahn zu erhalten, trotzdem die technischen Schwierigkeiten bei dieser Ausgrabung von vornherein als ungewöhnlich bezeichnet werden mußten. Diese Voruntersuchung konnte im Herbst 1932 durchgeführt werden und sie zeigte, daß hier eine Höhle vorlag, die nicht nur Ablagerungen der letzten Eiszeit, sondern höchstwahrscheinlich auch der letzten Zwischeneiszeit enthielt. Die Anwesenheit des Menschen in dieser Warmzeit konnte freilich nur aus winzigen Kohlestückchen erschlossen werden, aber in großzügiger Weise willigte Sahn in den Plan, mit erheblichen Mitteln die Höhle nunmehr ganz auszugraben. Das Schicksalsjahr 1933 ließ es zunächst nicht zur Ausführung dieses Planes kommen, aber im Februar 1934 konnte ich mit Unterstützung der Notgemeinschaft die Pläne zur Tat werden lassen. In siebenmonatiger Tätigkeit wurde ein wichtiger Abschnitt der Höhle planmäßig untersucht und die Ergebnisse der Ausgrabung anschließend in einer Sonderausstellung auf der ersten Tagung des Reichsbundes für Deutsche Vorgeschichte in Halle gezeigt. Satten die ersten Monate der Ausgrabung infolge der notwendigen umfangreichen Vorarbeiten zunächst nur wenig Fundmaterial erbracht, so



daß die Geduld der Ausgräber auf eine harte Probe gestellt wurde, war es desto erfreulicher, als sich endlich aus der warmen, zwischeneiszeitlichen Schicht überraschend reiche Funde einstellten. Es wird mir unvergeßlich bleiben, als ich meinem verehrten Lehrer, der damals leider schon durch seine Krankheit an der Teilnahme an der Grabung verhindert war, die ersten wichtigen Funde nach Halle bringen konnte. Er erkannte selbstverständlich sofort ihre Bedeutung und gab seiner großen Freude Ausdruck, in ihnen eine Bestätigung zu sehen für Gedanken, die er sich schon lange von dem Verlauf der Altsteinzeit in Mitteldeutschland gemacht hatte. Deshalb sollen auch hier in der seinem Gedenken gewidmeten Schrift einige kurze Angaben über die Bedeutung dieser Funde beigefügt werden, auch wenn die gründliche Durcharbeitung des Materials noch nicht erfolgen konnte.

Schon die Lage der Isenhöhle weist auf ihre Bedeutung hin, denn sie ist in jenem schmalen Streifen zwischen nordischem Inlandeis und alpiner Vorlandvergletscherung gelegen, der die weiten eisfreien Flächen des Ostens mit den wärmeren Strichen Westeuropas verbindet. Selbst bei der größten Ausdehnung des Eises blieb die nächste Umgebung von Eis verschont, aber andererseits gehört diese Landschaft doch zu der Randzone der vereisten Fläche, in der offenbar eine besondere Anreicherung von Jagdtieren den altsteinzeitlichen Jägern besonders günstige Jagdmöglichkeiten bot. In den Bryozoönrissen des Jechsteins boten zahlreiche kleinere und größere Spalten und Höhlen Mensch und Tier Unterschlupf. Außerdem barg die etwa einen Tagemarsch entfernte Endmoräne der größten Eiszeit das begehrte Feuersteinmaterial.

Ein zweiter großer Vorzug ist die ungestörte Lagerung der Fundschichten. Eine im Mittelalter abgelagerte 2—3 m starke Schicht aus Bau- schutt hatte die eiszeitlichen und nacheiszeitlichen Schichten besonders gut geschützt, über dem größeren Teil der zwischeneiszeitlichen Schichten lag die eingestürzte Decke eines großen Teiles der ehemaligen Höhle. So waren spätere Störungen und Verwühlungen ausgeschlossen. Das Profil war auch dementsprechend eindeutig und klar, zumal die einzelnen Schichten durch stärkere Ablagerungen voneinander getrennt waren.

Das 7 m mächtige Profil ist in dieser Vollständigkeit bisher in keiner mitteldeutschen Höhle aufgeschlossen worden. (Abb. I.) Das Liegende bildet überall der waagerecht gebankte Jechstein, dessen zirka 1 m mächtige Verwitterungsschicht deutlich beweist, daß die Höhle längere Zeiträume hindurch unbesiedelt offen gestanden haben muß. Die folgende meist dunkelbraune und lehmige, mit stark verwitterten Dolomitbrocken



durchsetzte Ablagerung zeigt schon durch die Art ihrer Bildung eine warme Entstehungszeit an. Reiche organische Reste in der Schicht, Abdrücke von Gräsern und eines Buchenblattes beweisen diese Vermutung. Deutlich heben sich sofort in dieser zwischeneiszeitlichen braunen Schicht zwei reiche Fundschichten heraus. Die untere ist offenbar infolge starker Begehung der Höhle grau gefärbt und wir haben sie daher die graue

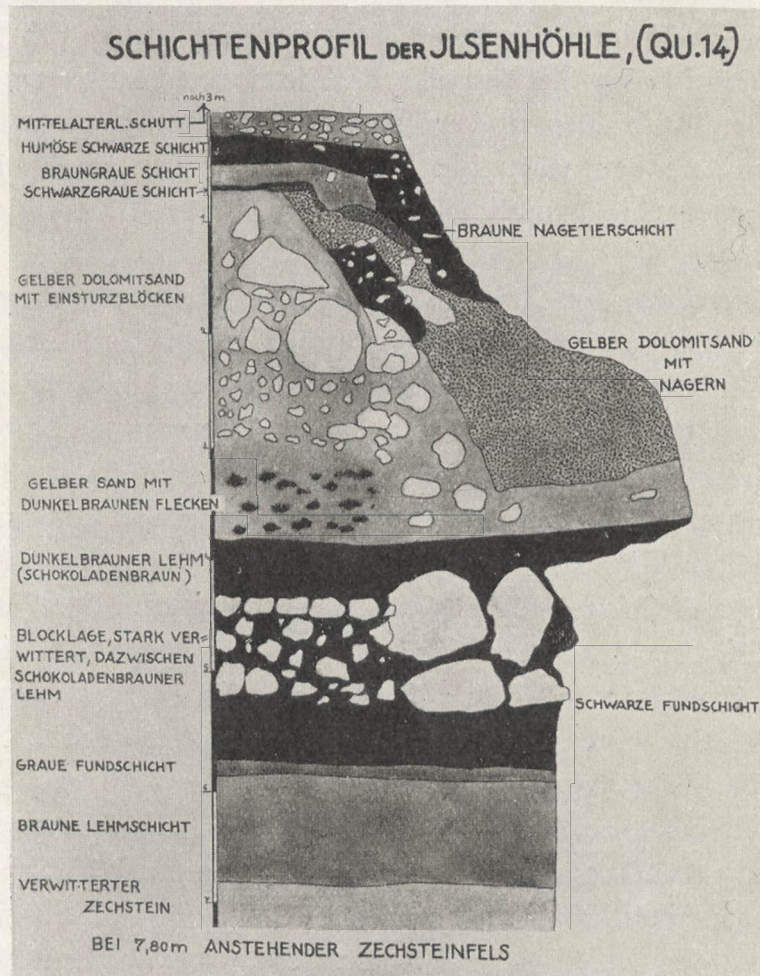


Abb. I. Profil der Jlsenhöhle.

Schicht genannt, die höhere ist durchweg mit Kohlestückchen (Holz- und Knochenstückchen) durchsetzt und deshalb als schwarze Schicht bezeichnet worden. Ein ganz markanter Einschnitt in der braunen Schicht läßt sich durch den damals erfolgten Einsturz der großen Höhle erkennen, der erst nach Ablagerung der schwarzen Fundschicht erfolgt ist, vielleicht aber noch während der Anwesenheit des Menschen. Ungefähr ebenso mächtig wie die ganze braune Schicht ist die darüberliegende gelbe, die aus gelbem Dolomitsand und scharfkantigen, fast gar nicht verwitterten Dolomit-



brocken besteht. Ihrem ganzen Habitus nach ist sie in einer kalten Zeit entstanden, sie wird besonders in der Westspalte überlagert von einer ungewöhnlich mächtigen Nagetierschicht, die aus den Knöchelchen unzähliger Nager der Tundra besteht. Man kann in dieser gelben Schicht nur das Produkt der letzten Eiszeit sehen, zumal darüber eine dünne Schicht mit Spätmagdalénien liegt, das von humösen Schichten mit vorgeschichtlichem Scherbeninhalt überlagert wird.

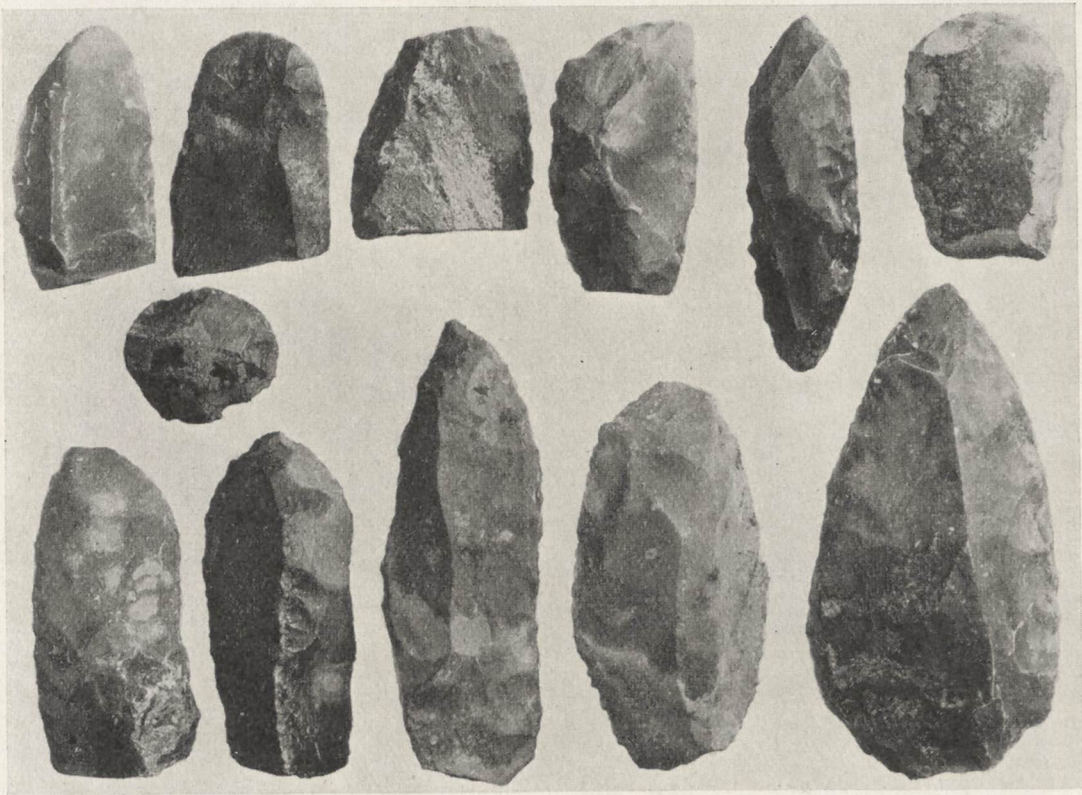


Abb. 2. Feuersteingeräte aus der schwarzen Schicht, Isenhöhle bei Ranis.  $\frac{1}{2}$ .

Die größte Bedeutung kommt aber dem Inhalt der Fundschichten zu. Von den bisher nicht zahlreichen Spätmagdalénienfunden war schon die Rede. Sie mögen in anderen Höhlen reicher vertreten sein, hier sind sie der Datierung wegen wichtig. Auch in der Nagetierschicht fanden sich Magdalénien-Geräte und an der Unterkante der Nagetierschicht sogar der Unterkiefer eines Kleinkindes. In der gelben Dolomitenandschicht weisen zwar zerschlagene Knochen auf die Anwesenheit des Menschen hin, auch einige Feuersteingeräte (Abri-Auditspize) könnten am ehesten als Aurignacien gedeutet werden, wozu die Anwesenheit von Rentier und vielen Pferden passen würde. Die wichtigsten Funde enthielten aber die schwarze und die graue Fund-



schicht. Die schwarze Schicht lieferte uns eine größere Anzahl von prachtvollen Feuersteingeräten (Abb. 2), die in ihrer Technik den Funden von Ehringsdorf auffallend ähnlich sind. Sie stehen ihnen ja

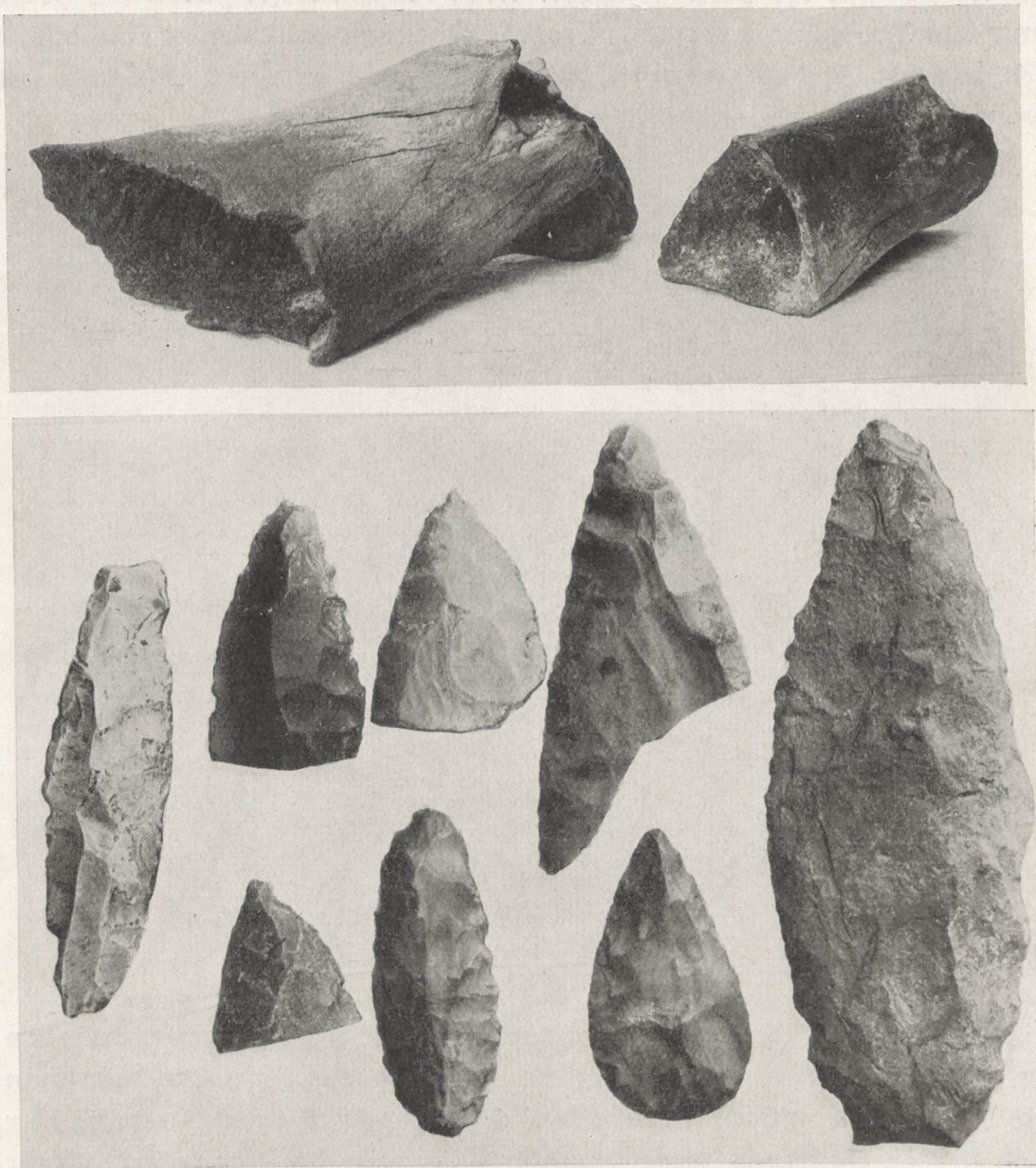


Abb. 3. Knochen- und Feuersteingeräte aus der grauen Schicht, Ilfenhöhle bei Ranis. (Unteres Bild  $\frac{2}{3}$ .)

auch räumlich und zeitlich nahe, und ergänzen in vielem das dortige, leider nicht planmäßig erfassbare Fundinventar. Die größte Überraschung bot aber die darunterliegende graue Fundschicht. Einmal enthielt sie überraschend viel Knochenmaterial, das in allen Zügen den Funden der



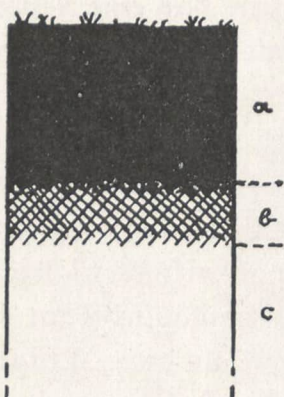
sog. protolithischen Knochenkulturen entsprach, und zum andern waren damit Feuersteingeräte von so vollendeter Form vergesellschaftet, wie man sie nur aus dem Solutréen kannte. (Abb. 3 u. Bild S. 25.) Selbst wenn es sich herausstellen sollte, daß nicht alle Formen der sog. Knochenkultur als Werkzeuge anzusehen sind — von den sogenannten Glockenschabern und gewissen Spitzen möchte ich die Artefaktnatur bei den Funden der Ilsehöhle auf alle Fälle für sehr wahrscheinlich halten — so ist es doch gewiß, daß wir hier vom Menschen veränderte Knochenstücke vor uns haben, die für einen gewissen altsteinzeitlichen Kreis kennzeichnend sind. Die Feuersteingeräte sind insofern von besonderem Wert, als sie einmal das Problem des Solutréen ganz neu aufrollen, zweitens in der Vergesellschaftung mit der „Knochenkultur“ beweisen, daß es keine reine Knochenkultur war, drittens aber auch für die Entstehung der Ehringsdorfer Kultur die überraschende Tatsache ergeben, daß eine Feuersteintechnik mit Flächenretusche ihr vorausging. Damit bieten die Ilsehöhlenfunde die Möglichkeit, die Probleme eines faustkeilfreien Altpaläolithikums ganz neu zu beleuchten und somit für Mittel- und Osteuropa eine eigene, vom Westen unabhängige Entwicklung nachzuweisen. Es wird von jetzt an nicht mehr möglich sein, diese Funde nur als „atypische“ zu bezeichnen. Daß aber mit den Ilsehöhlenfunden gleichzeitig die Frage nach der Entstehung der im Jungpaläolithikum in Europa allein herrschenden Klingenkultur gestellt ist, als deren Träger wir später den Menschen fälischer und nordischer Rasse sehen, das ist deshalb von weit über den Rahmen der Sachwissenschaft hinausgehender Bedeutung, weil damit die Geschichte unseres Volkes, die mit dem Auftreten von Menschen unserer oder uns verwandter Rassen beginnt, um Jahrzehntausende zurück ausgeweitet werden kann. Um dieses Zieles willen haben wir gern all die unzähligen Schwierigkeiten dieser Ausgrabung auf uns genommen und werden sie auch weiterhin auf uns nehmen, um dieses Ergebnisses willen soll auch diese Arbeit unter dem Gedenken an Hans Sähne stehen, der sie mit allen Kräften gefördert und unterstützt hat.



# Eine Spätaltsteinzeitliche Uferrandsiedlung aus dem Harzvorland.

Von Karl Schirwig, Leiter des Museums Quedlinburg.

Zwischen Aschersleben und Gatersleben erstreckt sich in SO—NW-Richtung ein ehemaliges, teilweise vertorfte, heute entwässertes Wasserbecken, die Aschersleber See. Gelegentlich einer Geländebegehung seitens der Landesanstalt zu Halle konnten von einer erst kürzlich wieder in Kultur genommenen Breite, ungefähr 500 m nordwestlich des Punktes 115, 7 an der Straße Aschersleben—Wilsleben und 150 m südöstlich derselben, eine



Der Schichtenaufbau  
der Fundstelle.

- a = Humus (Schwarzerde);  
b = graue Fundschicht;  
c = Löss.  $\frac{1}{30}$ .

erhebliche Anzahl dichtpatinierter Feuersteingeräte und Abschlüge aufgesammelt werden (aufbewahrt in der Landesanstalt für Volksheitskunde in Halle). Die Fundstelle liegt auf einem nach SW zu sanft geneigten Hang in 112 m Meereshöhe unweit des ungefähr auf der 111 m-Linie verlaufenden Seerandes am südlichen Ende des ehemaligen NO-Ufers. Das geologische Blatt Aschersleben verzeichnet hier Löss der letzten Eiszeit mit Schwarzerde über Geschiebemergel. Von der Landesanstalt wurden zwei Versuchsgrabungen durchgeführt (Dr. Grimm und Verfasser). Dabei ergab sich folgendes Profil (s. Abb.): Schwarzerde von 0,45—0,50 m, eine graue Schicht (die Fundschicht), von ungefähr 0,20 m und darunter Löss. Die größte Menge der Funde, darunter auch Reste eines Nagers, wurde der grauen

Schicht entnommen. Diese Schicht zeigt keine scharfen Grenzen. Sie geht nach oben allmählich in Schwarzerde und nach unten entsprechend in Löss über. In ihr können wir die derzeitige Oberfläche sehen. Ein kleiner Bruchteil der Funde liegt in der unteren Schwarzerde und ganz vereinzelte Stücke dann noch im obersten Löss. Nach dem Bruchfeld zu wird der Löss nach unten zu immer zäher und bröcklicher, als wenn er lange unter Wasser gewesen wäre. Hier ist vielleicht die alte Uferlinie zu suchen. Damit würde dann auch das allmähliche Abnehmen und das schließlich gänzliche Aufhören der Funde übereinstimmen. Doch beweist das Vorkommen von Resten von



Wasserschnecken in der Schwarzerde, daß in jüngeren Zeiten der Wasserspiegel zeitweise höher gewesen sein muß und damit Strecken der altsteinzeitlichen Fundschicht ebenfalls unter Wasser gelegen haben. — Die Lagerung der Funde entspräche den gleichalterigen vom Königstein b. Westerhausen<sup>1)</sup> dann insofern, daß die graue Schicht des Seegebietes der Verlehmungszone dem Königstein gleichzusetzen wäre. — Zur Zeit liegen gegen 400 Fundstücke vor, von denen ungefähr ein Sechstel als Geräte anzusprechen sind. Es ist nur Feuerstein als Werkmaterial verwendet worden. —

### Die funde.

a) Unter den vielen Abschlügen fallen eine Reihe von besonders großen, breiten und derben Stücken auf. Sie zeigen außer den Schlag- und Abspaltungsspuren keinerlei Bearbeitungen. Siehe als Beispiele die Abbildungen I—4.

b) Unbearbeitete Klingen kommen ebenfalls sehr häufig in allen Größen vor. Sie zeigen die schlichten, überwiegend flachen Formen wie von anderen jungsteinzeitlichen Fundplätzen<sup>2)</sup>. Abb. 5—17.

c) Bearbeitete Klingen und Geräte:

1. große, derbe Klinge mit vereinzelt feinen Retuschen, Abb. 18. — Ähnlich R. K. Schmidt, Die diluviale Vorzeit Deutschlands, Tafel 37, 1.
2. vier breite Klingen, Abb. 19 u. 20, 35 u. 38, mit retuschierter Längskante, Abb. 35 mit Steilretusche, Abb. 19 außerdem mit Hohlkerbe.
3. zwei flache und zwei hohe Klingen bzw. Bruchstücke mit kurzen Eckretuschen, Abb. 21—23 u. 28, Abb. 28 in Art eines Eckstichels. — Ähnlich R. K. Schmidt a. a. O., Tafel 25, 10.
4. schlanke, hohe, beiderseits fein retuschierte Klinge, Abb. 24. — Ähnlich R. K. Schmidt a. a. O., Tafel 9, 19, Tafel 17, 10 und Tafel 25, 18.
5. schlanke, hohe Klinge mit gleichmäßiger grober Retusche der ganzen rechten Seitenfläche und feiner Kantenretusche, Abb. 25. — Ähnlich R. K. Schmidt a. a. O., Tafel 25, 21 u. Tafel 26, 3.
6. zwei schlanke und zwei breite Klingenfrägen, Abb. 26, 33, 36 u. 37, Abb. 36 mit feiner Retusche der Seitenkanten. — Ähnlich R. K. Schmidt a. a. O., Tafel 25, 5—6.

<sup>1)</sup> Jahresschrift XIV, 1926, S. 3.

<sup>2)</sup> J. B. Andree, Beiträge zur Kenntnis des norddeutschen Paläolithikums und Mesolithikums, Leipzig 1932, Tafel 20—21 u. 33—35 u. M. Soernes: Der diluviale Mensch in Europa, Abb. 20—23, 26, 70—72, 76.



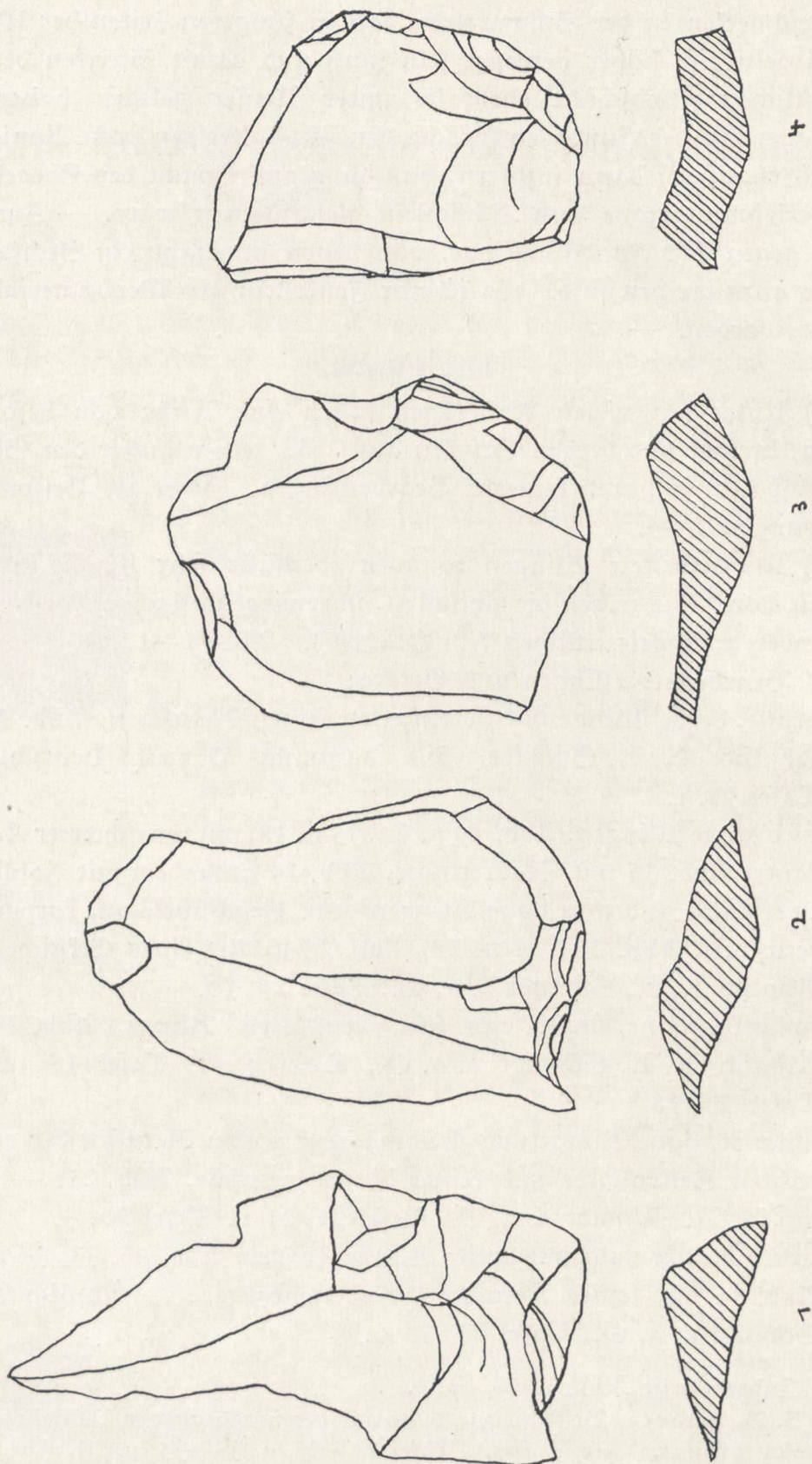


Abb. 1—4. Aischersleben, Stelle nordwestlich II 5, 7.  $\frac{1}{2}$ .



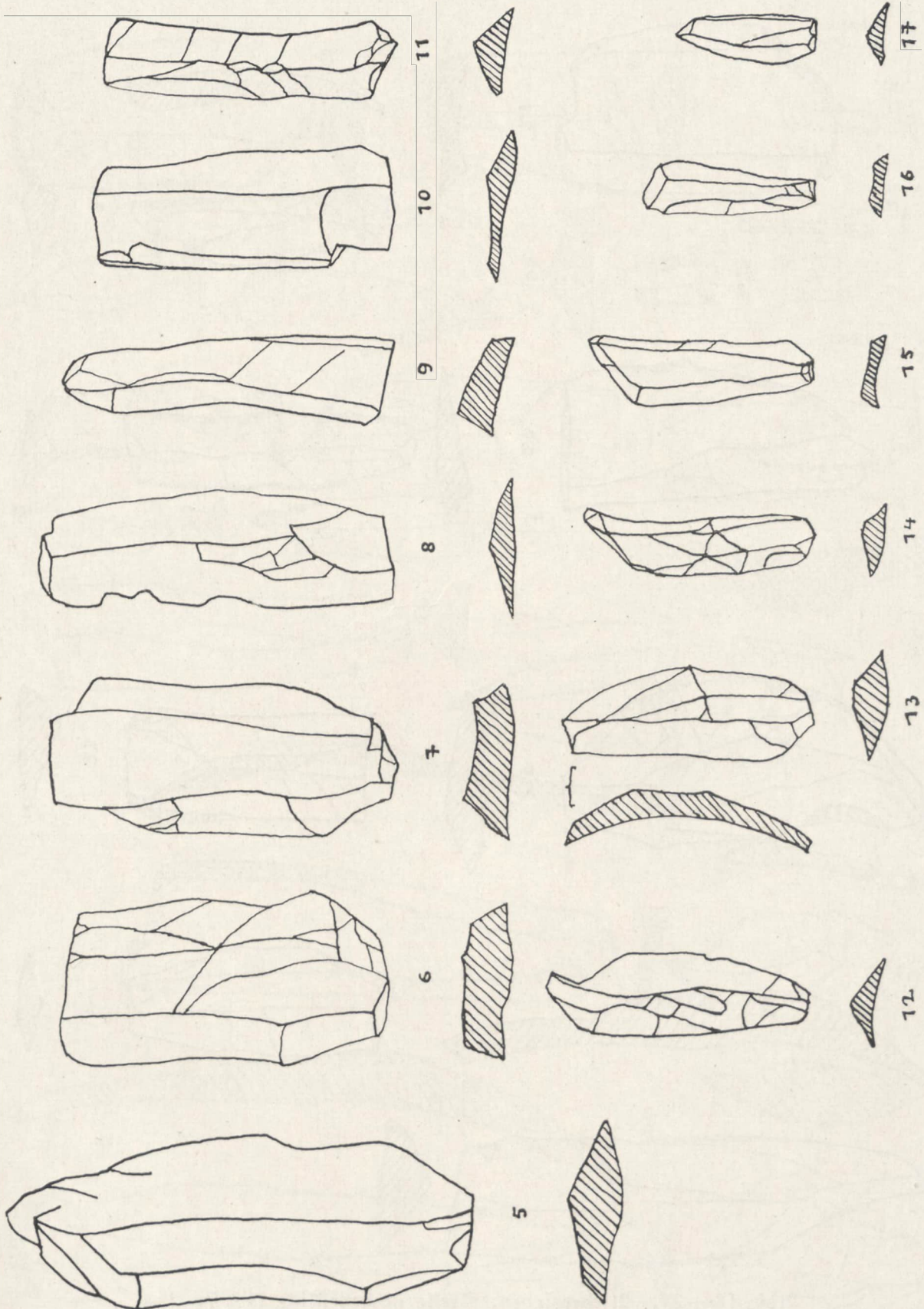


Abb. 5—17. Aschersleben, Stelle nordwestlich 115, 7.  $\frac{1}{2}$ .



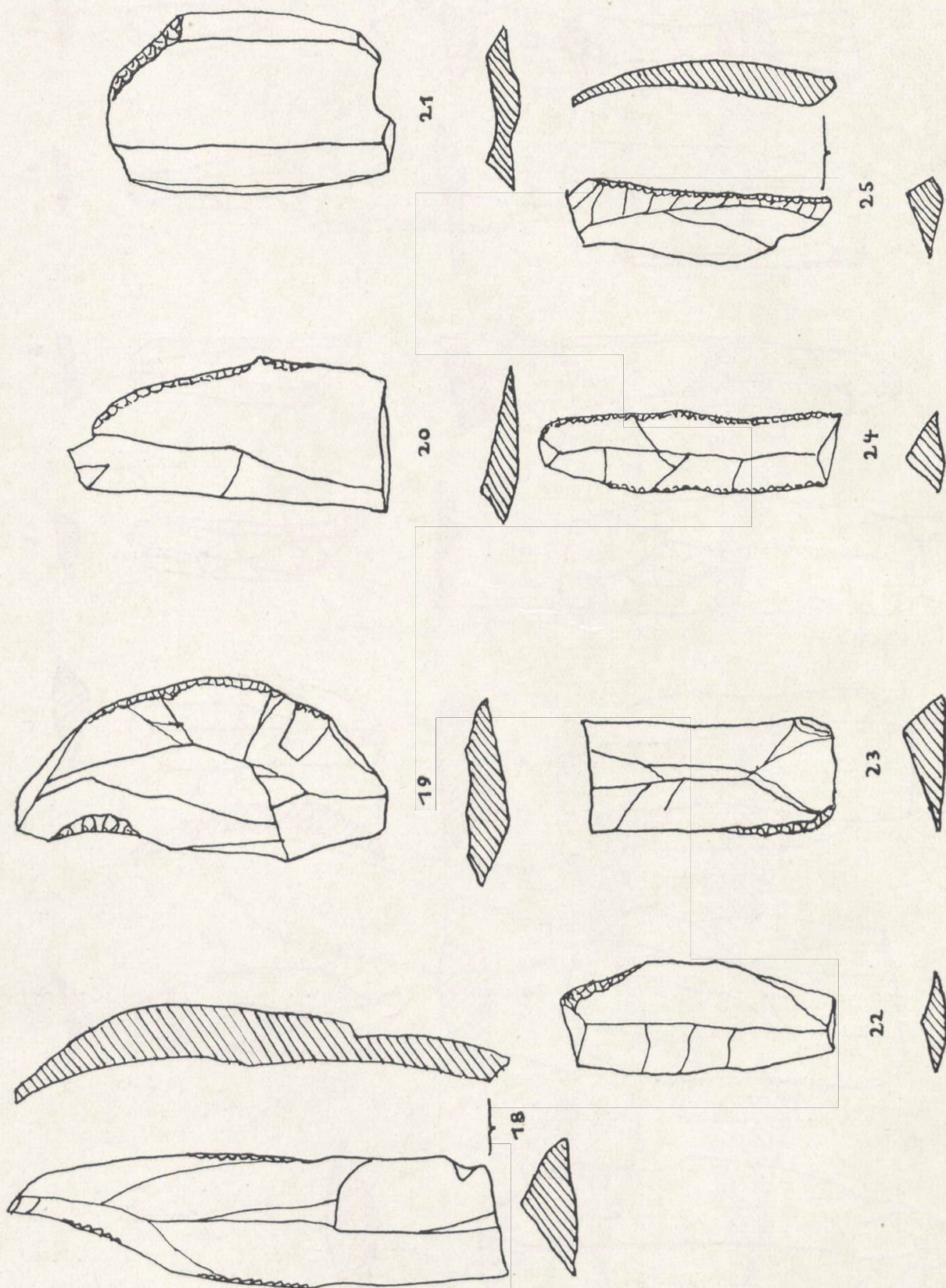


Abb. 18—25. Alschersleben, Stelle nordwestlich 115, 7.  $1\frac{1}{2}$ .



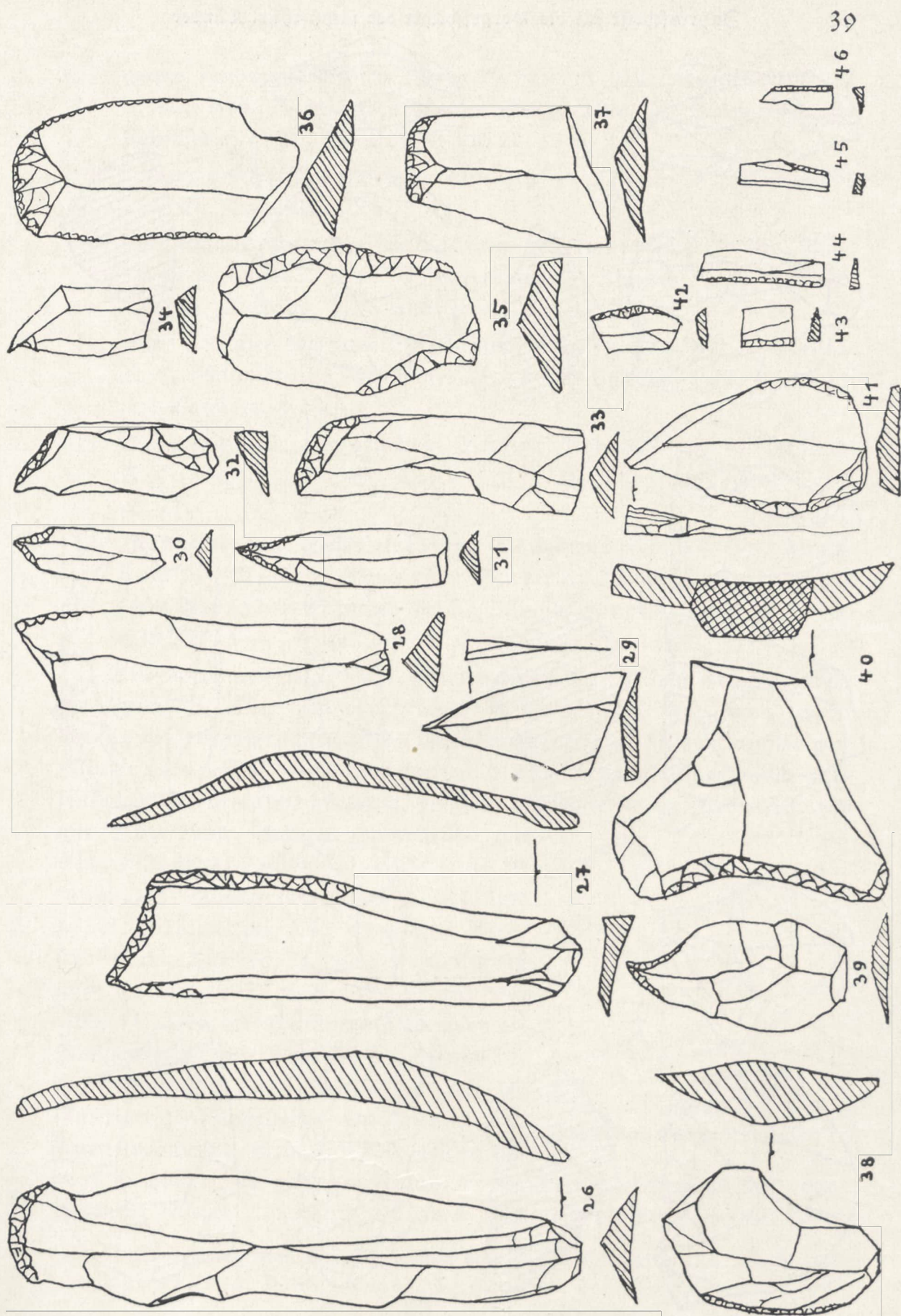


Abb. 26—46. Aschersleben, Stelle nordwestlich 115, 7.  $1\frac{1}{2}$ .



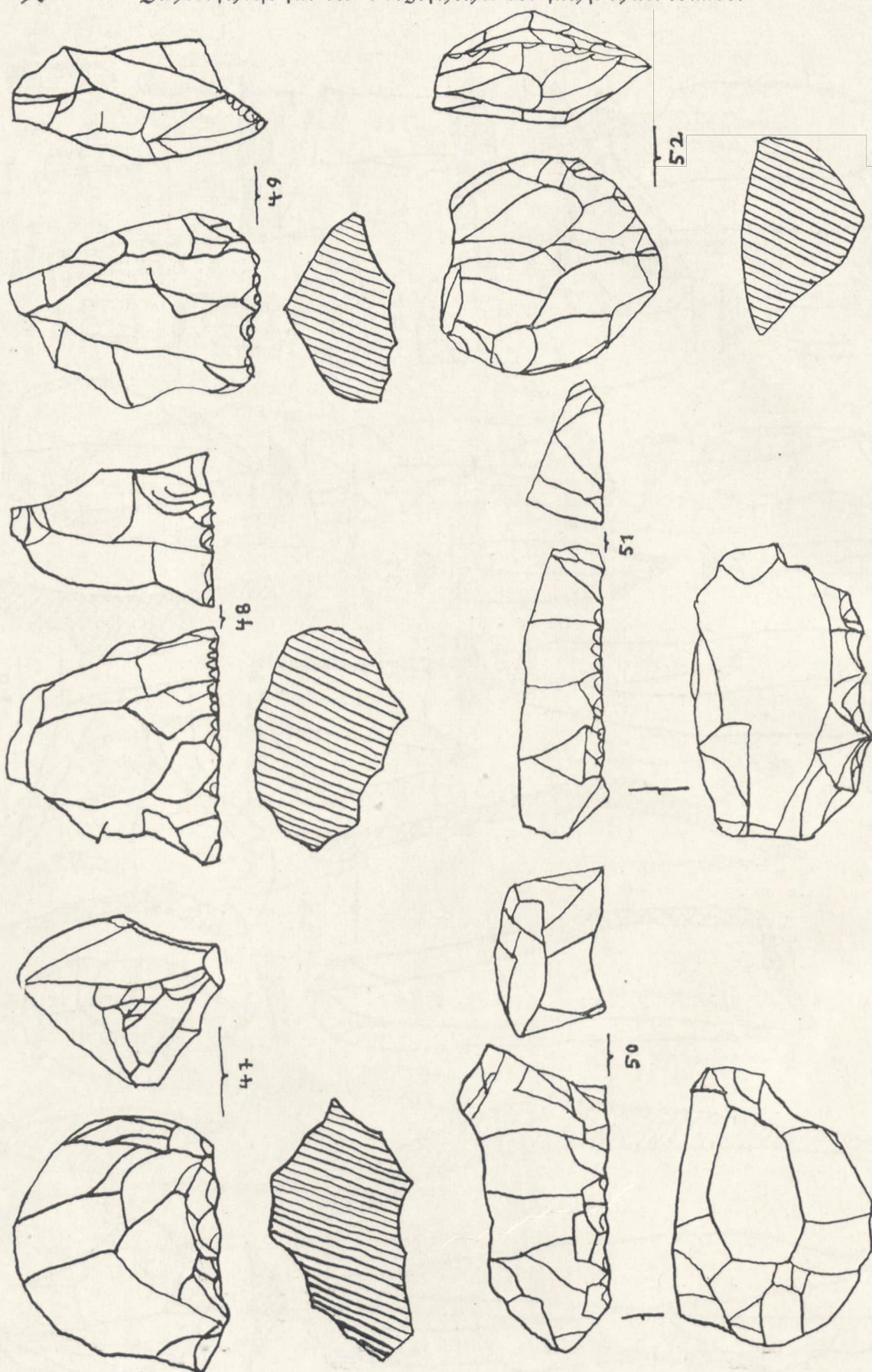


Abb. 47—52. Aschersleben, Stelle nordwestlich 115, 7.  $\frac{1}{2}$ .



7. große, flache und kleinere, derbe Klinge mit Querretusche, Abb. 27 u. 32, Abb. 27 mit retuschierten Seitenkante. — Ähnlich R. K. Schmidt a. a. O., Tafel 25, 7, 8 u. 20.
8. derber, breiter Kerbschaber, Abb. 40. — Ähnlich R. K. Schmidt a. a. O., Tafel 29, 10.
9. zwei schlanke und eine breite Klinge mit retuschierten Spitze, Abb. 30, 31 u. 39, Abb. 30 u. 39 bohrerartig. — Ähnlich R. K. Schmidt a. a. O., Textabb. 11, 6 und Tafel 26, 5 u. 20.
10. einen seitlichen und zwei Mittelfischel, Abb. 34, 29 u. 41. — Ähnlich R. K. Schmidt a. a. O., Tafel 25, 11—15 und Tafel 37, 1 und 11 und Tafel 10, 4.
11. Messerchen mit abgedrücktem Rücken, Abb. 42—46. — Ähnlich R. K. Schmidt a. a. O., Tafel 12, 17—18, Tafel 20, 13 und Tafel 22, 23.
12. Kernsteine und Kernsteinfräger, Hochform Abb. 47—49; Breitform 50—51, Abb. 51 wie ein hoher derber Klingenfräger, Säufelartform Abb. 52. — Ähnlich R. K. Schmidt a. a. O., Tafel 25, 1—2, Tafel 27, 5—6, Tafel 29, 2 u. 5 und Textabb. 11, 7.

Alle vorliegenden Formen sprechen eindeutig für eine Zugehörigkeit der Funde zu einer jungeszeitlichen Klingenkultur, und zwar zeigen alle Typen ausgesprochenen Magdaléniencharakter<sup>1)</sup>. Zu den langlebigen Formen gehören die derben und breiten Klingen mit einseitiger und beiderseitiger Kantenretusche wie Abb. 18—20, 24, 35 u. 38, weiter die Klingen mit Quer- und schräger Endretusche wie Abb. 27 und 32, endlich die beiderseitig retuschierten Spitzen wie Abb. 30, 31 und 39, die Eckfischel wie Abb. 43 und die Kerbschaber wie Abb. 40. Sehr altertümlich ist auch der klingenartige Kernsteinfräger wie Abb. 51. Von der Hochstufe an kommen die Klingenfräger wie Abb. 26, 33, 36 und 37, die Mittelfischel wie Abb. 29 und 41, die säufelartigen Kernsteine wie Abb. 52 vor. Ausgesprochenen Spätcharakter zeigen eigentlich nur die in geringer Anzahl vorhandenen Messerchen mit abgedrücktem Rücken. Da auch der oben gezeigte geologische Befund kaum

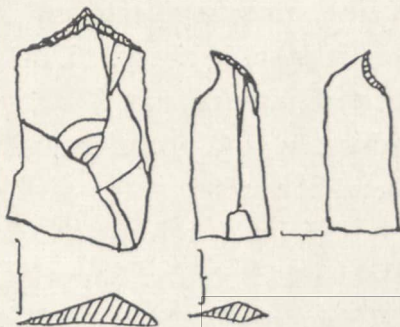


Abb. 53—54. Aschersleben, Stelle nordwestlich 115, 7. <sup>1/1</sup>  
Nachträglich gefundene Geräte

<sup>1)</sup> Für die folgenden Ausführungen siehe R. K. Schmidt a. a. O., S. 113 und Andree: a. a. O. S. 4.



eine andere Datierung zulässt, weise ich die Funde dem Beginn des Spätmagdalénien zu. Dafür spricht auch noch das häufige Auftreten von Großformen. Zur selben Fundgruppe dieses Zeitabschnittes gehören noch einige weitere neuere Funde aus dem Harzvorland:

1. Aschersleben. Gelegentlich der zweiten Grabung wurde im Bruchgelände des Seegebietes ungefähr 200 m nördlich der Hauptfundstelle eine weitere Stelle mit derben und kleineren Abschlügen, Kernsteinen und Klingen, ebenfalls dicht über dem Löss festgestellt. (Landesanstalt für Volkheitskunde, Halle, Leihgabe im Museum Aschersleben.)

2. Gatersleben. Von einer östlich des Ortes, südlich des Punktes 108, I am Seegraben, in das ehemalige Seegebiet ragenden Lössschwelle stammen aus Lehmfinden zahlreiche teils patinierte, teils unpatinierte Feuersteinabschläge und -geräte ähnlichen Charakters: Kernsteine, große und derbe Abschläge, sowie unretuschierte Klingen, Klingen mit durchgehender und teilweiser Längsretusche, gezähnte Klingen, Klingen mit schräger Endretusche, Klingenkräger, Kerbschaber, Spitzen und Eckstichel. (Mus. Quedlinburg.) —

3. Hausneindorf. Aus dem Löss am Steilabfall am Mühlgraben südöstlich des Ortes, gegenüber der Blockstation, barg ich einen schwach patinierten Klingenkräger mit beiderseitig retuschiertem Stielende. (Museum Quedlinburg.) —

4. Quedlinburg. A. Von der Kuppe des Lehofs (Löss auf Kreide) nördlich Quedlinburg sammelte ich eine Reihe meist patinierter Abschläge und Geräte aus Feuerstein von durchgehend kleineren Ausmaßen: Kernsteine, unretuschierte und retuschierte Klingen, gezähnte Klingen, Klingenkräger, Bohrer. Von besonderer Bedeutung erscheint mir zur Frage des Quarzits als Werkmaterial das Vorkommen einer breiten, retuschierten und patinierten Klinge aus dichtem Quarzit. Alle Funde zeigen den Charakter eines Endmagdaléniens. (Mus. Quedlinburg.) —

Sehr gut könnte in diesen Zusammenhang eine im Museum Halberstadt<sup>1)</sup> befindliche doppelseitige gezähnte Harpune aus dem Gelände des Mühlgrabens, dicht westlich des vorgenannten Fundortes (Lehof) passen.

— B. Im Lehm der Klüfte des Gipsbruches auf dem Seweßenberg wurden neben zahlreichen Tierresten auch vereinzelt Flintgeräte gefunden<sup>2)</sup>. Reste davon im Mus. Magdeburg. Diese Funde können älter sein (siehe die ähnlichen Fundverhältnisse von Thiede und Westeregeln<sup>3)</sup>). —

<sup>1)</sup> Halberstädter Museumshefte 11/12, Tafel 12.

<sup>2)</sup> Mus.-Akten Quedlinburg, Bd. II, 1903, S. 53 u. 60, Bericht im Quedlinburger Kreisblatt v. 25. I. 1906.

<sup>3)</sup> R. R. Schmidt a. a. O.



5. Königsau. Von einer weiteren südlich des Ortes in das ehemalige Seegebiet hineinragenden Lössschwelle, dem kleinen Bruchsberg, stammt ebenfalls eine Reihe von als Lesefunde geborgenen, teilweise patinierten Feuersteinabschlägen und -geräten: Kernsteine, unretuschierte und retuschierte Klingen und Klingenfrägen, die dem ausgehenden Magdalénien angehören können. (Landesanstalt Halle.) — Etwa 1 km nördlich dieser letzten Fundstelle wurde im Abraum des dort befindlichen Tagebaues eine Hacke aus Renntiergeweih gefunden. (Landesanstalt Halle.)<sup>1)</sup> —

Diese vorgenannten und weitere bisher nur vereinzelt und noch nicht genau genug beobachtete Fundvorkommen (ebenfalls meist auf Löss) von Benzingenode (Mus. Braunschweig und Halberstadt), Seimbürg (Mus. Halberstadt), Quedlinburg, Ochsenkopf (Museum Quedlinburg), Quenstedt (Mus. Berlin), Suderode (Mus. Quedlinburg), Warnstedt (Mus. Quedlinburg) und die bereits veröffentlichte Fundstelle von Westerhausen (Mus. Quedlinburg), (s. Anm. <sup>1)</sup> S. 35 und Abb. 55), können geeignet sein, das Bild der jung- und nacheiszeitlichen Besiedlung des Harzvorlandes weiter aufzuhellen. —

<sup>1)</sup> Siehe die folgenden Ausführungen von N. Miklasson.

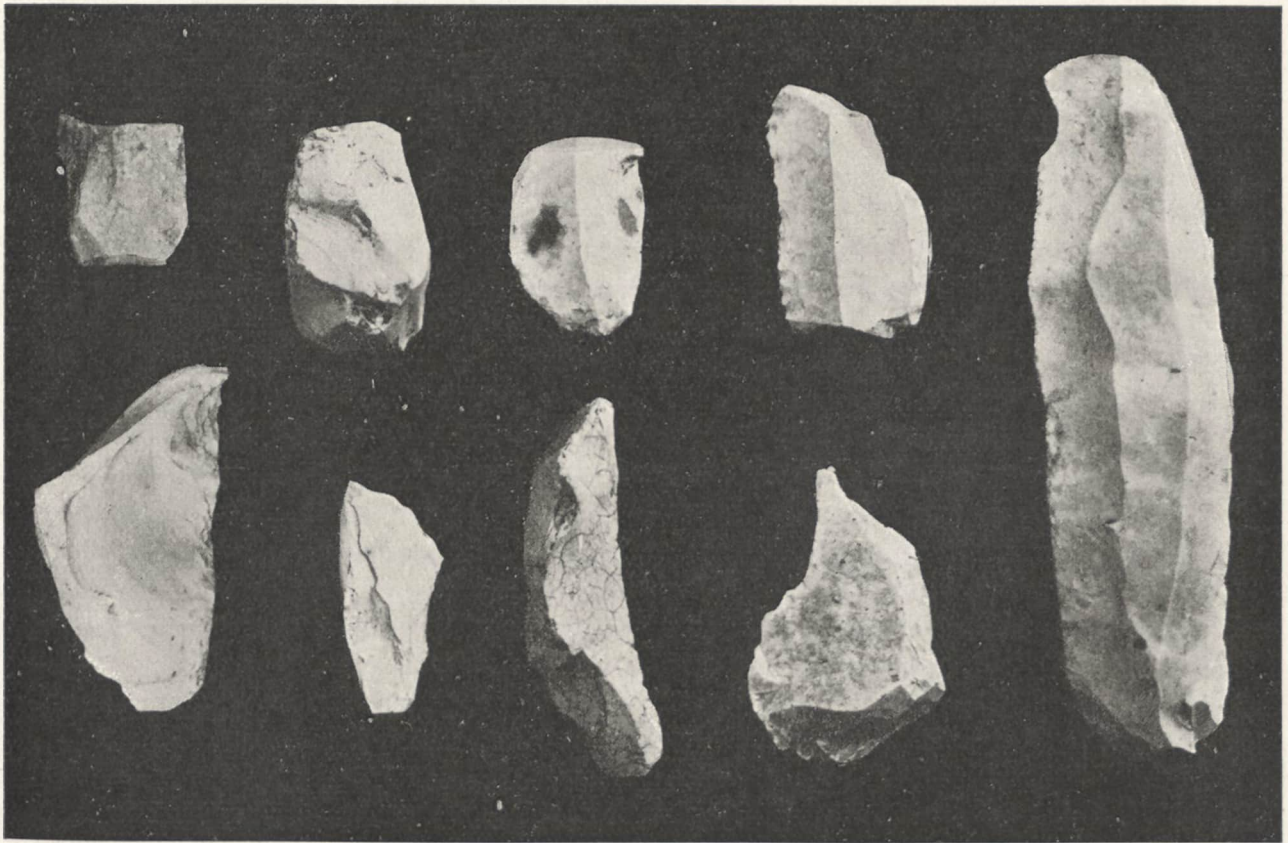


Abb. 55. Feuersteingeräte vom Königstein bei Westerhausen, Kr. Quedlinburg.



## Rengeweihhacken aus Mitteldeutschland.

Von Dr. Nils Nilsson, Hochschuldozent u. Museumsintendant in Göteborg.

Um die Wende der älteren zu der mittleren Steinzeit tritt in Süd-Scandinavien und Nord-Deutschland ein Gerät auf, dessen Stellung zu den spät-altsteinzeitlichen bzw. früh-jungsteinzeitlichen Feuersteinkulturen noch ungeklärt ist. Es ist die Stielhacke aus Rengeweih. Sämtliche bisher bekannten Stücke sind Einzelfunde<sup>1)</sup>. In keinem Falle ist die Hacke unter solchen Umständen gefunden, daß man auf Zugehörigkeit zu der einen oder der anderen der mit ihr geologisch gleichalterlichen Feuersteinkulturen schließen kann. Am nächsten käme wohl die Ahrensburg-Swidérien-Kultur in Betracht, aber man hat sie nie auf den Siedlungen dieser Kultur angetroffen<sup>2)</sup>.

Soweit die bisherigen Beobachtungen ein Urteil erlauben<sup>3)</sup>, gehört die Rengeweihhacke in die frühe Ancycluszeit des Nordens. Unwahrscheinlich ist aber nicht, daß ein oder ein anderes Stück etwas älter ist. Jedenfalls dürfte man sagen können, daß sie der ausgehenden Rentierzeit angehört, und daß ihre Träger mit dem Ren zusammen dem zurück-

<sup>1)</sup> Zusammenstellungen der nordeuropäischen Rengeweihhacken sind gemacht worden von G. Schwantes in: „Das Beil als Scheide zwischen Paläolithikum und Mesolithikum“, S. 17 (Archiv f. Anthropologie 1925) und von G. Ekholm in: „Det brakycefala elementet i Nordens stenåldersbefolkning“ (Amer 1924, 45 u. f.). Siehe auch die Artikel: „Lyngbykultur“ und „Nordischer Kreis“ von Ekholm in Eberts Reallexicon der Vorgeschichte.

<sup>2)</sup> G. Schwantes (a. a. O. S. 28 und „Nordisches Paläolithikum und Mesolithikum“, S. 194. Mitteilungen aus dem Mus. f. Völkerk. in Hamburg 1928) und, vor ihm, P. Oyen haben die Rengeweihhacke zusammen mit einer Stielspitze aus Feuerstein, die in derselben geologischen Schicht wie das Stück aus Lyngby in Dänemark gefunden wurde, zu einer Gruppe — der „Lyngbykultur“ — zusammengeführt. Die Fundumstände sprechen allerdings für Gleichalterlichkeit, wenn auch in weiten Grenzen, berechtigen aber kaum dazu, eine kulturelle Zusammengehörigkeit zwischen den beiden Geräten zu behaupten. Da seitdem die Stielspitze als Leittypus der Ahrensburg-Swidérien erkannt worden ist, scheint es eher richtig zu sein, der Hacke vorläufig eine selbständige Stellung zu lassen.

<sup>3)</sup> Einige Stücke sind alte Funde, die jahrzehntelang in den vorgeschichtlichen und zoologischen Sammlungen unbeachtet gelegen haben und erst in den letzten Jahren aus den alten Beständen wieder „ausgegraben“ worden sind.



weichenden Eise gefolgt sind. In kultureller Beziehung dürfte diese Zeitansetzung mit dem späten Magdalénien gleichzusetzen sein<sup>1)</sup>.

Das Verbreitungsgebiet erstreckt sich von dem südlichen Schweden über die dänischen Inseln, Schleswig-Holstein, Hannover und Brandenburg bis nach Schlesien und Polen<sup>2)</sup>.

Das bisherige Verbreitungsgebiet kann jetzt durch zwei neue Funde erweitert werden, deren Fundorte beide im Saalegebiet liegen, der eine bei Lengefeld südlich von Naumburg, der andere bei Königsau in der Nähe von Aschersleben.

### Lengefeld, Kreis Naumburg.

Im Jahre 1925 wurde von Arbeitern der Zementfabrik in Lengefeld unweit Bad Kösen dem Lehrer Grauert in Taugwitz die auf Abb. I wiedergegebene Geweihstange nebst Resten eines Pferdeschädels und einigen kleineren Feuersteinstücken<sup>3)</sup> übergeben. Die Gegenstände sollten in der Lehmgrube der Fabrik — angeblich zusammen oder wenigstens in ihrer nächsten Nähe — gefunden sein. Leider wurden die Fundumstände nicht gleich an Ort und Stelle eingeholt. Erst im folgenden Jahre, am 15. September 1926, wurde die Fundstelle zusammen mit den Lehrern Grauert und Hülgenhof und unter Führung des Direktors der Zementfabrik, Herrn P. Karsten, von mir besucht.

Die Lehmgrube, in welcher das Stück gefunden worden war, liegt in einem, in den dort anstehenden Muschelkalk eingetieften, durch Löss und Lösslehm ausgefüllten Erosionstälchen. Bei unserem Besuch zeigte sich eine etwas über 10 m hohe Lehmwand, in welcher mehrere, durch verschiedene Farbtönungen hervortretende Schichten sich unterscheiden ließen. Nachdem die genaue Lage der Fundgegenstände in der Schichtenfolge nach Angabe des auch anwesenden Finders festgestellt worden war, wurde das Profil eingemessen und Proben der verschiedenen Schichten genommen. Herr Professor Wüst in Kiel, der während seiner Tätigkeit an der hallischen Universität sich besonders dem Erforschen des Diluviums Thüringens und des Saaletales gewidmet hatte und der sich auch für den

<sup>1)</sup> Fr. Wiegand: Diluviale Vorzeit des Menschen, I, S. 88. Stuttgart 1928.

<sup>2)</sup> Eine von G. Ekholm zusammengestellte Karte über die Verbreitung der nordeuropäischen Rengeweihschädel ist an verschiedenen Stellen veröffentlicht, so in Zmer 1924, S. 46; 1925, S. 419 und in der Wiener Prähist. Zeitschr. 1925, S. 13, weiter bei dem Artikel „Lyngby-Kultur“ in Eberts Reallexicon der Vorgeschichte.

<sup>3)</sup> Die Feuersteine sind natürliche Stücke und sagen nichts über menschliche Betätigung aus.



Sund von Lengefeld lebhaft interessierte, hatte die geologische Beurteilung der Sundstelle in Aussicht gestellt, fand aber wegen Erkrankung in den nächsten Jahren dazu keine Gelegenheit. Die Untersuchung wurde deshalb aufgeschoben bis April 1929, da der erste Assistent des geologischen Instituts in Halle, Dr. Köpke, sich bereitwilligst der Sache annahm. Nach einem Besuch, den wir zusammen in Lengefeld machten, hatte Dr. Köpke die Freundlichkeit, der Landesanstalt folgendes Gutachten zur Verfügung zu stellen:

„Das in der Lehmgrube der Ziegelei zwischen Kösen und Lengefeld aufgeschlossene Profil im Löß zeigt folgenden Aufbau:

|            |   |                                                                                                          |
|------------|---|----------------------------------------------------------------------------------------------------------|
| Gehängelöß | { | 0.40—0.60 m Ackerkrume.                                                                                  |
|            |   | 0.75 m kalkfreier Löß, ohne Schichtung, mit Lößkindeln.                                                  |
|            |   | 4.00 m kalkhaltiger Löß und Geschieben.                                                                  |
|            |   | 3.20 m gebänderter kalkhaltiger Löß mit sandigen Schmitzen, die dem Glazial entstammen.                  |
| Auelehm    | { | 0.70 m kalkarmer bis kalkfreier, tonstreifiger, schwach geschichteter Löß mit Quarz- und Kalkgeschieben. |
|            |   | 2.00 m kalkhaltiger Löß mit schwacher Schichtung.                                                        |
|            |   | 2—3 m Kies (postglaziale Terrasse).                                                                      |
|            |   | Roter Lehm.                                                                                              |

Die 2—3 m Kies sind, nach Aussagen des Ziegelmeisters, unter der Grubensohle erbohrt, unter der Riesschicht soll dann roter Lehm angetroffen sein. Im unteren Teil des Profils treten einzelne, stärker oder schwächer verlehnte Partien hervor, wie überhaupt dieser Teil durch seine Verlehmung gegen den oberen Teil des Profils absticht, der sandiger erscheint und daher beim Abbau über den unteren Teil verstürzt wird, um so eine Vermischung beider herbeizuführen. Der ganze Habitus des unteren Lößes macht den Eindruck, als wenn er im Wasser als Auelehm abgelagert ist. Dahin deuten vor allem die tonigen Einlagerungen und Riesschmitzen, sowie die auffallende Kalkarmut und die Schichtung. Wir müssen annehmen, daß die Saale diese Lößmassen des unteren Profilteiles einst als Auelehm abgelagert hat, indem sie hier einen Bogen, der nach Westen vorgewölbt war, bildete und hart an den hier steilen Muschelkalkrand herantrat. Diese Steilheit ist dadurch zu erklären, daß in nordöstlich-südwestlicher Richtung nördlich und südlich der Lehmgrube Verwerfungen durchstreichen, die zum Abbruch des unterlagernden Unteren Muschelkalkes zum Saaletal geführt haben und so eine steilere Böschung schufen, als sie die Erosion geschaffen hätte. Eine dieser Verwerfungen ist in dem heutigen Kalksteinbruch dicht nördlich der Lehmgrube aufgeschlossen und streicht hier in der angegebenen Richtung. Weitere Störungen der gleichen Streichrichtung zeigen sich in den Kalksteinbrüchen jenseits der Saale gegenüber Lengefeld. Diese Störungen haben zu stärkerer Rutschung des ursprünglichen Gehängelößes geführt und dadurch dem ehemals stärker nach Westen ausbiegenden Saaalelauf an dieser Stelle ständig Material zur Ablagerung als Auelehm zugeführt. Es hatte sich gewissermaßen eine Senke gebildet, in der bei stärkerer Durchfeuchtung Solifluktion zum Saaletal stattfand, ein Vorgang, der an dieser Stelle heute noch bei starken



Regengüssen beobachtet wird, und zur ständigen Aufhöhung der Saaleaue jetzt noch führt.

Der obere Teil des Profils weist in der Hauptsache unverlehnten Löß auf, der an der Oberkante die im Schwarzerdegebiet typische Humifizierung aufweist; diese erreicht in tiefer gelegenen Geländeteilen infolge der akkumulativ wirkenden Hangabspülung bis 60 cm Mächtigkeit. Auch dieser als eigentlicher Löß anzusprechende Profilmittel ist durch die schon im unteren beobachtete akkumulative Hangabspülung zu bedeutender Mächtigkeit angewachsen. Wie wir oben bemerkten, führt diese Abspülung noch heute zur Aufhöhung der Saaleaue.

Nach den Berichten des Ziegelmeisters müssen wir das Fundniveau der Geweihstange in den unteren Teil dieses eigentlichen Lößes setzen, also etwa an die Oberfläche der alten Flußaue mit dem aus Löß aufbereiteten Auelehm. Diese alte Flußaue kann schon eine schwache Decke von dem Löß des oberen Profilmittels durch Hangabspülung getragen haben, als die Geweihstange zur Einbettung kam, ja sie kann sogar eine Strecke weit bei der Abspülung hangabwärts transportiert sein.

Für die Altersbestimmung der Fundstelle ist die Kesselschicht von Bedeutung, die unter der Sohle der Lehmgrube erbahrt ist. Ihre Höhenlage entspricht der postglacialen Saaleterrasse, die etwa in 113 m Höhe über NN. liegt. In ihr wurden Reste von *Cervus euryceros*, *Bos primigenius*, *Rhinoceros tichorhinus*, *Equus*, *Elephas* und *Cervus tarandus*, alles Reste verschiedener Zeiten, gefunden. Die Kesselschicht unter der Sohle der Lehmgrube ist offenbar ein Rest dieser Terrasse, deren Alter als postglacial anzusehen ist. Der darüber liegende Auelehm des unteren Profilmittels ist demnach jünger als die Terrasse. Der eigentliche Löß, also der obere Teil des Profils, ist aber nicht viel jünger als der Auelehm, sondern beide sind nur durch den Umstand unterschieden, daß jener als Gehängelöß aufgeschüttet wurde, als der Fluß seinen Lauf von dieser Stelle abgewandt hatte. Die Geweihstange ist demnach postglacialen Alters und zwar an die Wende der Lößzeit zum humideren Klima, oder bereits in den Beginn des letzteren zu setzen, da bereits Hangabspülungen und damit Transport von Lößmaterial in die damalige Flußaue stattfand.

Halle/S., d. 23. 4. 1929.

Dr. Köpfe."

Die in der Lehmgrube bei Lengsfeld gefundene Geweihstange (Abb. 1) stammt von einem außergewöhnlich großen und starken Geweih her. Die Oberfläche ist teilweise stark versintert. Das Griffende ist gewaltsam abgebrochen, ebenso die Augensprosse. Die Kesselsprosse ist bis zu einer Länge von 18,5 cm erhalten, die Spitze oder der „Schneideteil“ schräg abgeschnitten<sup>1)</sup>. Leider ist die Schnittfläche mit Sinter verdeckt, weshalb Schnitt- oder Schleifspuren nicht ganz sicher zu ermitteln sind. Dagegen dürften der auf der anderen Seite (Abb. 3) deutlich sichtbare, 17 mm lange

<sup>1)</sup> Bei der Hacke — oder dem Beil — von Langensfeld b. Altona ist die Schneide auf dieselbe Weise hergestellt; die Bearbeitung ist aber bei diesem Stück besser zu erkennen. Siehe die Abbildung bei Schwantes: a. a. O. Tafel I (Archiv f. Anthropologie 1925).



Einschnitt, wie auch die schräge Abschneidung der vorderen Ecke als unzweideutige Bearbeitungsspuren anzusprechen sein.

Obgleich die sicher erkennbaren Bearbeitungsspuren gering sind, liegt kaum Grund vor, den Geräthcharakter des Stückes zu bezweifeln.



Abb. 1 und 2. Geweihhacke und Geweihstange von Lengefeld.  $\frac{1}{4}$ .

Bevor es in den Löss eingebettet wurde, hat es anscheinend lange Zeit auf der Oberfläche gelegen, der zerstörenden Einwirkung der Witterung ausgesetzt<sup>1)</sup>.

In der Lehmgrube bei Lengefeld ist auch ein zweites ähnliches Stück gefunden worden (Abb. 2). An diesem sind aber keine sicheren Bearbeitungs-

<sup>1)</sup> Besitzer des Stückes ist Lehrer Grauert in Taugwitz.



spuren erkennbar. Der Bruch am Griffende und die Bruchstelle der Augensprosse müssen aber, wie aus den unebenen Bruchflächen zu erkennen ist, gemacht worden sein, als das Geweih noch frisch war, d. h. vor der Einlagerung in den Löss, während die Spitze der Eissprosse in fossiltem Zustande des Knochens abgebrochen ist<sup>1)</sup>; auch die übrigen an der Abbildung erkennbaren Bruchstellen sind fossil<sup>2)</sup>. Obgleich das Stück also wegen Mangel an sicheren Bearbeitungsspuren nicht als Gerät angesprochen werden kann, ist es doch auffallend, daß von der Stange so viel erhalten, bzw. entfernt worden — oder verlorengegangen — ist, um eine

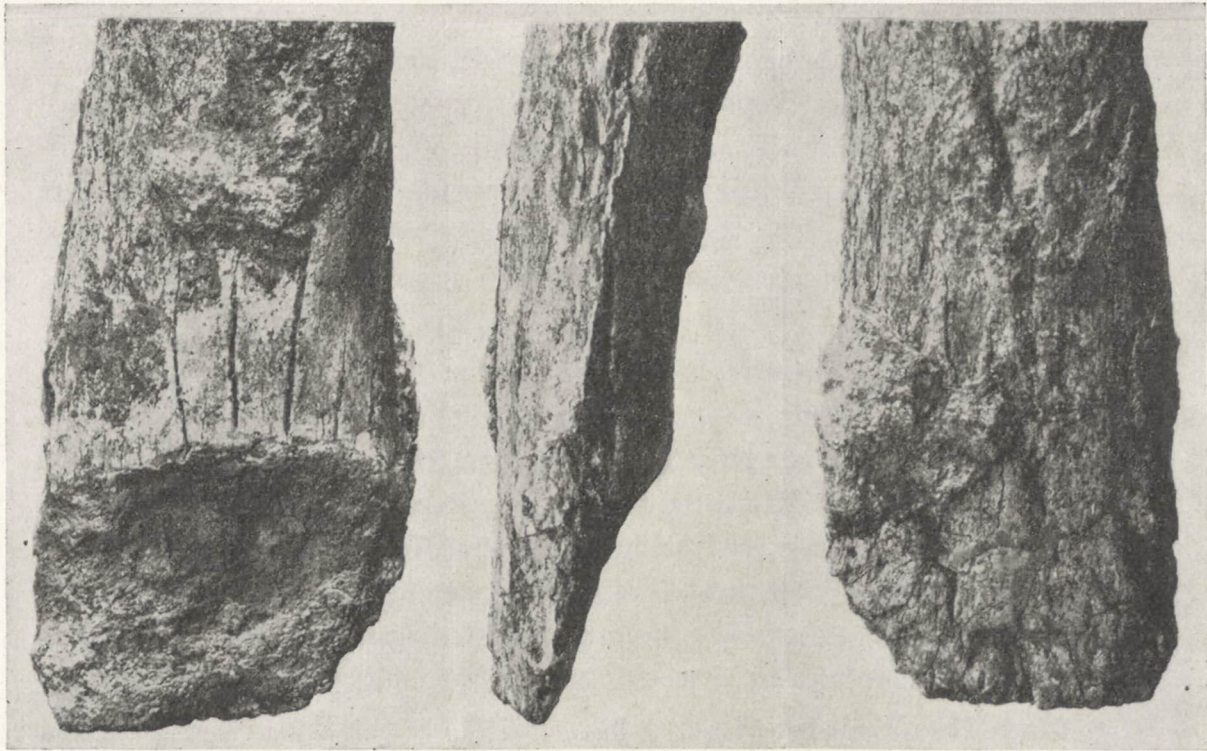


Abb. 3. Schneide der Geweihhacke von Lengfeld.

Rengeweihhacke des üblichen Typus zu schaffen. Man ist deshalb geneigt, in diesem Stück ein unvollendetes oder beabsichtigtes Gerät zu sehen<sup>3)</sup>.

<sup>1)</sup> Der Quer-Abschluß der Eissprosse der Stange von Lengfeld gleicht dem des Stückes von Vejleby (Dänemark). Allerdings wird behauptet, daß dieses eine jetzt verlorene Flintschärfe gehabt, was bei dem Lengfelder Stück nicht der Fall gewesen sein kann, da das Ende nicht ausgehöhlt ist.

<sup>2)</sup> Das kleine Museum in Bad Rösen besitzt mehrere aus der Lengfelder Lehmgrube stammende Tierknochen, darunter auch verschiedene Rengeweihstücke, die dieselben queren gleichmäßigen Brüche haben.

<sup>3)</sup> Besitzer: Lehrer M. Sülgenhof in Naumburg, früher in Lißdorf bei Eckartsberga.



### Königsau, Kreis Quedlinburg.

Bei einem Besuch in der Braunkohlengrube Georg bei Königsau am 28. September 1927 wurden mir von dem Baggerführer Fr. Luther zwei der Länge nach auseinandergespaltene Kengeweihstücke gebracht, die er beim Baggern angetroffen hatte. Nach der Zusammensetzung ergaben die Stücke ein außergewöhnlich gutes Exemplar einer sog. Lyngbyhacke (Abb. 4). Die Hacke befindet sich in der Landesanstalt für Volksheilkunde in Halle.

Die 34 cm lange Stange zeigt an mehreren Stellen Spuren von langdauerndem Gebrauch, wodurch die Oberfläche stark geglättet worden ist. Am Griffende sind mehrere quergestellte Eintiefungen zu erkennen, die als Schnittspuren oder Spuren einer Umwicklung gedeutet werden können. Die Augensprosse ist abgeschnitten. Die Eissprosse ist an der Spitze schräg abgeschnitten und zugeschliffen, später — wahrscheinlich durch den Bagger — etwas beschädigt. An der Gabelung der Eissprosse von der Hauptstange ist ein schwach erkennbarer Kreis von etwa 2 cm Durchmesser eingeringt (Abb. 5).

Die Fundstelle der Hacke, die mir von Herrn Luther gezeigt wurde, lag unmittelbar an dem jetzt weggebaggerten Feldwege zwischen Schadeleben und Königsau, etwa am Ufer des ehemaligen Sees, der sich von Aschersleben in nordwestlicher Richtung gegen Gatersleben erstreckte. Die jetzigen Ortschaften Gatersleben, Friedrichsau, Schadeleben, Königsau, Wilsleben, Aschersleben, Frose und Nachterstedt lagen ursprünglich am Strande dieses Sees, dessen Entwässerung und Trockenlegung erst im 18. Jahrhundert auf Veranlassung Friedrich des Großen stattfand.

Nach Aussagen des Finders hätte die Hacke etwa 2 m tief gelegen, auf der Grenze der unten anstehenden hellen Sande und einer überlagernden dunklen humifizierten Schicht, hauptsächlich aus defektiler Schwarzerde bestehend. Auf dem Gelände des ehemaligen Sees hatte Herr Bergassessor Kersten bei der Grube Georg folgende Schichtenfolge ermittelt, die er mir freundlichst mitteilte:

Schwarzerde  
Torf  
Seemergel  
gelbe Sande  
Kies (mit Muschelfalk).

Die Fundumstände und die geologischen Verhältnisse besagen also nur, daß die Hacke aus der Zeit stammt, da die diluvialen Sande noch die



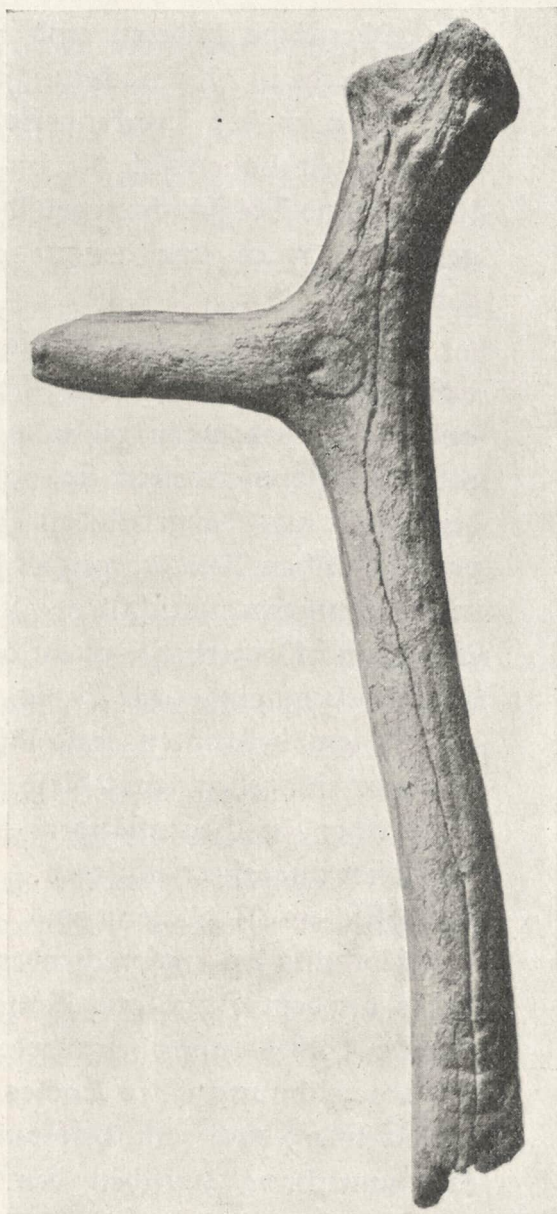
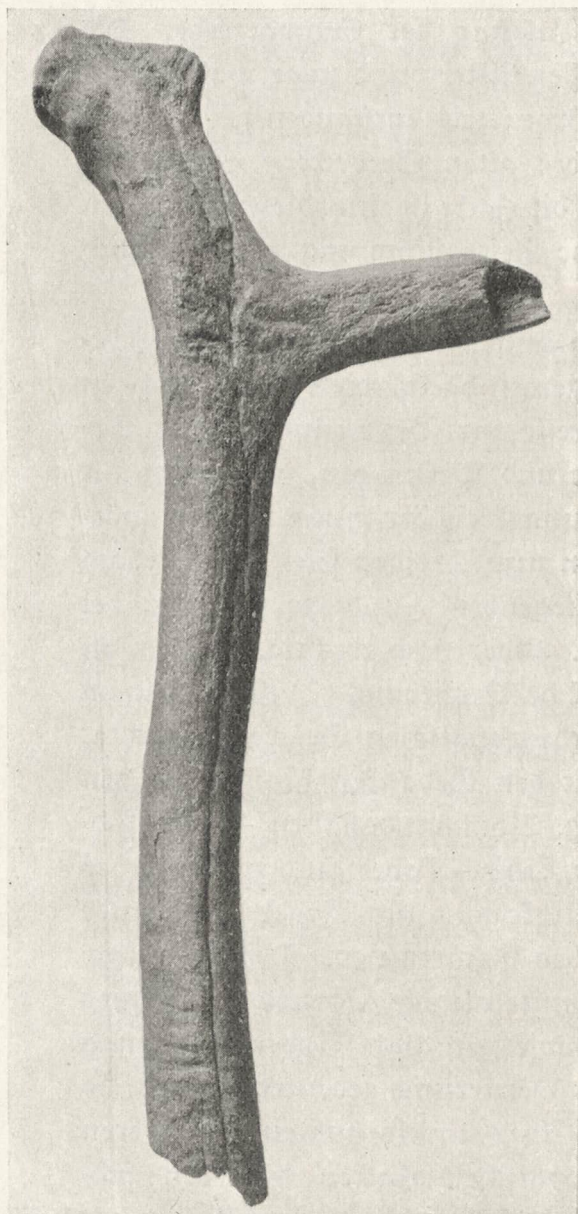


Abb. 4. Die Geweihacke von Königsau, Kr. Quedlinburg.  $\frac{1}{3}$ .

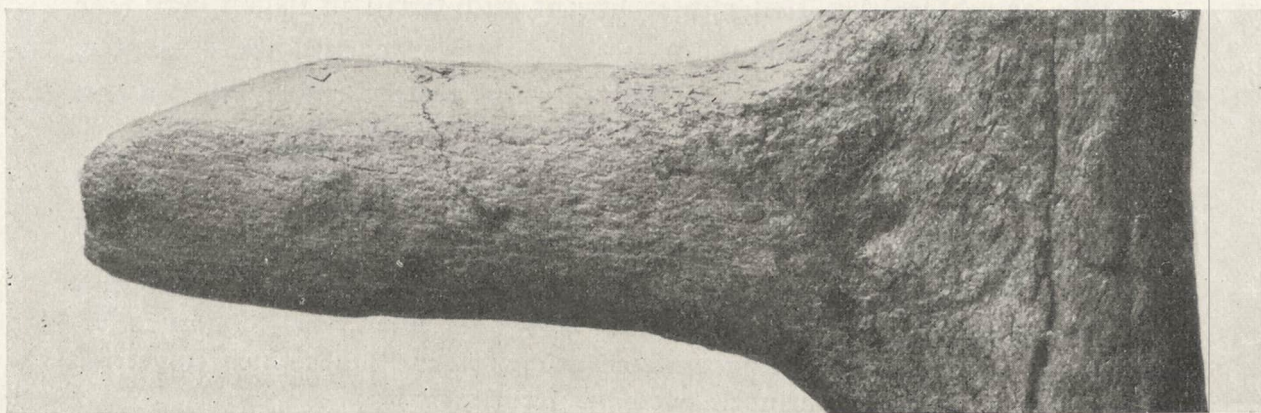


Abb. 5. Mittelteil der Geweihacke von Königsau.  $\frac{1}{1}$ .



alte Oberfläche bildeten und vor der Bildung der Schwarzerde. Die Schwarzerde ist aber nach-jungsteinzeitlichen Alters und zwar wahrscheinlich erst nach der Trockenperiode der Bronzezeit entstanden<sup>1)</sup>. In der Zwischenzeit haben sich die im Wasser des alten Seebeckens abgesetzten Mergel- und Torfschichten gebildet. Wäre die Hacke in einer dieser Schichten gefunden, wäre eine genaue geologische Zeitbestimmung eher möglich gewesen.

Gibt die Hacke aus Königsau also keinen neuen Beitrag zur Zeitbestimmung der nordeuropäischen Kengeweihhacke, bietet sie jedoch in anderen Beziehungen vieles von Interesse zur Beurteilung dieses Gerätes. Erstens erweitert sie, nach Süden und Westen hin, zusammen mit dem Stück aus Lengsfeld den Verbreitungskreis der mutmaßlichen spät-paläolithischen Kultur, welcher die Hacken zuzuschreiben seien, ohne jedoch aus diesem herauszufallen; die nächstliegenden Fundorte sind die bei Briest und Prizerber See an der Havel. Aber noch wichtiger ist der an der Gabelung eingeritzte Kreis. Eine solche Verzierung (?) ist bei keinem der bis jetzt bekannten einschlägigen nordeuropäischen Stücke beobachtet worden. Dagegen leitet diese Einzelheit den Gedanken hinüber zu den entsprechenden Gegenständen — den sog. Kommandostäben — des süddeutschen und österreichischen — in erster Linie — aber auch zu denen des französischen Magdaléniens. Bei diesen kommt als Regel eine runde Durchlochung an entsprechender Stelle des Gerätes vor. Der eingeritzte Kreis bei dem Stück aus Königsau könnte als die Vorzeichnung eines solchen Loches angesehen werden. Aber wie dem auch sei, der Kreis mag als Vorzeichnung eines Loches oder als Verzierung gedeutet werden, so scheint mir jedoch sein Vorkommen als ein Hinweis auf einen näheren Zusammenhang zwischen den nordeuropäischen Hacken und den süddeutschen bzw. den französischen Kommandostäben als man es bisher hat annehmen wollen<sup>2)</sup>.

Ein grundsätzlicher Unterschied scheint auch darin zu liegen, daß jene praktische Arbeitsgeräte sind, während diese als Ziergegenstände — Zepter, Würdezeichen, Zaubergeräte, oder dergl. — zu deuten sind. Aber wenn

<sup>1)</sup> Siehe Paul Grimm: Die vor- und frühgeschichtliche Besiedlung des Unterharzes und seines Vorlandes auf Grund der Bodenfunde, S. 170 u. f. (Jahresschrift XVIII, 1930).

<sup>2)</sup> Siehe u. a. G. Schwantes: Das Beil als Scheide zwischen Paläolithikum, S. 15 („wie bereits Soph. Müller und nach ihm Friis-Johannsen erkannten, können . . . . die Kengeweihbeile nicht in das Magdalénien eingereiht werden, da sie seiner Formenwelt durchaus fernstehen“).



auch die Hacken und Beile dem westeuropäischen und süddeutschen Magdalénien fremd sind, ist jedoch die bearbeitete Geweihstange ohne nachweisbare praktische Verwendbarkeit in Nordeuropa nicht unbekannt.

Bei dem südschwedischen Stück<sup>1)</sup> und dem aus Fähre Rusterbergen<sup>2)</sup> ist die Eissprosse ziemlich dicht an der Hauptstange abgebrochen. Es ist bei diesen also nicht zu entscheiden, ob sie als Hacken mit langer zugespitzter Sprosse, wie z. B. bei den Stücken aus Langenfelde<sup>3)</sup> und Königsau<sup>3)</sup> oder mit besonderer Flintschärfe, wie es für die dänischen Hacken aus Lyngby<sup>4)</sup> und Vejleby<sup>5)</sup> angenommen worden ist, gedacht gewesen, oder ob man nicht von vornherein ein vollständiges Entfernen der Eissprosse beabsichtigt hat. Es ist ja auch möglich, was von Schwantes für das Stück von Fähre Rusterbergen hervorgehoben wird<sup>6)</sup>, daß man eine kurze Schneide wie an der Hacke von Briest<sup>7)</sup> hat erzeugen wollen.

Die Bezeichnung „Beil“ für dieses und ähnliche Stücke mit breiter Schneide ist aber m. E. irreführend, wenn man darunter ein praktisches Arbeitsgerät versteht und nicht nur die äußerliche Ähnlichkeit, die übrigens bei dem Briester Stück ziemlich gering ist, absieht<sup>8)</sup>. Das Material ist in Verhältnis zu Holz — und die Bezeichnung Beil leitet unwillkürlich den Gedanken auf Holzbearbeitung — zu weich, um eine diesbezügliche praktische Verwendbarkeit zu haben. Dagegen dürfte die Mehrzahl der hier besprochenen Geräte als Hacken bei Auflockerung der Erde beim Suchen nach Würmern, Schnecken, Wurzeln u. dgl. sehr gut brauchbar gewesen sein. Das Briester Stück ist aber auch als Hacke ungeeignet. Den wahrscheinlichsten Gebrauch, den man von diesem und ähnlichen Stücken ge-

1) Abbildung bei Sture Bolin: Skånelands historia, I, S. 20, Lund 1930.

2) Abgeb. bei Schwantes: a. a. O. Tafel I.

3) Abb. hier Abb. 4 u. 5.

4) Abb. bei Sophus Müller in Aarbøger f. nordisk Oldkyndighed 1896, S. 305, und bei Rossinna: Die Indogermanen, I, S. 13, Mannusbibliothek 26, 1921.

5) Abb. bei Ekholm in Wiener Prähist. Zeitschr. 1925, S. 5.

6) A. a. O. S. 20.

7) Abbildungen in Prähist. Zeitschr. 1910, S. 43 (A. W. Brögger), in Mannus, 8, 1917, Tafel V (R. Stimming) und bei Rossinna: a. a. O., S. 11.

8) Die breite Schneide bei dem Stücke von Briest scheint mir eher zufällig als absichtlich. Man hat die Eissprosse entfernen wollen und statt sie gewaltsam abzubreaken, was meistens geschah, hat man sie abgeschnitten. Es dürfte kaum ein Zufall sein, daß fast genau so viel zurückgeblieben ist wie bei den „Kommandostäben“ aus der Maszyckhöhle und der Gudenushöhle (vgl. die folgenden Anmerkungen).



habt haben können, dürfte deshalb der als Waffe — Streitkeule — gewesen sein. Für die Streitkeule ist aber die Schneide von untergeordneter Bedeutung. Wenn man aber das Briester Stück nicht als Arbeitsgerät sondern als Streitkeule anspricht, dürfte in die Gruppe der nordeuropäischen Kengeweihhacken auch das Stück aus der Maszyckahöhle in Polen<sup>1)</sup> eingereiht werden können. Dieses Stück ist aber nicht wie die übrigen Kengeweihhacken Nordeuropas ein Einzelfund, sondern gehört zu einem ausgesprochenen Magdalénieninventar. Damit dürfte die gesuchte Verbindung mit dem Magdalénien gefunden sein.

Die Mehrzahl der Kommandostäbe des österreichischen und süddeutschen Magdaléniens sind durchlocht<sup>2)</sup>, es gibt aber auch solche ohne Durchlochung, z. B. ein verziertes Stück von Thaingen<sup>3)</sup>. Das Vorhandensein des Loches spricht allerdings gegen eine für die Stücke von Briest und aus der Maszyckahöhle angenommene Verwendung als Streitkeule, da das Loch eine Schwächung der Geweihstange bedeutet. Sie dürften deshalb wie die französischen Stücke nur als Ziergeräte aufzufassen sein. Wenn aber die durchlochte Kengeweihstange nicht als Streitkeule verwendet werden kann, eignet sich jedoch umgekehrt die undurchlochte Streitkeule der nordeuropäischen Gruppe sehr wohl als Ziergerät im Sinne des Kommandostabs<sup>4)</sup>. Und wenn der an der Hacke von Königsau ein-

<sup>1)</sup> L. Koźłowski: Starsza epoka kamienna w Polsce (paleolit), S. 36 und Tafel XV, 20 (Poznanskie towarzystwo przyjaciół nauk, I. Posen 1922). Abb. auch bei M. Much: Prähistorischer Atlas, Tafel 4, 20. — La Baume hat schon früher (Elbinger Jahrbuch, 4, 1924, S. 14) dieses Stück als Hinweis auf das Vorkommen der Kengeweihhacke im Magdalénien herangezogen, während Ekholm (Wiener Prähist. Zeitschr. 1925, S. 16) es als abgebrochenen Kommandostab anspricht und aus diesem Grunde die Behauptung La Baumes ablehnt. Nach den obigen Ausführungen dürfte die Bezeichnung ziemlich gleichgültig sein. Als Verbindungsglied, sei es ein zeitliches oder nur kulturelles, zwischen den nordeuropäischen Kengeweihhacken und den Kommandostäben des Magdaléniens ist es jedoch nicht abzuweisen.

<sup>2)</sup> Vgl. die Abbildungen der Stücke aus der Gudenushöhle bei H. Obermaier und H. Breuil: Die Gudenushöhle in Niederösterreich, Tafel III, (Mitteilungen der anthrop. Gesellsch. Wien 1908) und H. Obermaier: Der Mensch der Vorzeit, Tafel 22, von Schussenquelle und R. R. Schmidt: Die diluviale Vorzeit Deutschlands, Tafel XXIV, I, von Petersfels bei E. Peters: Die vorsteinzeitliche Kulturstätte Petersfels, Tafel XV und XVI (Mugsburg 1930) und von Munzingen bei A. Padtberg: Das altsteinzeitliche Lößlager bei Munzingen, Tafel II, 8. (Mugsburg 1925.)

<sup>3)</sup> R. R. Schmidt: a. a. O. Tafel XXXI, 2.

<sup>4)</sup> Das Würdezeichen und der Szepter dürften ursprünglich immer Waffen gewesen sein, z. B. die Doppelaxt, der Torshammer, der Degen usw.



geritzte Kreis als Vorzeichnung eines Loches zu deuten ist, so fällt auch für dieses Stück die Verwendbarkeit als Arbeitsgerät und als Waffe weg. Wenn der Kreis aber eine Verzierung darstellt, dürfte die Hacke trotzdem nicht als Arbeitsgerät, sondern in Übereinstimmung mit den Stücken von Briest und aus der Maszyckahöhle, als Waffe anzusprechen sein.

Das Ergebnis dieser Erörterung ist also, daß der auf S. 52 hervorgehobene grundsätzliche Unterschied zwischen den nordeuropäischen Kengeweihhacken und den österreichisch-süddeutschen Kommandostäben — und damit auch den französischen — nur scheinbar ist. Einige von jenen würden sich zwar sehr wohl als wirkliche Hacke eignen, aber auch als Waffe, andere dagegen nur als Waffe. Der von anderen Forschern behauptete typologische Unterschied ist zwar nicht zu leugnen, aber doch nicht von der Art, daß ein Zusammenhang zwischen den nordeuropäischen Hacken und den süd- und westeuropäischen Kommandostäben nicht anzunehmen wäre. Inwieweit dieser auch eine — wenigstens teilweise — zeitliche Übereinstimmung bedeutet, ist wohl noch kaum möglich zu entscheiden. Unvereinbar mit unserer Kenntnis der zeitlichen Einordnung des Magdaléniens dürfte er jedoch nicht sein.

#### Nachtrag.

1. Ein bei früheren Behandlungen der Kengeweihhacken und der Kommandostäbe nicht beachtetes Stück wird von Kossinna (Die Indogermanen I, S. 22, Abb. 28) abgebildet. Es ist eine am distalen Ende abgebrochene, aber — wenn die Größe richtig angegeben ist — noch etwa 40 cm lange Hirschgeweihstange, die, wie die echten Kommandostäbe, am Wurzelende durchlocht ist und, wie es bei diesen auch meistens der Fall ist, an der ganzen Oberfläche Verzierung trägt. Das Stück dürfte, sowohl des Materials als der Verzierung wegen, etwas jünger anzusetzen sein als die Kengeweihhacken. Kossinna stellt dieses Gerät mit den schrägschneidigen Hirschgeweihhacken der Ancycluszeit zusammen. Daß es als solche nicht gedacht ist, zeigt die Länge und die Verzierung; aus dieser geht sogar hervor, daß es ursprünglich noch länger gewesen ist. Das Gerät dürfte nur als Kommandostab anzusprechen sein. Es ist bei Kl. Machnow bei Berlin gefunden.

2. Die Ergebnisse der Grabungen am Ahrensburg-Neinsdorfer Tunneltal (Kreis Stormarn) in den Kulturschichten des Magdalénien und der frühen Mittelsteinzeit konnten hier nicht herangezogen werden, da Abbildungen noch nicht vorliegen. In dem vorläufigen Bericht von A. Rüst im Nachrichtenblatt für deutsche Vorzeit 10, 1934 S. 198, wird



aus der Magdalénieniedlung die Vorarbeit für einen Kommandostab erwähnt mit einem halbfertigen Loch von 1,5 cm Durchmesser; man vergleiche dazu unser Stück von Königsau mit Kreiseinzeichnung. Nach dem Bericht desselben Verfassers im Nachrichtenblatt II, 1935 S. 228 wurden in der oberen Kulturschicht, Ahrensburger Stufe, eine Anzahl Kenstangen in Form von Lyngbybeilen geborgen.



Mittelsteinzeitliches Fischerleben nach den Funden im Siener Bruch,  
Kr. Jerichow II.

Bild in der Landesanstalt für Volksheitskunde ausgeführt von W. Henning.



## Jüngere Steinzeit.



Flög, Kr. Jerichow I.  $\frac{1}{3}$ .

Landesanstalt für Volksheitskunde.







# Ein Schnurkeramisches Rötelgrab mit Mikrolithen und Schildkröte in Dürrenberg, Kr. Merseburg.

Von Dr. Friedrich-Karl Bicker, Assistent der Landesanstalt für Volksheilkunde, Halle.

## I. Teil.

### Das Grab.

Die Fundstelle liegt mitten im Kurpark zu Bad Dürrenberg, Kreis Merseburg, auf dem Grundstück der Salinenverwaltung „Preußag“. Das Grab wurde bei Kanalisationsarbeiten angeschnitten und am 4. Mai 1934 kurz vor Dienstschiuß gemeldet. Die Untersuchung wurde am späten Nachmittag vom Präparator der Landesanstalt, Herrn W. Henning, vorgenommen und mußte leider eine ausgesprochene Notbergung sein, da am nächsten Tage bereits die Einweihung des betr. Platzes durch die Salinenverwaltung erfolgen, und bis dahin alles wieder eingeebnet sein mußte. Genaueres Zeichnen und Fotografieren des Skelettes konnten also nicht erfolgen. Schnellstens mußten die Skeletteile und Beigaben der Erde entnommen werden, und nur kurze Notizen waren möglich. Bevor Herr Henning eintraf, hatte sich schon Herr Lehrer Nethe des Grabes angenommen und einige Knochenpfriemen, Rehkiefer, die Gabeln eines Rehgehörns, Feuersteinspäne, Muscheln, Eberhauerplatten und einige Schneidezähne von einem größeren Tier geborgen.

Henning konnte noch Folgendes feststellen: Die Sohle des Grabes lag 1,46 m unter der heutigen Oberfläche. Die Grabgrube reichte mit ziemlich steilen Wänden noch 0,50 m vom unteren Rande des dunklen Mutterbodens aus in den gelben Kies hinein und war auf der Sohle 0,55 m breit. Die Sohle der Grube besaß fast rechteckige Form und erstreckte sich von ONO nach WSW in einer Länge von 0,90 m. Im ostnordöstlichen Teil lag der Schädel mit dem Blick nach S. Die unteren 0,30 m der ganzen Grabgrube waren mit einer roten Masse ausgefüllt, so daß das Skelett und die Beigaben völlig darin eingebettet lagen. Nur der Schädel ragte mit seiner oberen Hälfte aus der roten Masse heraus. Das guterhaltene Skelett lag nicht völlig waagerecht auf der Grabsohle. Der Schädel lag erheblich höher als die letztere (Abb. I). Nach Aussage von Henning und von Herrn Lehrer Lippold, der bei der Bergung ebenfalls zugegen



war, hat das Skelett mit angezogenen Armen und Beinen in anatomisch richtigem Zusammenhang schräg — von oben nach unten gemeint — in der kleinen Grube gelegen. Es dürfte sich also um einen „gestauchten Socker“ gehandelt haben. Für einige Beigaben steht die genauere Lage trotz der hastigen Bergungsarbeit fest. Senning fand noch zwei Leberhauerplatten etwa in der Halsgegend vor dem Gesicht. Die Felsgesteinhacke befand sich unter dem rechten Oberarm. Zwischen den Oberschenkeln lagen die Reste eines Kinderschädels und in der Umgebung verstreut die Bruchstücke von einem Schildkrötenpanzer. In der Füllerde des gut erhaltenen Schädels fanden sich nachträglich noch ein Mittelhandknochen der linken

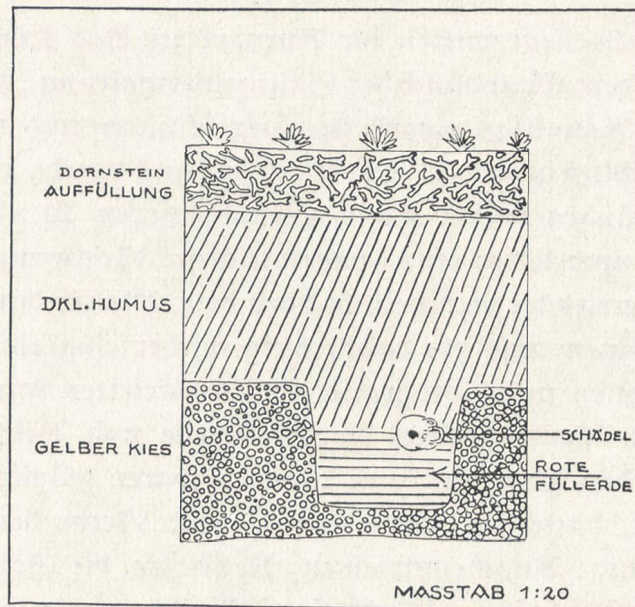


Abb. I. Profil. Grab Dürrenberg. 1:40.

Sand und ein Mittelfußknochen des linken Fußes, die wohl durch Wühler verschleppt worden sind. Der Kiefer eines Wühlers (Hamster?) wurde bei der Grabung gefunden.

Die Beigaben (Abb. 2—4):

Außer der schon erwähnten roten, pulverisierten Masse lag im Grab noch ein Brocken des roten Farbstoffes mit einer angeriebenen Fläche; Walnußgröße, 30,05 gr. Die Analyse ergab, daß es sich bei der ganzen Masse und dem festen Brocken um durch Eisengehalt rot gefärbten Ton handelt, wie wir ihn auch in dem schnurkeramischen Grab auf dem Bühnzchen, Flur Tröbsdorf b. Burgscheidungen (s. S. 71) als Beigabe fanden. Der Ton enthält Kieselsäure, Aluminium, Eisen und Kalk. Mit dem Rötelbrocken dürften im Zusammenhang stehen: Eine dreieckige



Platte aus Amphibolschiefer<sup>1)</sup>; gr. Länge 12,3 cm; gr. Breite 6,2 cm; Dicke 1,5—2 cm. Sie hat wohl als Palette beim Aufreiben gedient. Ferner ein längliches, flaches Geröll aus Kontaktschiefer, das wahrscheinlich den Reiber darstellt; Länge 11,3 cm; gr. Breite 4,1 cm.

Serner fanden sich:

- 4 kleine Bruchstücke von Geflügelnkochen,
- 2 ganze Muschelschalenhälften, 2 solche zerbrochen, Bruchstücke von weiteren 8 Muscheln, Unio und Anadonta<sup>2)</sup>,
- 1 ovaler Klopffstein; Länge 9,3 cm; Breite 6,5 cm,
- 1 größerer Silexabschlag und 8 Späne, davon einer mit Gebrauchsspuren,
- 1 flachgewölbte Hacke aus Hornblendeschiefer; Länge 10,8 cm; Breite an der Schneide 4,5 cm; Breite am Nacken 3,3 cm; Dicke 1,3 cm. Die beiden Gabeln eines Rehgehörns mit anhaftenden Schädelteilen, Bruchstücke von drei Rehunterkiefnern,
- 1 Röhrenknochen von einem größeren Vogel, Unterschenkel,
- 2 ganze Knochenpfriemen; Länge 22,1 und 11,9 cm. 2 Knochenpfriemen mit abgebrochener Spitze; Länge 10,3 und 8,5 cm. Ein Rest eines weiteren Knochenpfriemens,
- 64 Bruchstücke von einem Schildkrötenpanzer, Sumpfschildkröte,
- 1 Eberhauerplatte, Seiten poliert, am breiten Ende zwei Löcher, am spitzen ein Loch; innere Länge 12,3 cm, äußere<sup>3)</sup> 13,1 cm; gr. Breite 2,8 cm,
- 1 ebensolche ist leider bei der Grabung verschwunden,
- 3 solche Eberhauerplatten ohne Bohrungen: a) innere Länge 11 cm, äußere 12,5 cm; gr. Breite 2,5 cm; b) innere Länge 12,2 cm; äußere 13,8 cm; gr. Breite 2,4 cm; c) innere Länge 11,5 cm; äußere 12,7 cm; gr. Breite 2,3 cm,
- 1 Bruchstück einer weiteren solchen Platte,
- 12 Bruchstücke eines Kinderschädels.

Tierzähne:

- 18 breite, an den Wurzeln durchbohrte Schneidezähne; Bison priscus?!
- 6 lange, an den Wurzeln durchbohrte Schneidezähne; Wildschwein,

<sup>1)</sup> Diese ungefähren Bestimmungen der Gesteinsarten verdanke ich Herrn Dr. Voigt, Geolog. Institut, Halle.

<sup>2)</sup> Die Bestimmung der Muscheln, Zähne und der Schildkröte hat Herr Dr. W. Herre, Institut f. Tierzucht, Halle freundlicherweise beigetragen.

<sup>3)</sup> Gemessen sind die Sehnen der beiden Bögen.





Abb. 2. Grab Dürrenberg.  
 Gehörn und Kiefer vom Reh, Pfriemen, Vogelknochen, Feuersteine.  
 Etwa  $\frac{1}{2}$  nat. Gr.



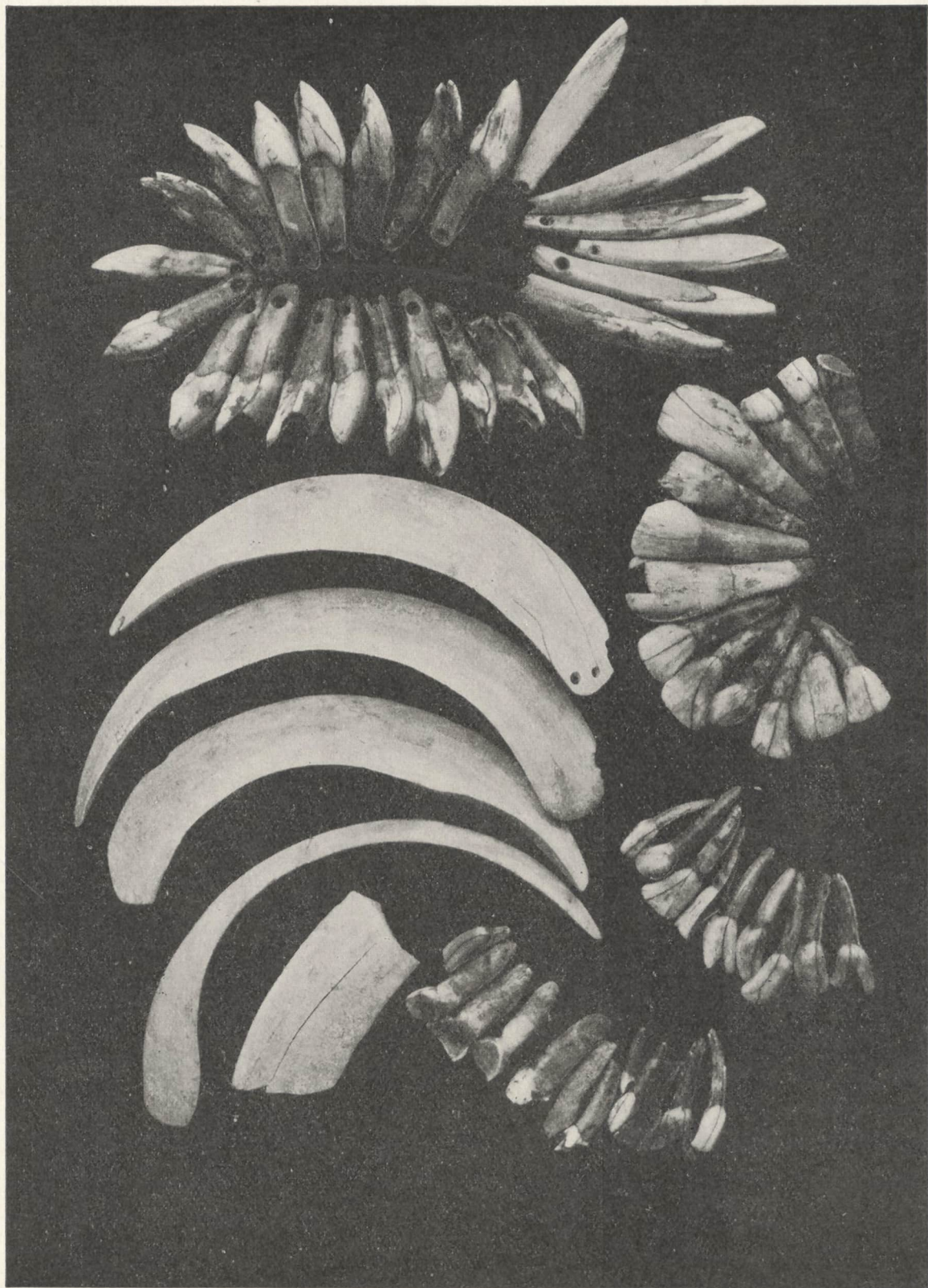


Abb. 3. Grab Dürrenberg.  
Tierzähne. Etwa  $\frac{1}{2}$  nat. Gr.



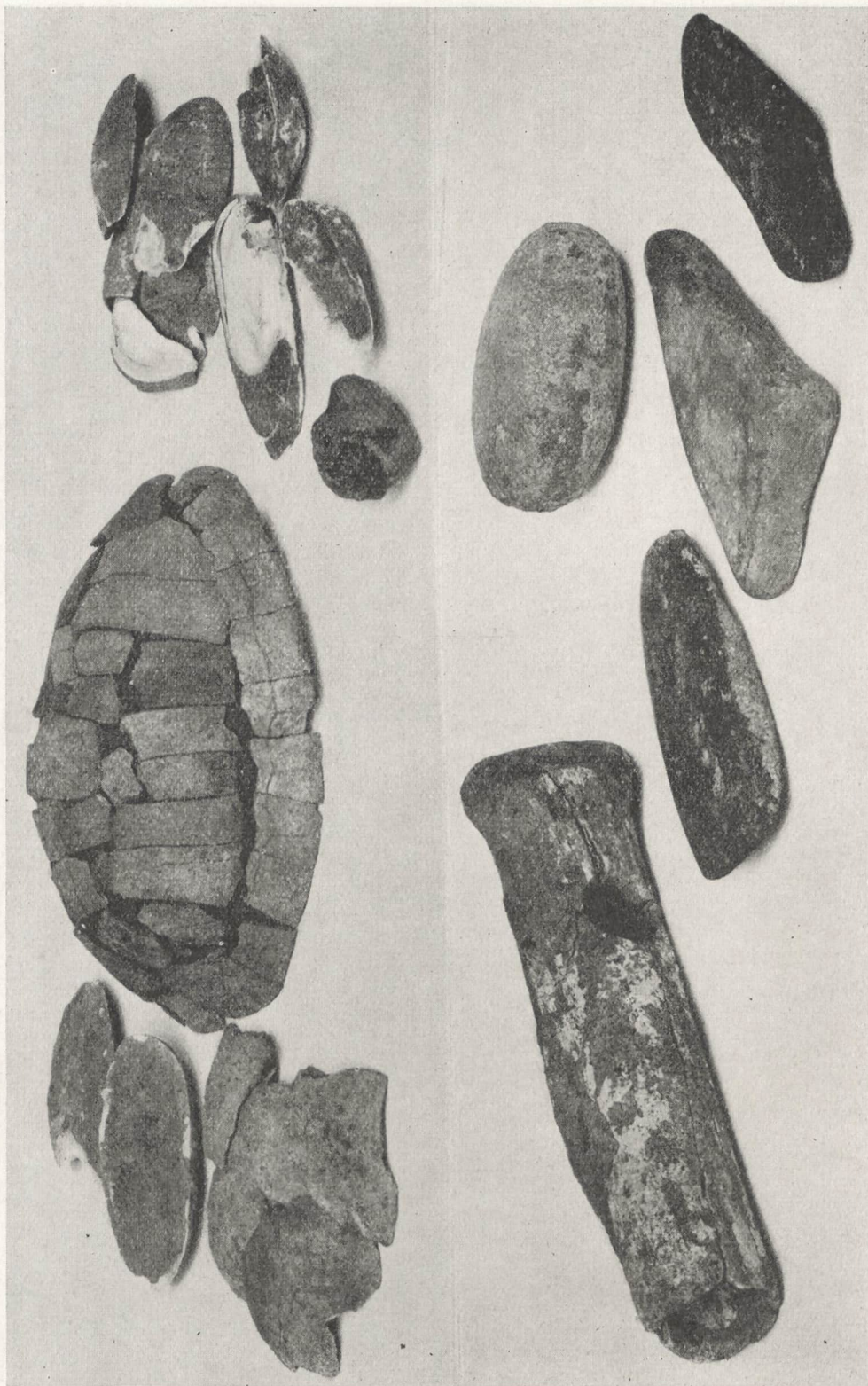


Abb. 4. Grab Dürrenberg.  
 Muscheln, Teile von Kinderschädel, Köhl, Geweihfassung, Sacke,  
 Klopffstein, Palette?, Reiber? Etwa  $\frac{1}{3}$  nat. Gr.



5 breite Schneidezähne ohne Bohrung, 3. T. beschädigt. Ein Stück  
Zahnschmelz von einem weiteren; Bison priscus?!,  
7 gedrungene Schneidezähne ohne Bohrung; Bison europ.,

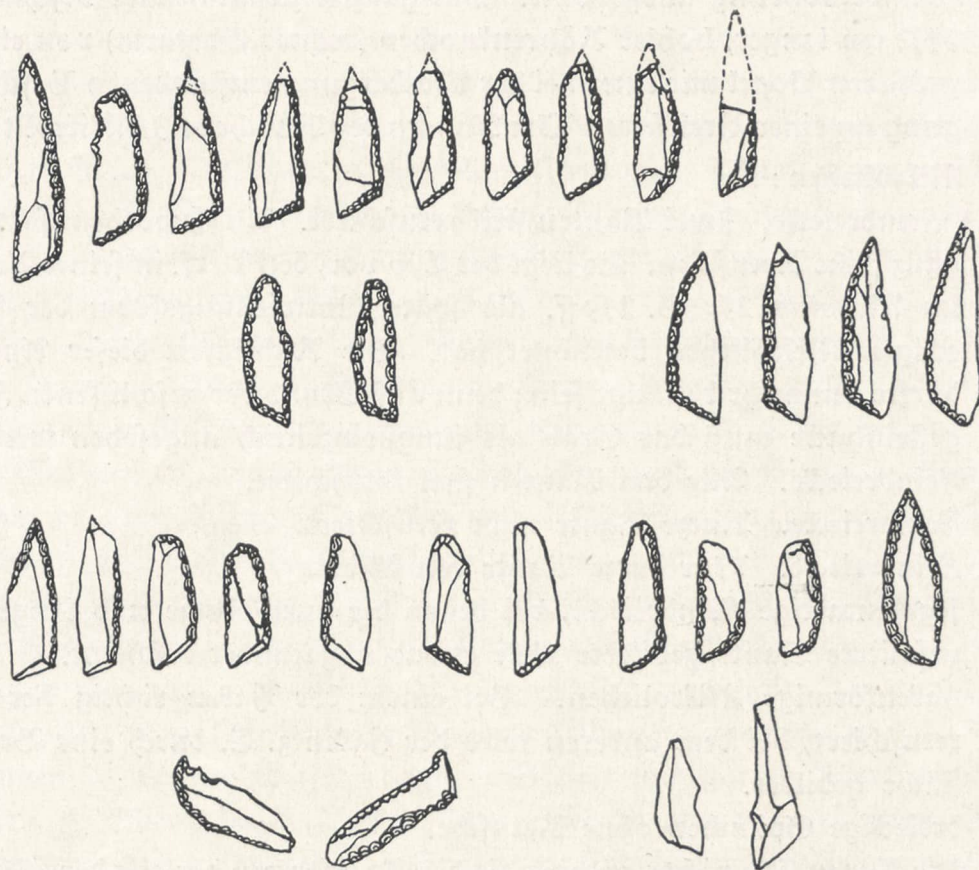


Abb. 5. Grab Dürrenberg.

Mikrolithen, um 1—2 mm vergrößert. Behälter für die Mikrolithen.

$\frac{4}{5}$  nat. Gr.

21 kleinere Schneidezähne ohne Bohrung, 3. T. beschädigt; Hirsch, 1 Reh.  
Eine Schäftung aus Hirschgeweih; Länge 19 cm, Breite an Rose  
5,7 cm; senkrechte Zylinderbohrung 6,4 cm vor der abgearbeiteten  
Rose. Durchmesser dieser Bohrung 2,2 cm. Vorn keine Schneide,



sondern eine in Richtung der Längsachse laufende, fast runde Öffnung als Schäftungsvorrichtung. Der erhaltene Öffnungsrand ist rund gearbeitet. Das Stück ist von vorn bis zur hinteren Wand der Zylinderbohrung ausgehöhlt. Im ganzen ziemlich stark beschädigt.

- 1 14,2 cm langer, hohler Röhrenknochen (rechter Oberarm) von einem größeren Vogel mit einer bei der Notbergung entstandenen Beschädigung an einer Breitseite. Im Innern des Knochens 31 Mikrolithen.

Die Mikrolithen:

- 14 Seindreiecke. Zwei Kanten steil retuschiert. An Hypothenuse meist ganz feine Retuschen. Es liegt der Typ vor, den Verf. in seiner Arbeit im *Mannus* 25, S. 249 ff. als späte Entwicklungsform der dreieckigen Mikrolithen bezeichnet hat. Die Richtigkeit dieser Ansicht dürfte nunmehr bestätigt sein; denn auf Grund der geschliffenen Seltgesteinhacke muß das Grab als jungsteinzeitlich angesehen werden.
- 2 Seindreiecke. Alle drei Kanten steil retuschiert.
- 5 Seindreiecke. Kurze Kante nicht retuschiert.
- 2 Seindreiecke. Nur kurze Kante retuschiert.
- 4 segmentartige Seindreiecke, bei denen die durch kurze und lange retuschierte Kante gebildete Ecke etwas abgerundet erscheint.
- 2 hakenförmige Mikrolithen. Bei einem der Haken richtig herausretuschiert, bei dem anderen wird der Haken 3. T. durch eine Bruchfläche gebildet.
- 2 dreieckige Spänchen ohne Retusche.

Die Typen sind nichts anderes als die Spätformen der aus der „Grobfeinen Mischkultur“ (Bicker, *Jahresschrift* 22) bekannten Mikrolithik.

## II. Teil:

### Die Herkunft der Rötelfestattung.

Unsere erste Aufgabe ist die Lösung der Frage: Woher stammt die Sitte, dem Toten rote Farbe ins Grab mitzugeben? Haben wir etwa in unserem Fall Dürrenberg in der Rötelfestattung einen aus anderen Gegenden (Südrußland?) stammenden Fremdeinfluß zu sehen?

Der Gebrauch der roten Farbe in Europa ist uralte. Wir kennen ihn schon aus den Moustérienschichten von La Ferrassie, Pech de l'Azé (Dordogne), Tabaterie (Dordogne), Combe Capelle (im Tal der Couzè)<sup>1)</sup>.

<sup>1)</sup> v. Trautwig-Sellwig, *Urmensch und Totenglaube*, 1929. Um Raum zu sparen, wird allgemein auf die Literaturangaben bei v. Trautwig-Sellwig und die einschlägigen Aufsätze in Eberts *Reallexikon* verwiesen.



In dieser Zeit beginnt bereits die Sitte, roten Farbstoff ins Grab mitzugeben: La Chapelle-aux-Saints (Dordogne). Man fand in dieser Neandertalbestattung Ockerfragmente. Aus dem Aurignacien sind eine ganze Reihe von Rötelfestattungen bekannt: 1. Grotte des Enfants (Mentone): unterste, doppelte Bestattung. Der Jüngling mit Rötelfestattung; zweite Bestattung. Wenig Rötelfestattung ober- und unterhalb des Schädels; letzte Bestattung. Unter dem Schädel ein von Rötelfestattung gefärbter Stein. 2. Grotte du Cavillon (Mentone): Skelett ruhte auf einer Schicht pulverisierten Rötels. 3. Barma Grande (Mentone): zweites Skelett, ein Stück Eisenperoxyd an den Schultern; Skelett 3—5 in mit Ocker bestreuter Vertiefung; Skelett 6, Kopf dick mit Rötelfestattung überkrustet. 4. Baoussou da Torre (Mentone): Zwei Skelette von Rötelschicht bedeckt. 5. Höhle von Paviland (Wales): Skelett von Ocker völlig eingehüllt. Aus dem Solutréen ist Bestreuung mit bzw. Einbettung in Ocker bekannt von den Gräbern in Brunn (Franz-Joseph-Str.) und der mittleren Klausenhöhle b. Neu-Essing (Niederbayern). Die Station Prædmöst (Nordmähren) hat zahlreiche Ockerstücke an den Brandplätzen geliefert. In dem Schädelbecher aus der Grotte du Placard fanden sich Ockerspuren. Das Magdalénien hat folgende Ocker- oder Rötelfestattungen geliefert: 1. Les Grottes b. Rossillon (Ain): Skelett reich mit Ocker umhüllt. 2. Cro-Magnon (Dordogne): Skelette teilweise rötelfärbt. 3. Raymond b. Chancelade (Dordogne): Skelett mit starker Rötelschicht bedeckt. 4. Oberkassel b. Bonn: Zwei Skelette von pulverisiertem Rötelfestattung umgeben. Aus der mittleren Steinzeit sind folgende Rötelfestattung bzw. Ockerbestattungen bekannt: 1. Mas d'Azil (Ariège): Knochenbestattung zweier rotgefärbter Skelette. 2. Gräber im „Rjöffenmödding“ auf der Insel Téviec (Frankreich): Körper mit gelbem und rotem Ocker bestreut<sup>1)</sup>. 3. Die bekannten Schädelbestattungen in rötelfestatteten Gruben aus der Ofnet-Höhle b. Nördlingen. 4. Ockerumhüllte Schädelbestattung vom Kaufertsberg b. Lierheim. Rötelfestattung mit Benutzungs- bzw. Bearbeitungsspuren haben die mesolithischen Fundplätze Eschach-Holzhausen (O. A. Gaildorf) und Oberamt Hall geliefert<sup>2)</sup>.

Angesichts dieser Funde müssen wir feststellen: Selbst wenn das Grab von Dürrenberg der einzige Fall einer jungsteinzeitlichen Rötelfestattung in Mitteleuropa wäre, hätten wir keine Veranlassung, diese jungstein-

<sup>1)</sup> 20. Bericht der römisch-germanischen Kommission, 1930, S. 101.

<sup>2)</sup> E. Peters: Südwestdeutsches Mesolithikum. Germania 19, 1935, S. 98 ff.



zeitliche Sitte aus der Fremde (Südrußland) abzuleiten. Es liegt hier einfach eine altsteinzeitliche Tradition vor, die durch die mittelsteinzeitlichen Funde der Jungsteinzeit vermittelt wird. Die Mikrolithen im Grabe von Dürrenberg zeigen ja mit aller Deutlichkeit, daß eine enge Verbindung zur mittleren Steinzeit besteht. Auch unsere mittelsteinzeitliche, mitteldeutsch-brandenburgische „Grobfeine Mischkultur“<sup>1)</sup> hat diese Sitte gekannt. Daran ändert die Tatsache, daß wir im Gebiet dieser Kultur noch keine wirklich mesolithische Rötelfestattung gefunden haben, nichts. Aus der jüngeren Steinzeit sind bei Schmöckwitz drei Rötelfestattungen<sup>2)</sup> dieser in die Jungsteinzeit einmündenden Kultur gefunden worden. Sie liegen innerhalb einer Siedelung, von der man angenommen hat, Funde der mittleren und der jüngeren Steinzeit lägen dort vermischt. Damals war eine solche Annahme noch berechtigt, heute nicht mehr. Auf Grund des Grabes von Dürrenberg mit seinen Mikrolithen und der Grabungen von Aken, Kl. Kühnau, Biederitz I<sup>3)</sup> erkläre ich mit aller Bestimmtheit: in der Siedelung von Schmöckwitz liegt eine jungsteinzeitliche Spätstufe der alten „Grobfeinen Mischkultur“ vor. Die schnur- und tiefschichverzierten Scherben, die Binsengeramik, die Bruchstücke geschliffener Silex- und Seltgesteinbeile und die „mittelsteinzeitlich“ aussehenden Geräte gehören zusammen. Die in den Gräbern gefundenen Feuersteininstrumente lassen wohl kaum daran zweifeln, daß die Bestattungen zu der angeblich mittelsteinzeitlichen Siedelung gehören. Hohmann hat sich bemüht, durch Grabung die Trennung der „mittelsteinzeitlichen“ Besiedelung von der jungsteinzeitlichen zu erreichen. Das ist mißlungen; warum, verstehen wir erst heute.

Ganz unmöglich wird nun aber die Ableitung der Rötelfestattung aus der Fremde, wenn wir im Folgenden sehen, daß der Gebrauch des roten Farbstoffes im Leben und auch als Grabbeigabe im mittleren und nördlichen Europa während der jüngeren Steinzeit durchaus nicht selten ist.

Abgesehen von den bekannten südrussischen Ockergräbern und dem Gebrauch von Ocker in der Tripoljekultur kennen wir den roten Farbstoff aus folgenden Funden:

<sup>1)</sup> Kennzeichnet in Bicker, Dünennesolithikum aus dem Siener Bruch, Jahresschrift 22, 1934.

<sup>2)</sup> Hohmann in Eberts Reallexikon XI, S. 291/292.

<sup>3)</sup> Siehe hierzu: F. B. Bicker, Die Bedeutung des Grabes von Dürrenberg für die Indogermanenfrage. Erscheint im Mannus-Gedächtnisband für S. Sähne.



## I. Siedelungen der Bandkeramik.

Dorna, Kr. Gera. Am Leubenteich. Rötelfstücke.

Auerbach, Die Vor- und Frühgesch. Altertümer Ostthüringens, S. 78.

Ebendort. Ziegelei Baumgarten. Scherben mit Bemalungsspuren in Schwarz und Rot. Rötelfbrocken, 3. T. mit glattgeriebener Fläche. Auerbach, a. a. O., S. 76—77.

Großenbehringen (Thüringen). Vier Siedelungen. Ange-schliffene Brauneisensteinstücke, 1 angebohrt. Farbe ziegelrot bis dunkel-braun. Die helleren Stücke färben rot.

Lichtenfels. Wie oben.

S. Wagener, Die erste Verwendung von Eisenerz. Mannus XXV, 1933, S. 59 ff.

Stregda b. Eisenach. Schleif- und Wegsteine, 3. T. mit auf-ge-riebe-nem Rötelf.

Göge-Höfer-Ishiesche, Die vor- und frühgesch. Altertümer Thüringens, S. 212.

Erfurt. In Topfscherbe Reste von roter Farbe. Steinplatten zum Reiben mit roten Farbspuren. Als Farbstoff eisenopydreicher Keuper-sandstein.

C. Lehmann, Mitt. d. Ver. f. d. Gesch. u. Altertums-kunde von Erfurt, 1927, Heft 44, S. 189.

Ettersburg b. Weimar. Rote Bemalung von Tongefäßen.

Göge-Höfer-Ishiesche, S. 263.

Gießen. Reibsteine, 3. T. mit angetrockneter rötlich-brauner Masse.

O. Kunkel, Oberhessens Vorgesch. Altertümer 1926, S. 49.

Worms. Sandgroße und faustdicke Rötelfstücke.

C. Roehl, Ältere und jüngere Spiral-mäanderkeramik. Mannus VI, 1914, S. 83.

## 2. Gräber der Bandkeramik.

Erfurt, Kommunalbankbeamtenhaus. Unter bandkeramischer Kulturschicht ein Hocker mit faustgroßem, rotem Farbstein.

C. Lehmann a. a. O., S. 190/191.

Kromau-Mor. Krumlov, Süd-Mähren. Hocker. Schädel mit 1 cm dicker, intensiv rot gefärbter Sandschicht umgeben.

Eberts Reallexikon II, S. 60.

Worms. Adlerberg. „Ein großes Stück Eisenerz zum Färben der Haut.“

C. Roehl, Die Bandkeramik, S. 33.



Worms Umgebung. Glomborn. Eisenerz und große Klumpen schwerer, rotfärbender, eisenhaltiger Tonerde, die manchmal den Hinterkopf einhüllte. Auch in Gefäßen.

C. Roehl a. a. O., S. 27.

Elfaß. „Kohle und Rötcl gehörten zur Gesichtsbemalung.“  
R. Forrer, 15. Bericht d. römisch-germanischen Kommission, S. 85.

Wetterau. „Der häufig in Gräbern und Wohnstätten gefundene Rötcl usw.“

Eberts Reallexikon VIII, S. 245.

Sinkelstein. Gräberfeld. „Rötclstücke dienten offenbar zur Hautfärbung.“

Eberts Reallexikon VIII, S. 244.

Worms. Auf der Rheingewann. In fünf Gräbern Eisenerzstücke.

Roehl, Neue prähistorische Funde aus Worms und Umgebung.

Klein-Hadersdorf b. Poysdorf (Niederösterreich). Einige Hocker stark mit Rötcl gefärbt. Graphit- u. Rötclstückchen als Beigabe.

V. Lebzelter, Forschungen u. Fortschritte 1935, Nr. 14, S. 184—185.

### 3. Gräber der Jütländischen Einzelgrabkeramik.

Langedijk, Gem. Oosterwolde, Niederlande. Tumulus I. Einige ausgeflossene Kugeln von Rötcl.

A. E. van Giffen, Mannus-Bücherei 44, 1930, S. 56.

Ermeelo, Gem. Ermelo, Niederlande. Kernsand einiger Hügel mit Eisenerz überzogen.

A. E. van Giffen a. a. O., S. 159 ff.

### 4. Grab der Schnurzonekeramik.

Köln. Um Hocker bis an Grubenwand rötliche Erdfärbung.

C. Rademacher, Mannus IV. Erg.-Bd. 1925, S. 116/117.

### 5. Grab der Oderschnurkeramik.

Selchow, Kr. Angermünde. Steinkiste, darin Rötcl.  
Sprockhoff, Die Kulturen der jg. Steinzeit in der Mark Brandenburg. Vorgesch. Forsch. I, Heft 4, S. 73.

### 6. Siedlung der Schönfelder Kultur.

Hohenwartsleben, Kr. Wolmirstedt. In Abfallgrube zwei Klümpchen intensiv färbenden Rötels.

C. Engel, Mannus XX, 1928, S. 270—74.



## 7. Grab der Schönfelder Kultur.

Völpe, Kr. Neuhausleben. Vermutlich aus zerstörtem Grab des Ammenslebener Stils mehrere Klümpchen Rötcl.  
C. Engel a. a. O.

## 8. Gräber der sächsisch-thüringischen Schnurkeramik.

Buttstädt, Kr. Apolda. Ein Stück Rötcl.

Göge-Höfer-Schiesche, S. 292.

Tröbsdorf b. Burgscheidungen. Auf dem Böhnzchen. Steinfiste, darin mehrere rote, fast faustgroße Stücke von eisenorydhaltigem Ton. „Solcher hat sich übrigens auch in anderen Steinfistengräbern öfter als Beigabe vorgefunden.“

S. Größler, Mitt. aus d. Prov. Mus. d. Prov. Sachsen, 2, Festgabe 1900, S. 81 ff.

Gr. Braunshein, Kr. Zeitz. Hügelgrab. Ein Stück Rötcl.

Auerbach, a. a. O., S. 51.

Poserna, Kr. Weissenfels. Rötcl im Beigefäß.

U. Göge, Prähist. Zeitschrift I, S. 188 ff.

Lauerwitz, Kr. Saalfeld. Heidenwinkel. Ein vierseitig geschliffenes Stück Roteisenerz.

Göge-Höfer-Schiesche, S. 331. Roteisenerz gibt roten Strich!

Waldersee, Ostpreußen. Auch dieses Grab ist in schnurkeramische, bzw. becherkulturelle Zusammenhänge zu stellen<sup>1)</sup>. Ein birnengroßes Stück Rötcl.

U. Bezzenger, Mannus X, S. 13.

Hausneindorf, Kr. Quedlinburg. Trepanierter Schädel mit Rötclspuren.

Mitteilung von Herrn Museumsleiter R. Schirwitz, Quedlinburg.

Charlottenhöhe, Kr. Prenzlau. Ganzer Grabinhalt durch Übergießen mit Rötclbrühe intensiv rot gefärbt.

Schumann, Die Steinzeitgräber der Uckermark. S. 10—12. Sprockhoff a. a. O. S. 56, 73/74, 81.

Der Gebrauch der roten Farbe durch die Schnurkeramiker wird weiter belegt durch die rot ausgefüllten Ornamente an der Steinfiste von Göhlitzsch, Kr. Merseburg und durch den Becher von Serkowitz, Freistaat Sachsen, dessen Schnurlinien Reste einer roten Füllung enthalten.

Deichmüller, Prähist. Zeitschrift I, S. 401 ff.

<sup>1)</sup> Siehe hierzu die schon genannte, demnächst im Mannus erscheinende Arbeit d. Verf.



## 9. Siedelung des Friedberger Stiles.

Friedberg. Am Pfingstbrünnchen. Ein mit Röteln beschmierter Mahlstein.

O. Kunkel a. a. O., S. 43.

## 10. Siedelungen des Eberstadter Stils.

Eberstadt. In allen Gruben Stücke von Roteisenstein mit Schleifspuren, die nebst den dazu gehörigen Mahlsteinen zeigen, daß sie zur Farbgewinnung aufgerieben sind. Roteisenstein findet sich als natürliches Vorkommen bei Griedel und Weglar.

W. Bremer, Prähist. Zeitschrift V, S. 390.

## 11. Gräber des Großgartacher Stils.

Öfter Röteln als Beigabe.

K. Forrer a. a. O.

## 12. Gräber der Wohnplatzkultur.

Visby auf Gotland. Einige Gräber „möglicherweise mit Absicht in Rotocker eingebettet“.

Forssander, Die schwedische Bootartkultur.

Ocker kommt ferner vor in der Bretonischen Megalithkeramik: Ganggrab von Kercado (van Giffen a. a. O., S. 174); in Siebenbürgen: Flachgräberfeld von Decia-Muresului (Nestor, 22. Bericht d. römisch-germ. Kommission 1932, S. 73); in Ungarn (J. Banner, Dolgozatok, 1927, S. 59 ff.); in der Dobrudscha (C. Schuchhardt u. P. Traeger, p. 3. 10, S. 150 ff.); in Remedello (Kossinna, Mannus II, 1910, S. 81). Über Röteln in Spanien s. Déchelette, Revue archéol. 1908, S. 228 ff.; 1907, S. 38 ff.; in Italien: Eberts Reallexikon XI, S. 161, „Rote Farbe im Totenkult“. Röteln in französischen Dolmen, s. Pothier, Les tumulus du plateau de Ger. S. 33; Déchelette, Manuel I, S. 462 und 566. Röteln in England s. Bertram C. A. Windle, Remains of the prehist. age in England. 1904. Greenwell, British Barrows, 1877.

Wir haben gesehen, daß im mittleren und nördlichen Europa während der jüngeren Steinzeit der Gebrauch des roten Farbstoffes in Siedelungen und Grab durchaus gebräuchlich war, besonders auch in Mitteldeutschland. Diese Sitte setzt sich auch in die Bronzezeit hinein fort. Die Aufzählung dieser Funde will ich mir ersparen. Es besteht nicht der geringste Anlaß, die Rötelnbestattung aus Südrussland abzuleiten. Auch eine Ableitung von den bekannten Gräbern von Chamblandes (Westschweiz) kommt daher nicht in Frage. Man kann im Gegen-



teil letztenendes mitteldeutsch-schnurkeramische Einflüsse in den genannten schweizerischen Gräbern feststellen<sup>1)</sup>. Recht bedeutungsvoll ist auch die Tatsache, daß die mitteldeutschen Jungsteinzeitmenschen den roten Farbstoff in ihrer Heimat gewinnen konnten. Zwei Stellen seien genannt: ockeriger Roteisenstein steht an am rechten Wipperufer zwischen Burgörner und Zettstedt<sup>2)</sup>; bei Tauschwitz in der Saalfelder Gegend findet man eine rotgefärbte Tonschicht und richtigen Rötel im Zechsteinkalk<sup>3)</sup>. Die Analyse des roten Farbstoffes von Dürrenberg weist darauf hin, daß das Material von der letztgenannten oder einer ähnlichen Fundstelle geholt worden ist.

### III. Teil.

#### Die kulturelle Zugehörigkeit des Grabes.

Es ist logisch, daß unser Grab einer der aus Mitteldeutschland bekannten jungsteinzeitlichen Kulturen angehören muß, und zwar einer solchen, die die Rötelbestattung kennt. Wir müssen also diejenigen Kulturen ausschließen, denen diese Sitte fehlt<sup>4)</sup>. Wir kennen Rötelfrüchte als Grabbeigabe aus der Bandkeramik, der Schönsfelder Kultur und der sächsisch-thüringischen Schnurkeramik. Die Bandkeramik Mitteldeutschlands hat nur ein Rötelgrab, ebenso die Schönsfelder Kultur; die Schnurkeramik hingegen weist bisher sieben Fälle in Mitteldeutschland vor! Diese Tatsache erregt den starken Verdacht, daß auch unser Grab schnurkeramisch ist. Wir erhalten schon fast Gewißheit, wenn wir feststellen, daß das beste, nächstliegende Gegenstück überhaupt das zur sächsisch-thüringischen Schnurkeramik gehörige Grab von Charlottenhöhe, Kr. Prenzlau, ist. Auch dort ist der ganze Grabinhalt von dem roten Farbstoff überzogen. Wir müssen nun auf Grund der übrigen Beigaben versuchen, ob weitere Gründe für die Zugehörigkeit zur Schnurkeramik oder Gegengründe vorhanden sind, die das Grab einer anderen Kultur Mitteldeutschlands zuweisen.

Die Beigabe von Flußmuscheln spricht stark dafür, daß das Grab als schnurkeramisch anzusehen ist. Wir kennen aus einer ganzen Reihe von schnurkeramischen Gräbern durchbohrte, undurchbohrte, verzierte, unverzierte Flußmuscheln und auch aus solchen hergestellte Gehänge aus

<sup>1)</sup> S. hierzu S. 77.

<sup>2)</sup> Freiesleben, Geogr. Beitr. z. Kenntnis des Kupferschiefergebirges, IV, S. 125.

<sup>3)</sup> Mitt. v. Herrn Güttendirektor Witter, Halle/Saale.

<sup>4)</sup> Das kann man wohl in dem verhältnismäßig gut erforschten Mitteldeutschland beruhigt tun.



Muschelscheibchen<sup>1)</sup>. Die Bandkeramik und die Rössener Kultur führen die Muschel und daraus gearbeiteten Schmuck als Grabbeilage ebenfalls. Meist handelt es sich da aber um die Spondylusmuschel. Im übrigen scheiden diese Kulturen aus der Betrachtung aus, da ihnen die Eberhauerplatten als Grabbeigabe in Mitteldeutschland unbekannt sind. Unsere Rössener Kultur kennt auch den Gebrauch des Rötels im Grab nicht. Wir müssen die letztgenannte aus diesen Gründen ausscheiden, obwohl der einzige Vergleichsfund für das Vorkommen der Schildkröte im Grab vielleicht zur Rössener Kultur zu stellen ist: auf dem Thüringberg, Kr. Osterburg<sup>2)</sup>. Es sei darauf hingewiesen, daß das Vorkommen der Schildkröte in unseren Gebieten ebensowenig eine Fremderscheinung ist wie die Rötelfestattung. Wir kennen sie bereits aus der mittleren Steinzeit<sup>3)</sup>. Abgesehen von den Funden aus den Wohnhäusern der Tripoljekultur<sup>4)</sup> und aus den Siedelungen der Schweizer Pfahlbaukultur<sup>5)</sup> sind Schildkrötenpanzer in bronzezeitlichen Herdgruben aus der Merseburger Gegend entdeckt worden<sup>6)</sup>. Noch in jüngster Zeit ist die Schildkröte in der Elster, in Mecklenburg und in Brandenburg vorgekommen<sup>7)</sup>. Wir können also feststellen, daß das Verspeisen der Schildkröten eine durchaus einheimische Sitte ist und daß sich in dieser Hinsicht in der Schildkröte als Speisebeigabe im Grabe von Dürrenberg eine mittelfsteinzeitliche Überlieferung äußert, genau so wie in der Rötelfestattung.

Diese alte Überlieferung steckt auch in der Fassung aus Hirschgeweih. In Svaerdborg<sup>8)</sup> sind mehrere durchbohrte Hirschhorneinfassungen gefunden worden. Ein gutes Gegenstück zu unserem Stück stammt von Maglemose<sup>9)</sup>. Ein ähnliches, wahrscheinlich als Fassung zu deutendes Stück ist aus Pregeze, Kr. Dannenberg, bekannt geworden<sup>10)</sup>. Das beste Vergleichsstück ist der Hirschgeweihenschaft von Kl. Machnow, Kr. Teltow<sup>11)</sup>. Innerhalb der jüngeren Steinzeit sind derartige Fas-

<sup>1)</sup> Wegen Raummangels wird auf eine Aufzählung der Funde verzichtet.

<sup>2)</sup> Paul L. B. Kupka, Stendaler Beiträge IV, S. 334 ff.

<sup>3)</sup> Rössinna, Mannus IX, S. 114.

<sup>4)</sup> M. Ebert, Südrussland im Altertum, 1921, S. 35.

<sup>5)</sup> Reinerth, Die jüngere Steinzeit d. Schweiz, S. 45.

<sup>6)</sup> P. Berger, Mannus, II. Erg.-Bd., 1911, S. 47 ff.

<sup>7)</sup> C. Friedel, Zeitschr. f. Ethnologie, 1873, S. 249. Meyers Konvers. Lex. 17, 1907, S. 793.

<sup>8)</sup> Friis Johansen, Mémoires de la Société Royale d. Ant. du Nord, 1914/19, S. 17 ff.

<sup>9)</sup> Saraau, Arbøger 1903, S. 216, fig. 16.

<sup>10)</sup> J. Brüger, Mannus XXV, S. 324.

<sup>11)</sup> Rössinna, Mannus I, 1909, S. 29, Tafel V, 4—5.



sungen bekannt aus der westischen Dolmenkultur<sup>1)</sup>; ähnliche Dinge kommen auch in der Pfahlbaukultur vor. Beide Gruppen scheiden hier aus der Betrachtung aus (s. S. 77). Ebenso scheiden, wie bereits bemerkt, die Bandkeramik und die Rössener Kultur aus. Auch die Walternienburg-Bernburger Gruppe kommt nicht in Frage, da dort der Rötzel unbekannt ist. Die mitteldeutsche Schnurkeramik kennt die Bearbeitung des Hirschgeweihs, wie wir aus verschiedenen Grabfunden wissen, aber ein unmittelbares Gegenstück zu unserer Fassung habe ich bisher hier nicht gefunden. Bedeutsam ist jedoch, daß aus dem oderschnurkeramischen Gebiet das der Form nach beste, jungsteinzeitliche Gegenstück stammt. Es handelt sich um die aus einem Flachgrab ohne weitere Beigaben stammende Knochenfassung von Liege, Kr. Angermünde<sup>2)</sup>. Auf jeden Fall kann man sagen, daß die Hirschgeweihsfassung in Dürrenberg eher für schnurkeramische Zusammenhänge des Grabes spricht als dagegen. Dasselbe gilt von den Knochenpfriemen, die in den Gräbern der sächsisch-thüringischen Schnurkeramik oft gefunden werden.

Auch die im Grabe Dürrenberg gefundene Hacke spricht nicht gegen die Zugehörigkeit zur Schnurkeramik. Die Ansicht, die Hacke sei der Schnurkeramik völlig fremd, ist irrig. Zunächst ist festzustellen, daß die bekannten trapezförmigen „Beilchen“ der Schnurkeramik, deren Ränder oft leicht fazettiert sind, mindestens zum Teil ganz zweifellos als Hacken anzusehen sind. Das lehrt ihre Form mit der etwas gewölbten Oberfläche und der von unten her angeschliffenen Schneide. Der Beweis ist leicht zu führen: In dem bekannten Grab von Stedten, Mansfelder Seekreis, ist ja die zu einem solchen „Beil“ gehörige Schäftung gefunden worden. Das „Beil“ war quergeschäftet<sup>3)</sup> und ist somit eine Hacke. Einige schnurkeramische Grabfunde mit Hacke seien genannt:

Loßweda, Kr. Zeitz. Stiftsforst „Sachsenberg“. Hügelgrab I. Drei größere und kleinere Hacken.  
Auerbach a. a. O., S. 60.

Ebendort. Hügelgrab 2. Eine Serpentinhacke.  
Auerbach a. a. O., S. 61.

Collis, Kr. Gera. Hügelgrab. Vier Skelette im Grabraum. „Es fanden sich im Grabe, einzelne Stücke aber auch außerhalb desselben“: u. a. sieben Flachhacken, ein Pflug.  
Auerbach a. a. O., S. 75.

<sup>1)</sup> S. Schumacher, 8. Bericht d. römisch-germ. Kommission, S. 75, Abb. II.

<sup>2)</sup> Schumann, a. a. O., S. 38, Abb. 22.

<sup>3)</sup> Jahreschrift I, S. 218—221, Tafel XXIII.



Schönewerda, Kr. Querfurt. Eine kleine hochgewölbte Steinhacke.

Göze-Höfer-Schiesche, Die vor- u. frühgesch. Altertümer Thüringens, S. 84.

Seifartsdorf, Kr. Stadtroda. „Eine sichtlich nachträglich umgeschliffene Steinhacke der Bandkeramik.“

Muerbach a. a. O., S. 171.

Liebstedt b. Weimar. Zwei kleine Steinbeile, von denen das eine nach Möller einen Übergang zum bandkeramischen Flachbeil zeigt.

M. Möller, Nachrichtenblatt f. Deutsche Vorzeit, 1934, Heft 11/12, S. 268.

Grosblehna, Kr. Merseburg. Siedelung. Eine große Hacke.

Butschkow, Nachrichtenblatt f. Deutsche Vorzeit, 1934, Heft 5, S. 109/110.

Der in dem schnurkeramischen Depotfund von Groß-Lieberau, Kr. Dieburg den „Hacken“ der Bandkeramik ähnliche flache Keil<sup>1)</sup> zeigt die gleiche Form wie die Hacke aus unserem Grab von Dürrenberg. Im Juli 1935 ist durch die Landesanstalt in der Hallischen Heide an der „Himmelsleiter“ ein schnurkeramischer Grabhügel ausgegraben worden, in dessen Hauptgrabe außer 2 Bechern und 3 Pfeilspitzen (darunter eine schöne, in jungsteinzeitlicher Technik gearbeitete Stielspitze!) eine trapezförmige Hacke aus grau-grünem Kiefelschiefer gefunden wurde. Im April 1936 fand sich bei Lützkewitz, Kr. Zeitz ein schnurkeramisches Grab mit 1 Amphore, 1 kleinen Becher, 1 Schleiffstein, 1 langen, schmalen Gerät mit Fazetten an den Rändern, das entweder eine Hacke oder ein Beil darstellt, und einer unzweifelhaften Flachhacke mit fazettierten Rändern. Auf Grund der Hacke sind wir also nicht berechtigt, an einer Zugehörigkeit des Grabes von Dürrenberg zur Schnurkeramik zu zweifeln.

Auch in dem Gebrauch von Eberhauern zeigt sich eine alte mesolithische Tradition. In Maglemose hat man zahlreiche Werkzeuge aus Eberhauern gefunden<sup>2)</sup>. In der Jungsteinzeit tritt der Eberhauer als Werkzeug oder Schmuck häufig auf, und zwar in verschiedenen Kulturen. Im folgenden sollen diese Vorkommen aufgeführt, und gleichzeitig festgestellt werden, zu welcher Kultur unser Grab gehören kann.

#### Pfahlbaukultur der Schweiz:

Ekzähne zu Halschmuck, Messern und Fischangeln verarbeitet, 3. T. regelrechte Eberhauerplatten mit Durchbohrung an beiden Enden<sup>3)</sup>.

<sup>1)</sup> K. Schumacher, Prähistorische Zeitschrift VI, 1914, S. 34. Bremer, Eberts Reallexikon VIII, Tafel 73.

<sup>2)</sup> Sarauw, a. a. O., S. 332 ff.

<sup>3)</sup> Olshausen, a. a. O., Reinerth, a. a. O., S. 34.



Da Pfahlbaukeramik in Mitteldeutschland nur ganz selten vorkommt und Gräber überhaupt noch nicht sicher festgestellt wurden, wird man wohl das Dürrenberger Grab, dessen wesentliche Beigaben ja alle aus anderen mitteldeutschen Jungsteinzeitkulturen bekannt sind, nicht der Pfahlbaukultur zuweisen. Man darf auch den Eberhauerschmuck nicht als einen Einfluß von den bekannten Rötelergräbern von Chamblandes b. Lausanne<sup>1)</sup> nach Mitteldeutschland ansehen. Reinerth a. a. O. zeigt, daß diese Gräber zweifellos endjungsteinzeitlich sind und höchstwahrscheinlich zur Schweizer „Mischkeramik“ gehören. In der Mischkeramik lebt die Überlieferung der Schnurkeramik, und somit ist eher anzunehmen, daß der Eberhauerschmuck dort umgekehrt als ein mitteldeutsch-schnurkeramischer Einfluß zu deuten ist. In der Schnurkeramik sind die Eberhauer häufig.

#### Glockenbecherkultur.

Durchbohrte Eberhauer kommen in Gräbern vor, aber in der mitteleuropäischen Glockenbecherkultur wohl nicht sehr häufig<sup>2)</sup>. Bekannt ist das Grab von Strelitz b. Znaim, in dem zwei Bruchstücke großer Eberzähne gelegen haben<sup>3)</sup>. Über Eberhauerschmuck in Spanien s. H. et L. Siret, *Les premier ages du métal dans le sudest de l'Espagne*, 1887.

Da in mitteldeutschen Glockenbechergräbern weder Röteler, noch Eberhauer, noch Hacken gefunden sind, kann unser Grab dieser Kultur nicht zugerechnet werden.

#### Friedberger und Großgartacher Stil

kennen durchbohrte Eberzähne sowohl im Grab als auch in der Siedelung. Siehe O. Kunkel, a. a. O., S. 43; R. Forrer, a. a. O.; Ad. Riff in 7. Bericht d. römisch-germanischen Kommission, 1912, S. 199.

Beide Kulturgruppen kommen für unser mitteldeutsches Grab natürlich nicht in Frage. Aber auch unsere Rössener Kultur muß ausgeschaltet werden, da sie weder Röteler noch Eberhauer im Grab kennt.

#### Die Jordansmühler Kultur

kennt gespaltene Eberhauer als Werkzeuge in der Siedelung von Jordansmühl, Kr. Nimptsch<sup>4)</sup> und im Grab 23 ebenda<sup>5)</sup> (zwei gespaltene Hauer). Seger sagt, daß in Jordansmühl die Sitte, Tierzähne und Mu-

<sup>1)</sup> Eberts Reallexikon II, Tafel 156.

<sup>2)</sup> Stampfuß, Die jungneolithischen Kulturen in Westdeutschland, Rhein. Siedlungsgesch. II, S. 65.

<sup>3)</sup> J. Palliardi, Beitr. z. Kenntnis d. Glockenbecherkultur. Wiener Prähist. Zeitschr. VI, S. 41 ff.

<sup>4)</sup> Seger, Archiv f. Anthropologie V, 1906, S. 123.

<sup>5)</sup> Seger, a. a. O., S. 120, Tafel VII.



scheln als Halschmuck zu tragen anscheinend unbekannt gewesen ist. Schon deshalb werden wir unser Grab nicht zu dieser Kultur rechnen. Ausschlaggebend ist aber, daß die Jordansmühler Kultur keine Rötelfestattungen geliefert hat.

#### Aus der Bandkeramik

sind durchbohrte Eberhauer oder Lamellen von solchen aus Gräbern von Worms und Nierstein bekannt<sup>1)</sup>. Zwei Eberhauer lagen im Grab von Schöningsburg, Kr. Pyritz<sup>2)</sup>.

Unser Grab kann der Bandkeramik aber nicht angehören, da in Mitteldeutschland bandkeramische Gräber mit Eberhauerschmuck nicht bekannt sind. Es sei noch darauf hingewiesen, daß auch in Lengyel gesplattene Eberhauer als Werkzeuge gedient haben.

#### Die schwedische Bootartkultur

hat drei Gräber mit durchbohrten Eberhauern geliefert. Die Hauer sind 3. T. voll, 3. T. gesplattet. In einem Grabe lagen acht Stück. S. Forsander, a. a. O., Abb. II, Tafel XX und XXI. Diese Kultur kommt für unser Grab natürlich nicht in Frage.

#### Oderschnurkeramisch

ist vielleicht das Grab von Hohensaathen, Kr. Angermünde, in dem zwei Hauer gefunden sind<sup>3)</sup>. Unser Grab kann natürlich nicht zur Oderschnurkeramik gehören.

#### Die Megalithkeramik

kennt den Eberhauerschmuck im Grab und in der Siedelung. Durchbohrte volle Zähne und auch Platten sind gefunden worden. Genannt seien folgende Funde: Ganggrab, Krs. Karleby, Västergötland (Forsander a. a. O., S. 21 und Abb. 46). Ganggrab auf Sünen (Sophus Müller, *Narboøger* 1896, S. 366), Pfahlbau b. Wismar (Olshausen, a. a. O., S. 445). Gräber von Ostorf, Meckl. (Belz, *Archiv f. Anthropologie* VII 1908, S. 270 ff.). Siedelung von Nositz, Kr. Glogau (Segger, *Schlesiens Vorzeit* N. F. VII, 1911, S. 30). S. ferner S. Müller in *Mémoires de la Société Royale d. Ant. du Nord*, 1896—1901, S. 127 ff.

In Mitteldeutschland sind wirklich megalithkeramische Gräber mit Rötelfestattungen, Eberhauern und Muscheln nicht bekannt, daher kann unser Grab

<sup>1)</sup> Koehl, Die Bandkeramik usw. *Festschr.* 3. 34. allgem. Versammlung d. Deutschen Anthropol.-Gesellschaft Worms, 1903, S. 13, 21/22. Ders., *Neue prähist. Funde*, S. 45.

<sup>2)</sup> Segger, a. a. O., S. 141.

<sup>3)</sup> Schumann, a. a. O., S. 35.



nicht zur Megalithkeramik gestellt werden. Es ist auch unmöglich, es als zur Walternienburg-Bernburger Kultur gehörig zu betrachten, da dort nur in einem Falle ein Schweinsdauer<sup>1)</sup> und noch niemals Röteln im Grab entdeckt ist. Auch die Beigabe von Muscheln ist in dieser Gruppe sehr selten.

In der Kugelamphorenkultur sind Eberhauer im Grab nicht selten:

Langen-Eichstädt, Kr. Querfurt. Ein Hauer, durchbohrt. Lindenschmit, *Altertümer heidn. Vorzeit* II, Heft VIII, Tafel I, Fig. 9.

Barby, Kr. Calbe. Zwei Hauer, ein Bruchstück, eine Platte. Landesanstalt für Volksheitskunde, Halle.

Wollschow, Kr. Prenzlau. Reste von Hauern. Schumann, a. a. O., S. 58/59.

Kzeszynek, Kr. Strelno. Ein Hauer, am Ende abgesägt. Wahle, *Mannusbücherei* 15, S. 193.

Beremijeny, Zabeszcyker Kr., Galizien. Zwei Hauer. Kohn u. Mehliß, *Materialien* I, S. 98 ff.

Lebehn, Kr. Radow. Ein Hauer, eine Platte. Göge, *Zeitschr. f. Ethnol.*, 1900, S. 156.

Sonnendorf, Kr. Apolda. Stück einer Lamelle. Nillasson, *Mannus* XVI, S. 53—57.

Kalbsrieth, Kr. Apolda. Drei Platten, eine an beiden Enden durchbohrt. Göge-Höfer-Schiesche, S. 124.

Beckendorf, Kr. Oschersleben. Eine Hälfte von längsgespaltene m Hauer. Mitt. aus d. Prov. Mus. d. Prov. Sachsen, I, 1894, S. 34 ff.

Wir können das Grab von Dürrenberg der Kugelamphorenkultur nicht zuweisen, da letztere in Deutschland den Röteln als Grabbeigabe nicht kennt. Ferner kommen Muscheln und Selsgesteinbacken im Grab nicht vor.

So bleibt nun als letzte Kultur mit Eberhauerschmuck im Grab die Schnurkeramik übrig:

Tolkemit, Kr. Elbing. Siedelung. Ein Eckzahn vom Wildschwein mit Bearbeitungsspuren. Wahle, *Mannusbücherei* 15, S. 173.

<sup>1)</sup> Mittelhausen b. Allstedt, Kr. Apolda. Nillasson, *Jahresschrift* XIII, S. 108, 109.



Buchberg b. Ziegelroda, Kr. Querfurt. Zwei Eberzähne: Ein Stoßzahn, ein Wezzahn. Der erstere am scharfen Ende durchbohrt. Kruse, Deutsche Altertümer I, Heft 2, S. 23/24.

Seide bei Halle, Grabhügel III, Steinkiste II. Ein durchbohrter Eberzahn.

Landesanstalt für Volkheitskunde, Halle, Grabung Dr. Agde.

Ebendorf, Grabhügel II, Steinkiste I. Ein zerbrochener Eberzahn. Wie oben.

Buttelstedt, Kr. Apolda. Zwei Eberzähne mit Durchbohrungen. Göge, Verhandlungen d. Berliner Gesellschaft f. Anthropologie, 1900, S. (268).

Geroldshausen, Kr. Langensalza. Grab I und II. Ein Eberzahn mit Bohrung an jedem Ende, ein Eberzahn mit Bohrung an Spitze. Sellmann, Jahresschrift III, S. 23 ff., Tafel I.

Drosa, Kr. Rötzen. Drei volle Sauer, Spitze einmal durchbohrt. Bruchstücke eines vierten Sauers.

Mitteilung von Herrn Prof. Göge, Rötzen.

Dorndorf, Kr. Querfurt. Drei Eberhauerplatten, jede an Spitze einmal, am breiten Ende zweimal durchbohrt.

Größler, Jahresschrift I, S. 95/96, Tafel XII.

Luckenau, Kr. Weissenfels. Zwei Bruchstücke von gespaltenen Sauern, davon eins mit Bohrung.

Landesanstalt für Volkheitskunde, Halle.

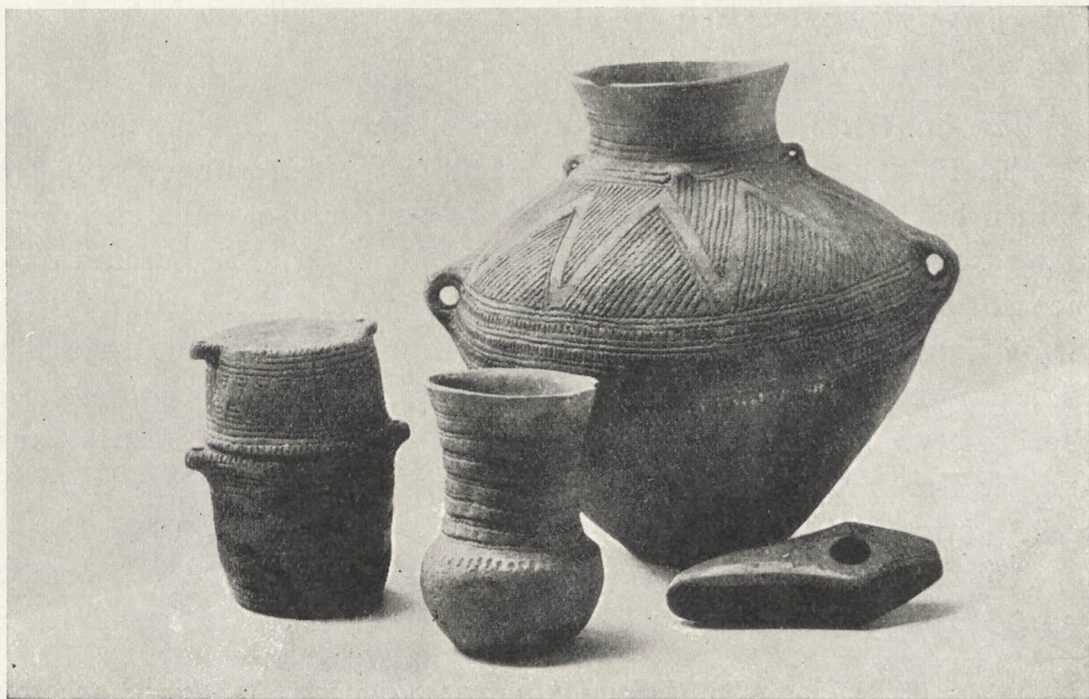
Bei Braunsdorf, Kr. Querfurt wurde von Nillasson auf dem Abraumgelände der Grube Vesta (Rheinland) ein Gräberfeld ausgegraben, das neben einem Glockenbechergrab, einem Lunjetigergrab und mehreren bronzezeitlichen eine große Anzahl schnurkeramischer Gräber lieferte. Im Grab I lagen außer den wohl zu einer Amphore gehörigen Scherben sechs Eberhauerplatten, jede mehrfach durchbohrt. Grab IV lieferte drei Platten mit mehrfacher Bohrung und sechs Bruchstücke von solchen. Keramik war nur in zwei kleinen Scherben vertreten. Obwohl in beiden Gräbern keine eindeutig bestimmbare Keramik vorhanden war, müssen sie doch unbedingt als schnurkeramisch angesehen werden. Den Beweis brachte Grab V, worin schnurkeramische Gefäße zusammen mit Bruchstücken von sechs Eberhauerplatten mit Bohrungen gefunden wurden. Grab XXIX enthielt einen Sauer. Landesanstalt für Volkheitskunde, Halle.

Es ergibt sich die Tatsache, daß eine so große Anzahl von Eberhauerplatten in einem Grab wie in Dürrenberg sonst nur in der sächsisch-thüringischen Schnurkeramik vorkommt<sup>1)</sup>. Damit wird schon klar: Das

<sup>1)</sup> Abgesehen von Chamblandes und der Schwedischen Bootartkultur.



Grab von Dürrenberg ist Schnurkeramisch. Entscheidend ist aber, daß wir auf Grund der anderen Beigaben nicht imstande sind, die Schnurkeramik auszuschalten, wie wir das mit den anderen Kulturen tun mußten, sondern daß vielmehr die sächsisch-thüringische Schnurkeramik die einzige in Frage kommende Kultur ist, die alle zur Bestimmung wesentlichen Beigaben des Grabes von Dürrenberg kennt: Rötcl, Sacke, Flußmuscheln, Eberhauerplatten, Knochenpfriemen. Auch die große Zahl von Tierzähnen im Grab kommt in der Schnurkeramik vor (Rötclgrab von Charlottenhöhe). Verfasser glaubt bewiesen zu haben, daß das Grab von Dürrenberg zur sächsisch-thüringischen Schnurkeramik gehört, und daß mittelsteinzeitliche Überlieferung darin fortlebt. Da es unmöglich ist, die sächsisch-thüringische Schnurkeramik von irgendeiner anderen jungsteinzeitlichen Kultur direkt abzuleiten und als deren Fortsetzung aufzufassen, sind wir gezwungen, an eine Entstehung aus der bodenständigen mittleren Steinzeit heraus zu glauben. Durch das Grab von Dürrenberg wird die Brücke geschlagen. Damit gewinnt es eine ungeheure Bedeutung für die Indogermanenfrage. Darüber handelt die demnächst erscheinende Arbeit des Verfassers im Mannus.



Schnurkeramische Funde.



# Der jungsteinzeitliche Schädel von Dürrenberg.

Von Dr. Gerhard Heberer, Privatdozent an der Universität Tübingen.  
Mitarbeiter der Landesanstalt bis 1927.

## Vorbemerkung.

Im Mai 1934 ist von der Landesanstalt für Volkheitskunde Halle in Dürrenberg ein Grabfund geborgen worden, der — wie die Mitteilungen Bickers darüber (vgl. die vorstehende Arbeit) zeigen — ein besonderes Interesse verdient. Es war ein ungeschütztes Erdgrab. Der Tote war in Kötel gebettet und in Hockstellung beigesetzt, anscheinend aber nicht wagerecht, sondern etwas geneigt, der Kopf nach oben. Die genaue Lage war nicht mehr auszumachen, da bei Beginn der Bergungsarbeiten der Fundplatz bereits gestört war.

Ich teile im folgenden die Ergebnisse der anthropologischen Untersuchung des Fundes mit, ohne zunächst weitere Schlüsse daraus zu ziehen. Das wird erst später geschehen, wenn die rassengeschichtliche Erforschung Mitteldeutschlands, die heute noch in ihren Anfängen sich befindet, weiter fortgeschritten sein wird<sup>1)</sup>.

## Beschreibung des Fundes.

Es handelt sich um ein männliches matures Individuum. Der Schädel ist ausgezeichnet erhalten. Leichte Beschädigungen zeigen die Spitzen der Nasenbeine, die rechte Hälfte der Spina nasalis anterior ist weggebrochen. Das Os lacrimale rechts ist schadhaft. Die Lamina papyracea ist beiderseits, am stärksten rechts stark defekt. Weiterhin bestehen Beschädigungen der Facies orbitalis der Frontalia. Das Labyrinth der Nase und der Vomer fehlen. Der Processus styloideus ist beiderseits abgebrochen. Die Sutura occipitomastoidea flafft links bis zu 1,5 mm, auch die Temporalschuppen sind leicht abgehoben. Bei den Maßen ist dies berücksichtigt.

In der Norma verticalis (Abb. I) zeigt der Schädel eine Form, die nach Sergis taxonomischem System als ovoidbrisoïd zu bezeichnen ist.

<sup>1)</sup> Es ist geplant, eine Gesamtaufnahme des vorgeschichtlichen anthropologischen Materials in Mitteldeutschland durchzuführen. Zunächst sind die Schnurkeramiker in Angriff genommen worden.



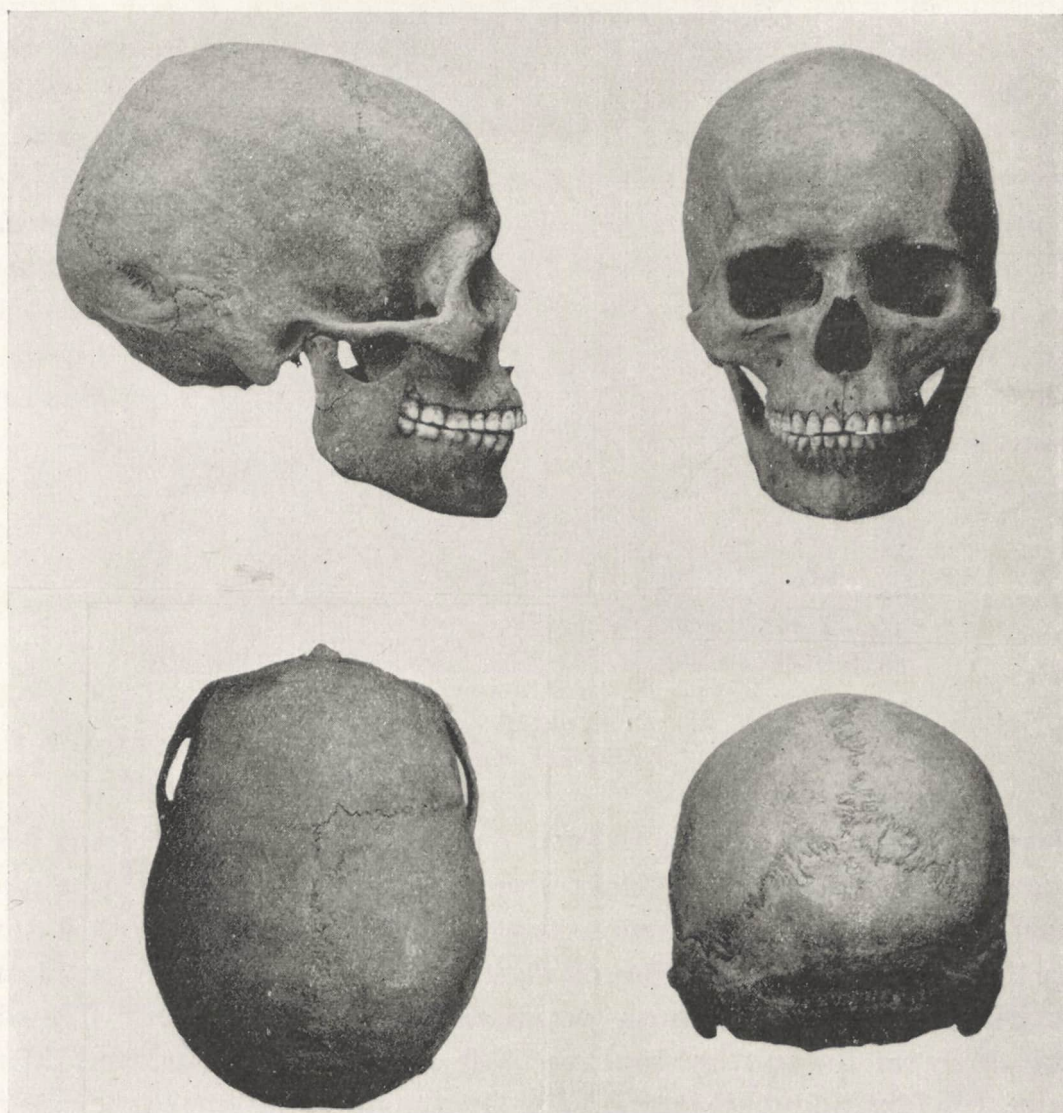


Abb. I. Dürrenberg, Kr. Merseburg. Der Schädel.



Die Jochbeine sind weithin sichtbar (Phaenozygie). Die Norma occipitalis zeigt Hausform. Die Parietalia beschreiben einen nahezu halbkreisförmigen Bogen. In der Norma frontalis kommt die schmale Stirn und die verhältnismäßig große Breite der Jochbögen zum Ausdruck. Die Norma lateralis zeigt zunächst ein ziemlich steiles Ansteigen der Stirn, die Kurve

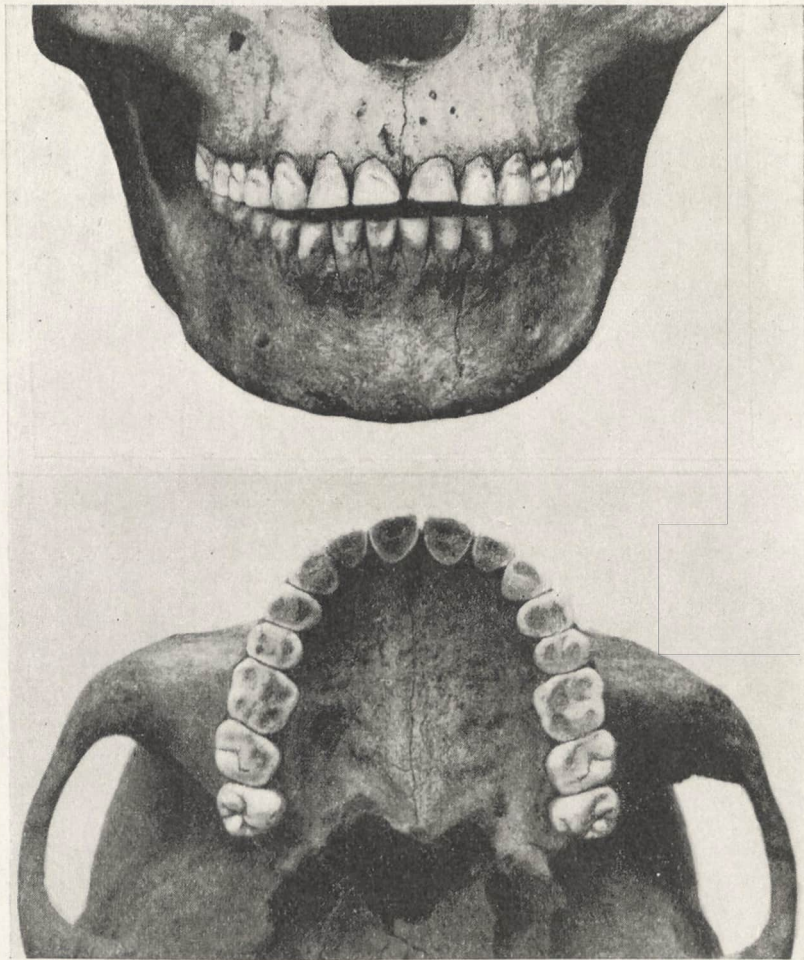


Abb. 2. Dürrenberg, Kr. Merseburg.  
Gebiß des Schädels.

biegt jedoch bald scharf nach rückwärts und verläuft flach ansteigend weit nach hinten. Der höchste Punkt über der Ohr-Augen-Ebene liegt weit zurück. Das Hinterhaupt ist wohl ausgebildet. Die Glabellargegend ist etwa der Nr. III des Brocaschen Schemas (modifiziert nach Martin) entsprechend entwickelt, die Protuberantia occipitalis externa ist äußerst schwach. Die an ihrem Ansatz leicht konkave Nase springt kräftig vor, die Nasenbeine sind schmal-sanduhrförmig. Am Pterion findet sich eine breite Sutura sphenoparietalis. Die Apertua piriformis zeigt typisch anthropine



Formen, die Spina nasalis entspricht der Nr. II im Brocaschen Schema. Die Sutura palatina transversa verläuft nahezu gerade. Der Oberkiefer zeigt alveoläre Prognathie. Von den Schädelnähten, die noch nirgends verstrichen sind, hat nur die Sutura lambdoidea einen komplizierteren Verlauf. Rechts finden sich, an Lambda anschließend, einige kleine Schaltknochen. Der Unterkiefer besitzt einen kräftig entwickelten Kinnvorsprung.

Einer besonderen Betrachtung bedarf das Gebiß (Abb. 2). Der Zahnbogen ist parabolisch und von bedeutender Größe. Auffallend ist der stark entwickelte dritte Molar, der nur wenig hinter dem zweiten zurücksteht. Am größten ist der erste Molar. Außerordentlich stark ist die Abkautung. Die  $M_3$  sind davon nur wenig betroffen, nach vorn aber schreitet das Ausmaß der Abkautung fort. Bei den Prämolaren sind die Kauflächen fast geglättet, bei den Incisiven ist der Abschleiß so stark, daß bei  $I_1$  des Oberkiefers beiderseits die Pulpen angeschnitten sind. Beim Zubeißen ist ein Kontakt von Ober- und Untergebiß nur noch bei den Molaren möglich. Die geschilderten Verhältnisse sind auf Abbildung 2 deutlich erkennbar. Bei intakten Zähnen herrschte Vorbiß. Sämtliche Zähne sind völlig gesund, Spuren von Karies sind nicht vorhanden.

Im Halbprofil (Abb. 1) tritt der Charakter des Schädels, der fliehende Scheitel, die weit zurückliegende größte Höhe des Hirnschädels, die Breite der Jochbögen, die gedrückten Orbitae, die Prognathie und das ungemein kräftige, in der beschriebenen Weise abgenutzte Gebiß besonders deutlich hervor.

### Die Maße und Indices des Schädels. (Abb. 3.)

#### a) Maße (Numerierung nach Martin).

##### I. Hirnschädel.

|        |                                          |             |
|--------|------------------------------------------|-------------|
| 1.     | Größte Hirnschädellänge . . . . .        | 180         |
| 2.     | Glabello-Inionlänge . . . . .            | 169         |
| 2 a.   | Nasion-Inionlänge . . . . .              | 163         |
| 3.     | Glabello-Lambdalänge . . . . .           | 173         |
| 5.     | Schädelbasislänge . . . . .              | 98          |
| 7.     | Länge des Foramen magnum . . . . .       | 40          |
| 8.     | Größte Hirnschädelbreite . . . . .       | 139 (t. s.) |
| 9.     | Kleinste Stirnbreite . . . . .           | 89          |
| 9. (I) | Postorbitale Breite . . . . .            | 90          |
| 10.    | Größte Stirnbreite . . . . .             | 112         |
| 11.    | Breite zwischen den Ohrpunkten . . . . . | 126         |



|         |                                                                     |     |
|---------|---------------------------------------------------------------------|-----|
| 12.     | Größte Hinterhauptsbreite . . . . .                                 | 114 |
| 16.     | Breite des Foramen magnum . . . . .                                 | 33  |
| 17.     | Basion-Bregma-Höhe . . . . .                                        | 130 |
| 22.     | Calottenhöhe . . . . .                                              | 103 |
| 23.     | Horizontalumfang über die Glabella . . . . .                        | 510 |
| 24.     | Transversalbogen . . . . .                                          | 295 |
| 24. (1) | Transversalumfang . . . . .                                         | 420 |
| 25.     | Mediansagittalbogen . . . . .                                       | 290 |
| 26.     | Mediansagittaler Frontalbogen . . . . .                             | 123 |
| 27.     | Mediansagittaler Parietalbogen . . . . .                            | 128 |
| 28.     | Mediansagittaler Occipitalbogen . . . . .                           | 110 |
| 28. (1) | Mediansagittaler Oberschuppenbogen des Occipitale . . . . .         | 55  |
| 28. (2) | Mediansagittaler Unterschuppenbogen des Occipitale . . . . .        | 55  |
| 29.     | Mediansagittale Frontalsehne . . . . .                              | 106 |
| 29. (1) | Mediansagittale Sehne der Pars glabellaris des Stirnbeins . . . . . | 15  |
| 29. (2) | Mediansagittale Sehne der Pars cerebralis des Stirnbeins . . . . .  | 89  |
| 30.     | Mediansagittale Parietalsehne . . . . .                             | 111 |
| 31.     | Mediansagittale Occipitalsehne . . . . .                            | 30  |
| 31. (1) | Mediansagittale Sehne der Oberschuppe des Occipitale . . . . .      | 59  |
| 31. (2) | Mediansagittale Sehne der Unterschuppe des Occipitale . . . . .     | 45  |
| 32 a.   | Stirnwinkel . . . . .                                               | 88° |
| 32. (2) | Stirnneigungswinkel (Glabello-Bregmawinkel) . . . . .               | 57° |
| 33.     | Hinterhauptsneigungswinkel (Lambda-Opisthionwinkel) . . . . .       | 80° |
| 33. (2) | Opisthion-Inionwinkel . . . . .                                     | 54° |
| 34.     | Neigungswinkel des Foramen magnum . . . . .                         | 11° |

## 2. Gesichtsschädel.

|     |                                                               |      |
|-----|---------------------------------------------------------------|------|
| 40. | Gesichtslänge . . . . .                                       | 99   |
| 43. | Obergesichtsbreite (äußere orbitale Gesichtsbreite) . . . . . | 103  |
| 45. | Jochbogenbreite . . . . .                                     | 135  |
| 47. | Gesichtshöhe . . . . .                                        | 108  |
| 48. | Obergesichtshöhe . . . . .                                    | 63   |
| 49. | Hintere Interorbitalbreite . . . . .                          | 21   |
| 50. | Vordere Interorbitalbreite . . . . .                          | 20,5 |
| 51. | Orbitalbreite . . . . .                                       | 41   |



|         |                                              |                  |
|---------|----------------------------------------------|------------------|
| 52.     | Orbitalhöhe . . . . .                        | 30               |
| 53. (2) | Flächeninhalt des Orbitaleinganges . . . . . | 123 <sup>2</sup> |
| 54.     | Nasenbreite . . . . .                        | 24               |
| 55.     | Nasenhöhe . . . . .                          | 47               |
| 57.     | Kleinste Breite der Nasenbeine . . . . .     | 5,5              |
| 57. (1) | Größte Breite der Nasenbeine . . . . .       | 16               |
| 62.     | Gaumenlänge . . . . .                        | 41               |
| 63.     | Gaumenbreite . . . . .                       | 43               |
| 72.     | Ganzprofilwinkel . . . . .                   | 79 <sup>0</sup>  |
| 73.     | Nasaler Profilwinkel . . . . .               | 83 <sup>0</sup>  |
| 74.     | Alveolärer Profilwinkel . . . . .            | 64 <sup>0</sup>  |

### 3. Unterkiefer.

|         |                                       |     |
|---------|---------------------------------------|-----|
| 65.     | Kondylenbreite . . . . .              | 125 |
| 66.     | Winkelbreite . . . . .                | 81  |
| 69.     | Kinnhöhe . . . . .                    | 32  |
| 69. (1) | Höhe des Corpus mandibulae . . . . .  | 30  |
| 69. (3) | Dicke des Corpus mandibulae . . . . . | 11  |
| 70.     | Asthöhe . . . . .                     | 62  |
| 71.     | Astbreite . . . . .                   | 35  |

### b) Indices.

#### 1. Gehirnschädel.

|                                                           |      |
|-----------------------------------------------------------|------|
| Längenbreiten-Index . . . . .                             | 77,2 |
| Längenhöhen-Index . . . . .                               | 72,2 |
| Breitenhöhen-Index . . . . .                              | 92,8 |
| Calottenhöhen-Index . . . . .                             | 63,1 |
| Lageindex des Bregma . . . . .                            | 32,5 |
| Transversaler Frontalindex (Stirnbreiten-Index) . . . . . | 79,4 |
| Transversaler Frontoparietal-Index . . . . .              | 64,0 |
| Transversaler Parietooccipital-Index . . . . .            | 82,0 |
| Sagittaler Frontalindex . . . . .                         | 86,1 |

#### 2. Gesichtsschädel.

|                                           |       |
|-------------------------------------------|-------|
| Gesichtsindex nach Kollmann . . . . .     | 80,0  |
| Obergesichtsindex nach Kollmann . . . . . | 46,6  |
| Jugomandibular-Index . . . . .            | 60,0  |
| Orbitalindex . . . . .                    | 51,0  |
| Gaumenindex . . . . .                     | 104,8 |



|                                                    |      |
|----------------------------------------------------|------|
| Längenbreiten-Index des Unterkieferastes . . . . . | 56,4 |
| Höhendicken-Index des Unterkieferastes . . . . .   | 36,6 |

### 3. Indices des ganzen Schädels.

|                                            |      |
|--------------------------------------------|------|
| Transversaler Craniofacial-Index . . . . . | 97,1 |
| Frontobiorbital-Index . . . . .            | 86,4 |
| Jugofrontal-Index . . . . .                | 65,8 |

Auf Grund der Indexwerte ist der Schädel von Dürrenberg zu bezeichnen als mesocran, orthocran, metriocran, kugelförmig (an der Grenze zur Parallelförmigkeit), mikrosem bzw. stenometop, hinterhauptsbreit, orthometop oder steil-(rund-)förmig. Das Gesicht ist niedrig (euryprosop), ebenso das Obergesicht (euryen). Die Orbitae sind niedrig (chamaeconch), die Nase ist breit (chamaerrhin, an der Grenze zur Mesorrhinie), auch der Gaumen ist breit (brachystaphylin).

### Die Gliedmaßen.

Von dem Skelett, das zum größten Teil erhalten ist, wurde gemessen:

|                                         |     |
|-----------------------------------------|-----|
| Femur, Länge in nat. Stellung . . . . . | 408 |
| Tibia, ganze Länge . . . . .            | 356 |
| Fibula, größte Länge . . . . .          | 342 |
| Humerus, größte Länge . . . . .         | 288 |
| Radius, größte Länge . . . . .          | 225 |
| Ulna, größte Länge . . . . .            | 247 |

Aus diesen Werten berechnet sich nach Manouvrier eine Körpergröße von 165,9 cm.

### Vergleich mit einigen Schnurkeramischen Schädeln.

Das Kulturinventar des Grabfundes von Dürrenberg ist ausgesprochen mitteldeutsch, und es ist die Annahme nicht unbegründet, daß der Fund in den Kreis der sächsisch-thüringischen Schnurkeramik zu stellen ist. Deshalb möge der Schädel kurz mit einigen sächsisch-thüringischen Schnurkeramikern verglichen sein. Eine umfassende Untersuchung dieser für die Rassengeschichte des Indogermanentums wesentlichen Gruppe ist im Gange, über einige Ergebnisse habe ich bereits auf der ersten Tagung des Reichsbundes für Deutsche Vorgeschichte zu Halle (13.—20. 10. 1934) vorgetragen. Eine Zusammenfassung der bisherigen Feststellungen wird demnächst erscheinen<sup>1)</sup>. Es hat sich her-

<sup>1)</sup> G. Seiberer: Zur Kenntnis des Rassentypus der mitteldeutschen Schnurkeramiker. Erscheint im Mannusgedächtnisband für S. Hahne. Beiträge zur



ausgestellt, daß die Schnurkeramiker unter sich beträchtliche Verschiedenheiten zeigen. Sie stellen — ganz allgemein gesprochen — ein fälisch-nordisches Rassengemisch dar, in dem die fälische Komponente sehr stark ist. Der Fund von Dürrenberg aber weicht in seiner ganzen Formbildung nicht unwesentlich von den bisher bekannten mitteldeutschen Schnurkeramikern ab und insbesondere bei Betrachtung des Gesichtes lassen sich Einflüsse, die nicht dem nordisch-fälischen Rassenkreis angehören, vielmehr nach dem Osten weisen, nicht in Abrede stellen.

Es folgt nun eine Tabelle, in der an Hand einer Anzahl von Maßen und Indices der Fund von Dürrenberg mit fünf von mir untersuchten mitteldeutschen Schnurkeramikern verglichen wird, weiterhin ist noch der 1933 von Reche beschriebene Schädel von Gr. Tinz (Schlesien), der als typisch nordisch gelten kann, herangezogen<sup>1)</sup>.

Tabelle:

| Maßbezeichnung:                     | Dürrenberg | Stößen I | Ostrau | Siegelroda | Helmsdorf | Pritschöna | Gr. Tinz |
|-------------------------------------|------------|----------|--------|------------|-----------|------------|----------|
| Größte Hirnschädellänge             | 180        | 194      | 183    | 189        | 188       | 179        | 193      |
| Glabello-Inion .....                | 169        | 185      | 175    | 180        | 176       | 176        | 186      |
| Schädelbasislänge ....              | 98         | 141      | 103    | 155        | 105       | 138        | 110      |
| Größte Hirnschädelbreite            | 139        | 133      | 134    | 142        | 144       | 138        | 137      |
| Kleinste Stirnbreite ..             | 89         | 100      | 98     | 102        | 107       | 96         | 97       |
| Größte Stirnbreite ...              | 112        | 118      | 111    | 123        | ca. 128   | 118        | 104      |
| Basion-Bregmahöhe ..                | 130        | —        | 135    | 143        | 143       | 139        | ca. 151  |
| Gesichtslänge .....                 | 99         | ca. 134  | 95     | 98         | ca. 105   | 95         | 97       |
| Obergesichtsbreite .....            | 103        | ca. 102  | 104    | 104        | 110       | 106        | 110      |
| Jochbogenbreite .....               | 135        | 126      | 124    | 130        | —         | 137        | ca. 133  |
| Gesichtshöhe .....                  | 108        | 117      | —      | —          | 130       | 115        | 143      |
| Obergesichtshöhe .....              | 63         | 69       | 69     | ca. 73     | ca. 80    | 64         | 74       |
| Orbitalbreite .....                 | 41         | 42       | 39     | 40         | 43        | 39         | 41       |
| Orbitalhöhe .....                   | 30         | 30       | 30     | 33         | 35        | 31         | 33       |
| Nasenbreite .....                   | 24         | 25       | 25     | 26         | 30        | 23         | 25       |
| Nasenhöhe .....                     | 47         | 46       | 47     | 53         | 60        | 49         | 51       |
| Winkelbreite des Unterkiefers ..... | 81         | 92       | —      | —          | 109       | 92         | ca. 98   |

Rassengeschichte der jüngeren Steinzeit I. Die Schnurkeramik (in Vorbereitung, als Veröffentlichung der Landesanstalt für Volksheilkunde).

<sup>1)</sup> O. Reche u. J. Nestler: Das frühneolithische Skelett von Gr. Tinz in Schlesien. Leipzig, 1933.



| Indices :                                     | Dürren-<br>berg | Stößen I | Oftrau | Ziegelroda | Helmsdorf | Prit-<br>schöna | Gr. Tinz |
|-----------------------------------------------|-----------------|----------|--------|------------|-----------|-----------------|----------|
| Längenbreiten-Index .                         | 77,2            | 68,3     | 73,0   | 75,3       | 76,5      | 78,7            | 71,0     |
| Längenhöhen-Index ..                          | 72,2            | 78,1     | 73,5   | 76,7       | 76,0      | 77,9            | 78,2     |
| Breitenhöhen-Index ..                         | 92,8            | 114,2    | 100,7  | 100,0      | 99,3      | 101,0           | 110,2    |
| Transversaler Frontal-<br>index .....         | 79,4            | 84,8     | 88,3   | 82,9       | 83,5      | 81,3            | 93,2     |
| Transversaler Fronto-<br>parietal-Index ..... | 64,0            | 78,9     | 73,5   | 71,5       | 74,3      | 69,5            | 70,8     |
| Gesichts-Index .....                          | 80,0            | 85,7     | —      | —          | —         | 84,3            | 69,3     |
| Obergesichts-Index ...                        | 46,6            | 54,7     | 55,0   | 56,1       | —         | 46,6            | 55,6     |
| Orbital-Index .....                           | 73,1            | 71,4     | 76,9   | 82,5       | 73,1      | 73,1            | 80,5     |
| Nasal-Index .....                             | 51,0            | 53,7     | 53,1   | 49,5       | 50,0      | 46,9            | 49,0     |

Aus der Tabelle geht hervor, daß die Schnurkeramiker zum Teil sehr wesentlich von Gr. Tinz abweichen, daß aber auch der Dürrenberger Schädel bedeutende Unterschiede gegenüber den Schnurkeramikern aufweist. Bei der zusammenfassenden Darstellung der Gesamtaufnahme des schnurkeramischen anthropologischen Fundmaterials Mitteldeutschlands soll auf den interessanten Fund von Dürrenberg ausführlich zurückgegriffen werden.

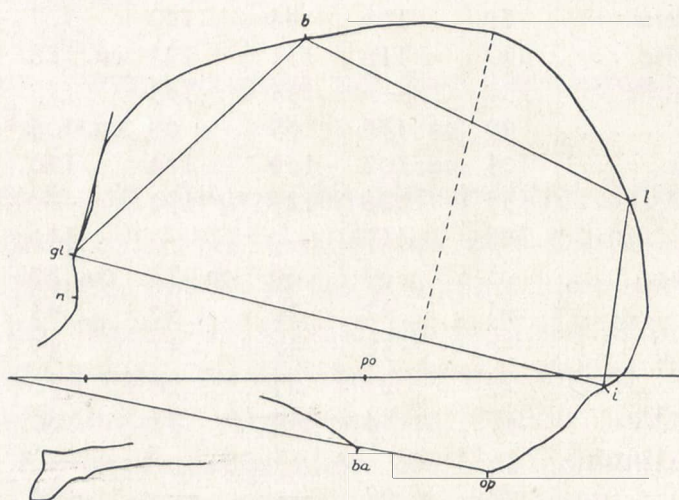


Abb. 3. Der Schädel von Dürrenberg,  
Median-Sagitalkurve.



# Jungsteinzeitliche Doppelbestattung von Mutter und Kind mit zwei Kindern bei Biendorf, Kreis Köthen.

Von Professor Walther Göze, Museum Köthen.

Bei Erdabtragungen in der Gemeindefriesgrube von Biendorf legten Arbeiter eine große, mit vielen Knochen angefüllte Grube frei. Sie maßen dem Funde zunächst keine Bedeutung bei, weil sie glaubten, auf neuzeitlich verscharrtes Vieh gestoßen zu sein. Als sie dann aber einen Menschenschädel und Scherben vorgeschichtlicher Gefäße zutage förderten, wurden sie aufmerksam und meldeten den Fund dem Amtsvorsteher Dolge in Biendorf, der die Meldung an mich weitergab. Schon eine flüchtige Untersuchung der Fundstelle ergab, daß es sich um ein sehr wertvolles jungsteinzeitliches Grab handelte, zu dem in Deutschland bisher nur eine Parallele, das im Museum für Urgeschichte in Weimar aufgestellte Grab von Mittelhausen, bekannt geworden ist.

Da am Besichtigungstage heftiges Schneetreiben und starker Frost einsetzten, mußte die Freilegung auf spätere Zeit verschoben werden. Herr Dolge ließ die Fundstelle mit Bohlen abdecken und wieder mit Erde bewerfen. Er sorgte auch sonst in vorbildlicher Weise für die Sicherung des Grabes, wofür ihm auch an dieser Stelle Dank ausgesprochen sei. Ebenfalls zu Dank verpflichtet bin ich Herrn Knappschaftssekretär Ränicke, der die Aussiebung der Füllerde übernahm und die sorgfältige Verpackung der Funde besorgte, sowie Herrn stud. praehist. Joachim Paul für Anfertigung der Skizzen zu vorliegender Arbeit.

Die Fundstelle liegt westlich von Biendorf auf einem 90 m über dem Meeresspiegel sich erhebenden diluvialen Höhenzuge, dem Trappenberge, den die Köthen-Bernburger Bahnlinie durchschneidet. Etwa 150 m nördlich von der auf dem Nestischblatt noch nicht verzeichneten Kiesgrube führt die Biendorf-Baalberger Straße vorbei, von der nach Süden ein Verbindungsweg zur Kiesgrube abzweigt. Auf der Kuppe des an der Fundstelle nach allen Seiten gleichmäßig abfallenden Höhenrückens wurden vor Jahren schon öfter jungsteinzeitliche Hockergräber freigelegt, die in einem Falle keine Beigaben, im übrigen aber „nordische“ Keramik enthielten.



Die Untersuchung des Grabes ergab folgendes Bild: Die abgegrabene Erdwand zeigte das in Textabbildung I wiedergegebene Profil. Unter einer 60 cm dicken Humusdecke lag Löss, darunter Kies, in den das Grab eingetieft war. Das Grabbett hatte abgerundete Ecken und war 1,80 m lang, 1,30 m breit und 1,10 m tief (von der Erdoberfläche aus gemessen). Seine Längsachse war genau von Westen nach Osten gerichtet.

Vom Knochengewirr hoben sich zunächst die Skelette zweier größerer Tiere ab, deren nach oben gerichtete Seiten durch die Finder stark beschädigt worden waren. Fast kein Röhrenknochen befand sich mehr in situ. Erst nach der äußerst schwierig sich gestaltenden Gesamtfreilegung konnte festgestellt werden, daß die Tiere hockend beigegeben waren. An der nörd-

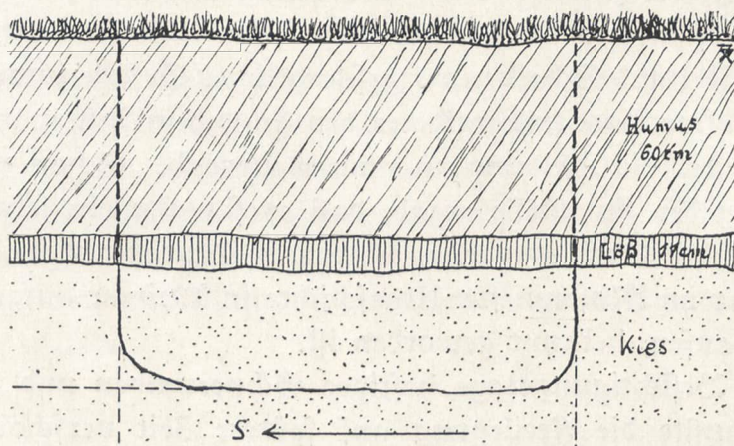


Abb. I. Schichtenprofil.

1:30.

lichen Grabwand und in die Grube hineingezwängt lag eine Kuh mit nach unten gerichtetem Kopfe und halbkreisförmig gebogener Wirbelsäule, deren Becken nach Osten gerichtet war. An der gegenüberliegenden Grabwand wurde ein Kalb mit gestreckter Wirbelsäule gefunden; sein Schädel war abgeschnitten und fehlte. Die Hälse beider Tiere kreuzten sich. Der nach Nordwesten gerichtete Hals des Kalbes ruhte auf dem der Kuh. Östlich von den Tierbecken, doch etwas höher als diese gelagert, fanden die Arbeiter ein Nest mit Scherben einer Trommel, mehrerer kleiner verzierter Tassen und einer geradwandigen Schüssel. Sämtliche Gefäße sind außerhalb des Grabes zerschlagen, aber nicht vollständig beigegeben worden. Daß keine Scherben von den Findern übersehen worden sind, konnte nachgeprüft werden. Ich ließ die gesamte Füllerde des Grabes durchsieben, in der sich nur kleine, wohl durch Zufall ins Grab gelangte Scherben vorfanden.



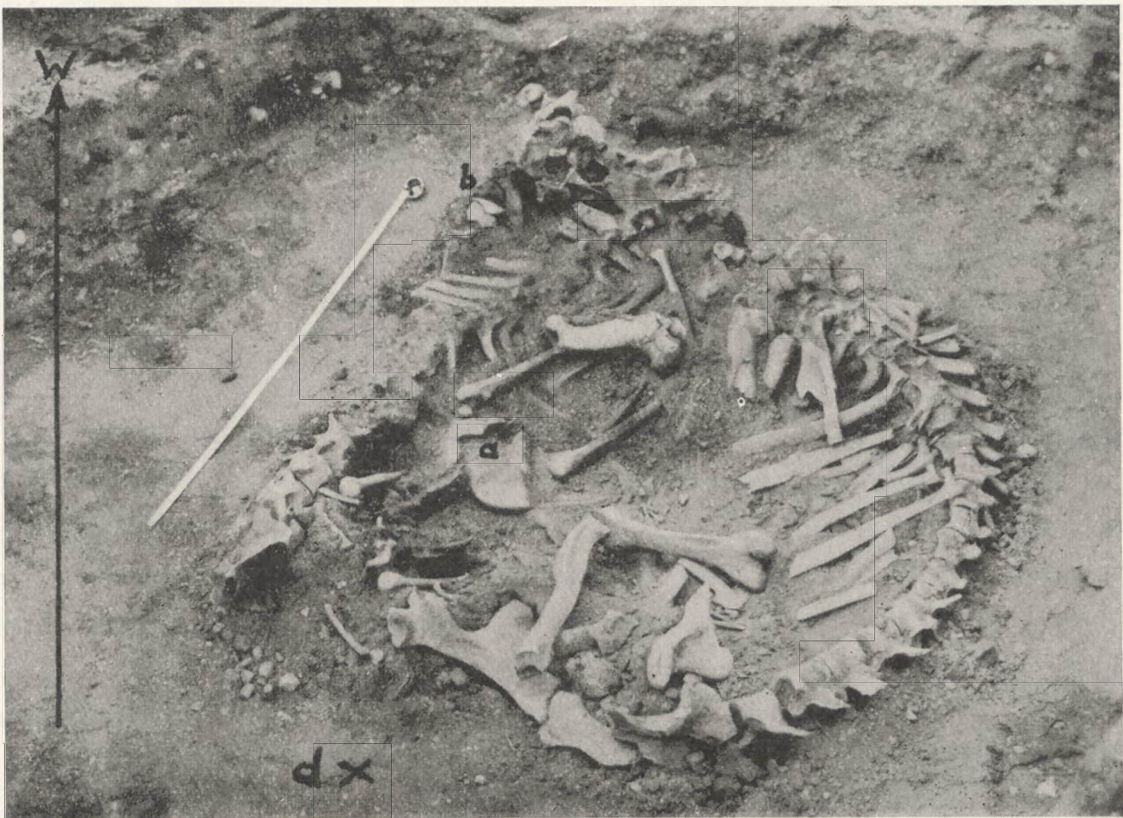
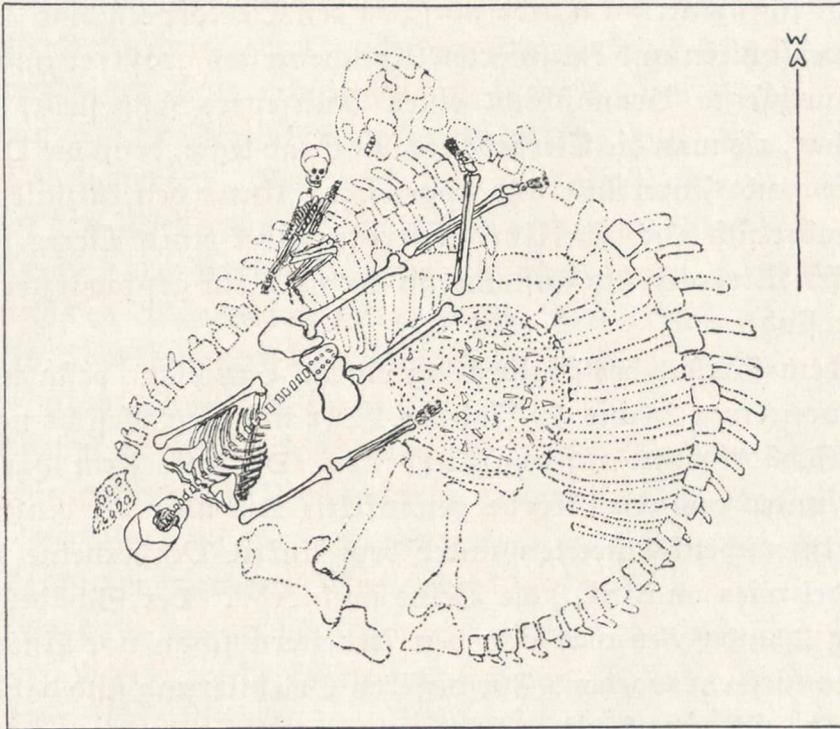


Abb. 2 und 3. Lagefzizze und Aufnahme des Grabes.



Im Grubenzentrum wurde zwischen den Tierkörpern eine 2 bis 4 cm dicke, mit verkohlten und kalzinierten Knochenresten größerer und kleinerer Säuger durchsetzte Brandschicht eines Kultfeuers festgestellt, das noch gebrannt hat, als man die Tierkadaver ins Grab legte, denn die Phalangen der Vorder- und Hinterfüße sind angesengt. Unter den kalzinierten Tierresten befindet sich auch ein Unterkieferbruchstück eines Tieres in Hundegröße, dessen Alveolen bis auf eine, in der noch ein geschwärzter Zahnrest steckt, leer sind.

Auf dem Skelett des Kalbes lag ein in Bauchlage bestattetes Weib im Alter von etwa 25 bis 30 Jahren. Der mit dem Gesicht nach unten gerichtete Schädel ruhte auf dem Tierbecken. Der linke Arm war gestreckt, der rechte unter dem Brustkorbe gewinkelt. Die über der Fußbeuge gekreuzten Unterschenkel steckten unter dem linken Vorderbeine der Kuh. Der Schädel wies nach SO., die Beine nach NW. Der Schädel fehlt auf Abbildung 2 und 3, er war von den Arbeitern schon vor Untersuchung des Grabes entfernt worden. Zur besseren Orientierung sind daher Becken (a) und beide Oberarmknochen (c) durch Buchstaben gekennzeichnet. Die beigegebene Skizze ergänzt die Photographie.

Unter den Dornfortsätzen der Brustwirbel des Kalbes wurde ein hockendes Skelett eines etwa fünfjährigen Kindes gefunden, dessen Oberkörper durch die Last des Tieres derartig zusammengedrückt war, daß beide Oberarmknochen nebeneinander zu liegen kamen. Der erhöht gelagerte, auf Abb. 3 nur teilweise sichtbare Schädel (b), war nach W, die Beine nach O gerichtet. Das Gesicht sah nach O. Der rechte Arm lag parallel zur Körperachse; der linke Unterarm war eng an den Oberarm gepreßt.

Die Beigabe von zwei Kindern und die zahlreichen verbrannten Tierknochen kennzeichnen das Grab als das einer vornehmen Frau. Die merkwürdige Art der Beisetzung in Bauchlage läßt darauf schließen, daß schon im Neolithikum der Glaube an den lebenden Leichnam ein verbreiteter war. Ein in derselben Kiesgrube von mir vor Jahren aufgedecktes, wohl gleichaltriges Grab ergab einen ähnlichen Befund. Hier wie dort die gleiche Lage des Skelettes: Winkelung des linken Armes unter dem Brustkorbe, parallel zur Körperachse ausgestreckter rechter Arm und Bauchlage; nur war hier der Kopf abgeschnitten und fehlte.

Nach Wilke hat die Bauchlagebestattung apotropäischen Zweck: Die Überlebenden wollten sich vor besonders gefürchteten Toten schützen, indem dem Leichnam durch Umkehrung im Grabe die Möglichkeit genommen

<sup>1)</sup> G. Wilke, Die Bestattung in Bauchlage, *Mannus* XXIII, 1931 und G. Wilke, *Reallexikon von Ebert*, Bd. VII, S. 259.



wurde, wiederzukehren und die Überlebenden durch Spuken zu beunruhigen. Zugleich fürchtete man auch den starren Blick der Leichenaugen, deshalb wurde der Tote mit nach unten gerichtetem Gesicht ins Grab gelegt. Das Abschneiden des Kopfes der Leiche sollte den zweiten, endgültigen Tod bewirken. Und noch andere Abwehrmittel wurden angewendet, um den Wiedergänger für immer in das Grab zu bannen: Fesselung der Leiche durch starkes Zusammenschnüren (extreme Hockerstellung), Beschwerung des Körpers mit einem großen Stein (zwei Fälle in Köthen und einer in Wieskau) und Bedeckung des Kopfes mit einem Topfe (ein Fall in Dohndorf, Kreis Köthen).

Die Anzündung eines Feuers im Biendorfer Grabe und die Mitgabe zweier Lieblingstiere der Verstorbenen, wahrscheinlich ebenfalls Mutter und Kind, verfolgte im Grunde genommen denselben Zweck; denn der frierende Leichnam brauchte Wärme und Speise für den weiten Weg ins Jenseits. Deshalb versah man ihn mit allem Notwendigen, um damit zu verhindern, daß er wiederkehrte und sich das Fehlende nachholte. Auch die gekreuzten Unterschenkel der Biendorfer Frauenleiche scheinen auf Fesselung hinzudeuten. Die beigegegebene Trommel sollte zur Abwehr feindlicher Dämonen dienen, die man durch Lärm verscheuchen zu können glaubte.

Merkwürdig ist, daß auch der Kinderschädel mit dem Gesicht nach unten gekehrt war. Ein Zufall kann hier nicht vorliegen, denn der Kopf war um 90° gedreht und stand rechtwinklig zur Halswirbelsäule.

Mutter und Kind sind zu gleicher Zeit bestattet worden. Eine Nachbestattung des einen oder der andern ist nach dem Befunde ausgeschlossen. Daß beide zugleich einer Seuche erlegen sind, wäre möglich; wahrscheinlich aber ist, daß das Kind getötet wurde, um der Mutter ins Grab zu folgen. Sichere Spuren einer Gewalteinwirkung ließen sich allerdings an der Kindesleiche nicht feststellen, wenn man nicht aus der Zertrümmerung der Schädeldecke Schlüsse auf die Tötungsart ziehen will. Diese Zertrümmerung kann aber ebensowohl durch Erddruck als auch durch Wühler bewirkt worden sein.

### Die funde<sup>1)</sup>.

Trommel (Tertabb. 4—8), aus Scherben zusammengesetzt und ergänzt. Farbe rotbraun. Höhe 16,9 cm, oberer Durchmesser 16,2 cm, unterer Durchmesser etwa 14,4 cm (der Fuß ist stark ergänzt). Oberteil schwach gewölbt, Fuß geradwandig, beide durch scharfen Knick voneinander geschieden. 2 cm unterhalb des Oberrandes saßen sechs vertikal

<sup>1)</sup> Im Heimatmuseum Köthen.



durchbohrte Schnurösen zur Aufnahme der die Membrane spannenden Säden; erhalten sind nur 3.  $1\frac{1}{2}$  cm über dem Unterrande befindet sich eine horizontal gestellte Öse, die vielleicht zum Aufhängen des Instrumentes oder zum Befestigen des Schlegels gedient hat. Die Innen-

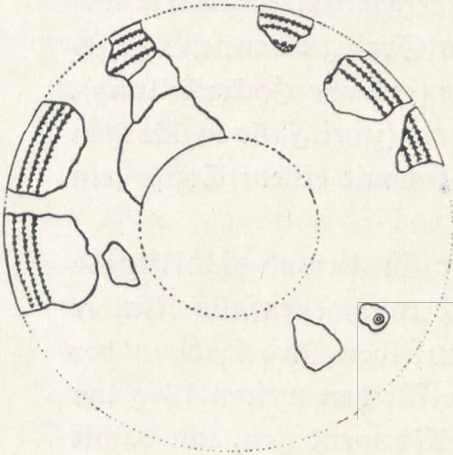
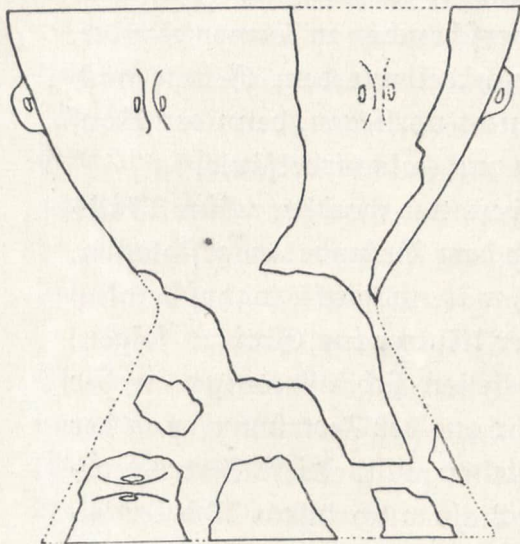


Abb. 4.

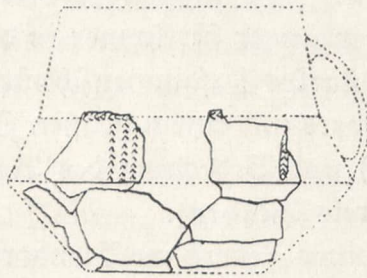
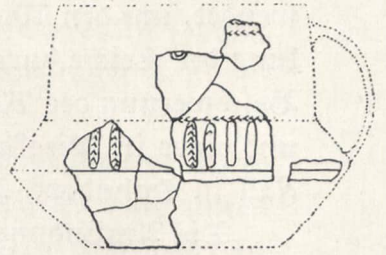
Innenansicht des Trommelfußes.  $\frac{2}{9}$ .

Abb. 7 und 8. Die Trommel. (Abb. 7.  $\frac{1}{3}$ .)

seite des Fußes ist mit prismatischen, in drei waagerechten Reihen angeordneten Eindrücken verziert, die durch Zwischenräume mehrfach unterbrochen sind. Über diesen Reihen sind Kreise eingestempelt (Tertabb. 7).

Niklasson<sup>2)</sup> läßt diese kreisförmigen Stempелеindrücke erst in der zweiten Stufe der Walternienburger Kultur zur Anwendung gelangen.

<sup>2)</sup> Niklasson, Studien über die Walternienburg-Bernburger Kultur, Jahresschrift XIII 1925, S. 68 u. 69.

Abb. 5. Tasse 2.  $\frac{1}{3}$ .Abb. 6. Tasse 1.  $\frac{1}{3}$ .



Wie aber die Begleitgefäße der Biendorfer Trommel beweisen, an denen übrigens das Kreisornament ebenfalls angebracht ist, muß der Fund schon der ersten Stufe zugeteilt werden. Demnach wäre die Biendorfer Trommel das älteste Stück aller bisher bekannt gewordenen Exemplare dieser Gefäßgattung.

Bruchstück einer Tasse (Tertabb. 8). Farbe rotbraun mit schwarzen Flecken. Auf einem niedrigen, geradwandigem Unterteil und von diesem durch scharfen Knick geschieden, sitzt die mit breiten, vertikalgestellten Stichkanalfurchen verzierte Schulter, auf die der steile, durch eine horizontale Furchenstichlinie geschiedene Halssteil aufgesetzt ist. Parallel zum abgewitterten Oberrande verlaufen mehrere, aus prismatischen Einschnitten gebildete Furchen, von denen nur zwei bruchstückweise erhalten sind. Darunter sind eingestempelte Kreisornamente angebracht.

Bruchstück einer zweiten Tasse (Tertabb. 9). Farbe schwarzbraun. Unterteil niedrig und geradwandig, scharfer Bauchknicke und relativ breite, bis zum Halsansatz erhaltene Schulter mit breiten, vertikalen Stichkanälen. Der Oberteil fehlt.

### Der anthropologische Befund.

#### Das Frauenskelett.

Die Röhrenknochen. Längenmaße: Größte Länge des Humerus 271, des Radius 199, der Ulna 221 (linke nur 214!), ganze Länge des Femur in sogen. natürlicher Stellung 362, ganze Länge der Tibia 290, größte Länge der Fibula 279.

Index enemicus 66 = mesoknem.

Die graziilen Knochen sind ausgezeichnet erhalten und gelbbraun gefärbt. Die Muskelmarken sind nur schwach entwickelt. Die Wand zwischen der Fossa olecrani und der coronoidea ist dünn und durchscheinend. In der Mitte befindet sich ein Loch von 2 mm Durchmesser. Ob es erst postmortal entstanden ist, läßt sich nicht mit Sicherheit entscheiden.

Das Skelett gehört einem auffallend kleinem Weibe von grazilem Körperbau an. Aus den Längenmaßen der Röhrenknochen ergibt sich eine Körpergröße von nur 140,9 cm.

#### Der Schädel.

(Tertabb. 9—14).

Das Kranium, in der Scheitelansicht betrachtet, ist als Ellipsoides zu bezeichnen, in der Norma occipitalis zeigt es Bombenform. Von Beschädigungen des Obergesichts und der rechten Stirnbeinseite abgesehen, ist es gut erhalten und gelbbraun gefärbt. Im Verhältnis zur Körper-



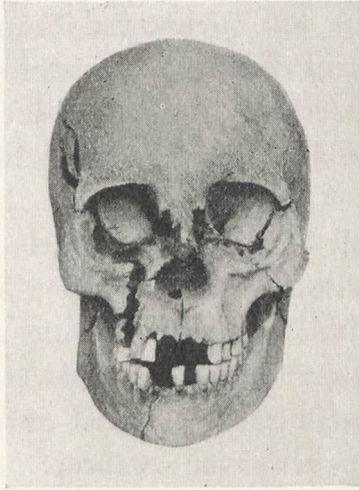


Abb. 9. Frontalanischt.

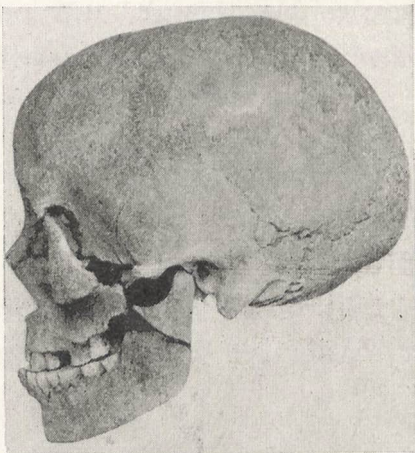


Abb. 10. Lateralansicht.

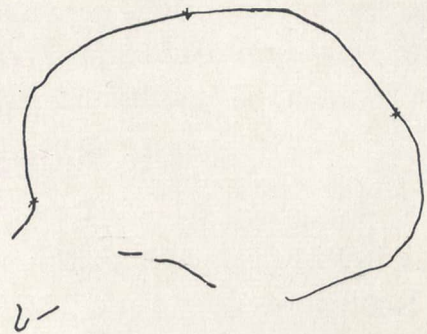
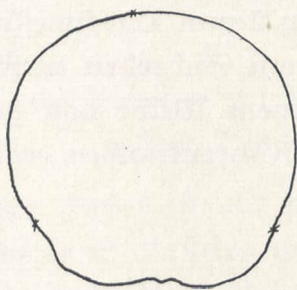
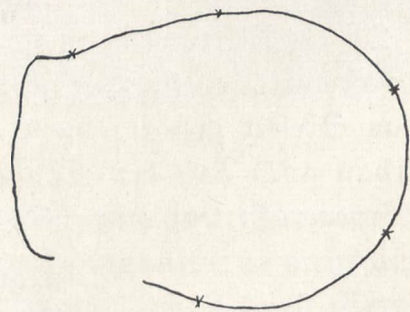


Abb. 11. Norma Sagittalis.

Abb. 12.  
Norma occipitalis.Abb. 13.  
Norma verticalis durch den  
Oberrand der Augenhöhle.Abb. 9—13. Der Schädel der Frau.  $\frac{2}{9}$ .



größe erscheint es etwas zu groß. Die Knochentafeln sind nur mäßig dick und die Muskelreliefs schwach ausgeprägt. Die Linea nuchae superior tritt bis auf den kaum hervortretenden Mittelwulst nicht in Erscheinung. Die mäßig gezähnten Suturen zeigen sowohl innen wie außen noch keine Spur einer Obliteration. In der Mitte des linken Lambdastes Schaltknochen. Die Tubera parietalia und frontalia sind deutlich, aber flach. Zwischen den nur schwach angedeuteten Superziliarbögen sind Reste der Sut. frontalis persistens in einer Länge von 1,4 cm erhalten geblieben. Die Glabella liegt auf einer flachen Ebene. Orbitae fast quadratisch und nicht hängend; obere Orbitalränder schneidend. Foramen supraorbitale links klein, rechts fehlend. Jochbögen flach und anliegend. In der Mitte der rechten Fossa mandibularis rundes Loch mit glattem Grunde von 1,5 mm Durchmesser und gleicher Tiefe. Proc. styloidei verkümmert. For. magnum mittelgroß und rundlich, aber am Basion und Opisthion etwas zugespitzt. Kondylen mäßig gewölbt und mittelbreit. Zähne gesund, Abkautungsgrad 2. Sechs Zähne des Oberkiefers und drei Inzisiven des Unterkiefers sind postmortal verloren gegangen (Alveolen offen). Die Zahnreihen zeigen Aufbiß.

Etwa in der Mitte zwischen Lambda und den Asterien zieht sich in waagerechter Richtung eine 8 mm breite Quersfurche hin, die ich als Schnürfurche eines lange getragenen Bandes oder der Kopfbedeckung deuten möchte.

Schädelmaße: Länge 186, Breite 140, Höhe (Basion-Bregma) 128, kleinste Stirnbreite 92, Gesichtshöhe 111, Obergesichtsweite 98, Obergesichtshöhe 63, Jochbogenbreite (approx., linker Jochbogen etwas beschädigt) 120, Nasenhöhe 50 (Höhe der Apertura piriform. 30,5), größte Nasenbreite 25, Basislänge 95,5, Breite des Orbitaleingangs 38, Höhe des Orbitaleingangs 36, Gaumenbreite und -Länge nicht meßbar, Biauricularbreite 118, größte Hinterhauptsbreite 110, Mastoidealbreite 96, Unterkieferkondylenbreite 114.

Indices: Längen-Breiten-Index 75,26, Längen-Höhen-Index 68,81, Breiten-Höhen-Index 91,42, Obergesichtsindex (approx.) 52,5, Gesichtsindex (nach Kollmann) (approx.) 92,5, Orbitalindex 94,73, Nasalindex 50.

Demnach steht der Schädel auf der Grenze zwischen Dolicho- und Mesokranie; in der Längenhöhe ist er chamoëran, in der Breitenhöhe tapeinokran. Das leptoprosope Gesicht hat ein mesenes Obergesicht mit hypsikonchen Orbitae und mesorrhiner Nase.

Winkel: Ganzprofilwinkel 79 = mesognath. Astwinkel des Unterkiefers 127.



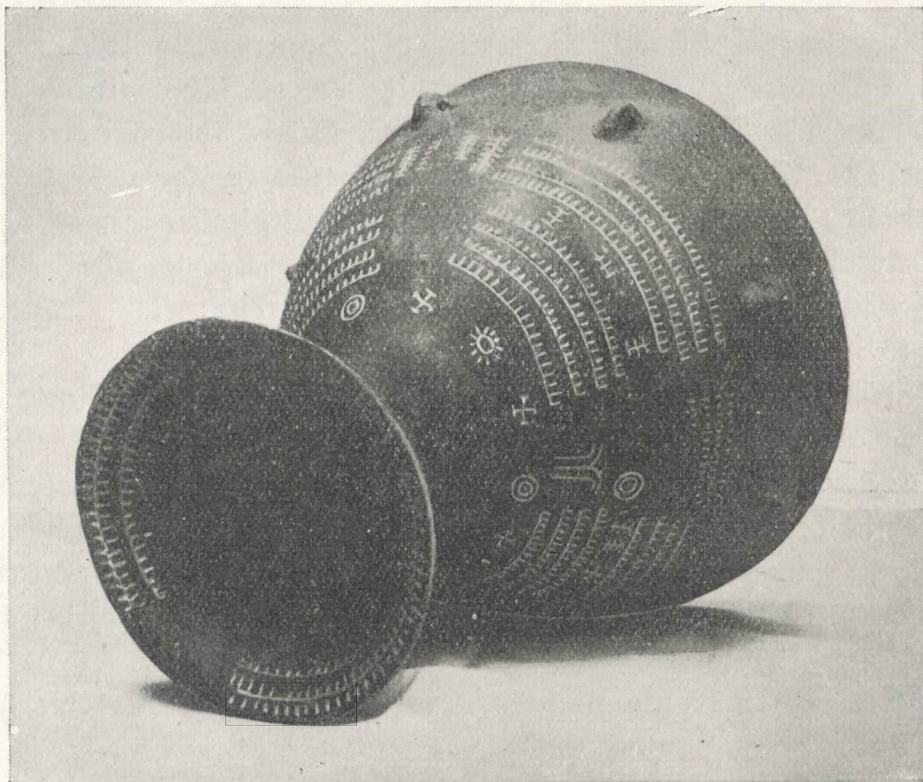
### Das Kinderskelett:

Die Knochen sind in der Substanz noch relativ gut erhalten, doch haben sie durch Erddruck stark gelitten. Fast sämtliche Epiphysen sind von Wühlern verschleppt, Maße lassen sich daher nicht nehmen.

### Der Schädel.

Vom Schädel liegt nur die Calva und der größte Teil des Unterkiefers vor. Die Gesichtsknochen sind verschleppt. Die linke untere Parietalschuppe ist post mortem (vielleicht durch Austrocknung oder Erddruck) deformiert. Unterhalb der Ossifikationszentren beider Parietalia zeigen die Knochen tafeln noch spongiöse Beschaffenheit. Im Unterkiefer sind folgende Zähne erhalten: Rechts Milchmolar II, links Canin und Milchmolar I. Drei bleibende Inzisiven sind schon entwickelt, erheben sich aber mit den Schneiden nur wenig über den Alveolarrand. Die übrigen Zähne sind postmortal verloren gegangen.

Wenn man Vergleiche zwischen dem Schädeldach des Kindes mit dem der Frau anstellt, so wird die Annahme, daß es sich tatsächlich um Mutter und Kind handelt, fast zur Gewißheit. Denn abgesehen von der in der Norma lateralis etwas steiler gestellten hinteren Parietalkurve und den stärker hervortretenden Frontal- und Parietalhöckern der Kinderkalotte gleichen sich beide fast vollständig.



Die Trommel von Hornsömmern, Kr. Langensalza.  
Nachbildung der Landesanstalt für Volksheilkunde.



## Eine Miniaturtrommel aus einem Hügelgrab bei Quenstedt, Mansfelder Seekreis.

Von Dr. Paul Grimm, Rustos der Landesanstalt für Volkheitskunde, Halle.

Auf dem Lohberge, einer nach allen Seiten flach abfallenden Anhöhe südöstlich Quenstedt, wurde etwa 10 m von dem trigonometrischen Punkte 231,8 ein reich verziertes Gefäß gefunden und durch Herrn Pfarrer Schneider<sup>1)</sup> der Landesanstalt übergeben.

Die Fundstelle ist etwa die Kuppe eines sich nur noch undeutlich abhebenden Hügelgrabes, das sich an ein zweites, etwas höheres Hügelgrab, das den trigonometrischen Punkt trägt, anschließt. Da der anschließende Plan bestellt ist, wurde nur der kleinere Hügel (also die Umgebung der Fundstelle des Gefäßes) untersucht.

Da noch mehrere Hügelreste auf der Höhe zerstreut erkennbar sind, wird der Hügel zu einer größeren Hügelgräbergruppe gehört haben.

Unser kleiner Hügel, der auf einer natürlichen Erhöhung nur noch durch einen Auftrag von 40 cm dunkler Erde zu erkennen war, barg in seiner Mitte viele Steinstücke (anstehende Steinblöcke des Rotliegenden und herbeigebrachte Zechsteinkalke), die jedoch keine erkennbare Lagerung mehr besaßen. Der Pächter hatte bereits einen großen Teil der Steine entfernt. Zwischen den Steinen standen die Tassen Abb. 4, 6 u. 7 und die Miniaturtrommel zwischen einigen Röhrenknochenresten und einer verzierten Scherbe. Neben dem Steinpackungsrest standen frei in der Erde noch die Reste von sechs weiteren Gefäßen, die vielleicht von einem vergangenen einfachen Erdgrabe herrühren. Leider ließ sich bei dem zerstörten Zustande des Hügels nichts weiter über Aufbau und Anlage aussagen.

### Die Funde.

Die Trommel (Abb. 2 u. 3) ist 4,5 cm hoch und besitzt annähernd sanduhrförmige Gestalt. Vier durchbohrte Ösen sind am Oberkörper senkrecht angebracht. Von den durch sie gebildeten Räumen sind zwei durch je

---

<sup>1)</sup> Herrn Pfarrer Schneider und dem Pächter Herrn Brandt sei an dieser Stelle besonders gedankt.





Abb. 1. Die Amphore mit dem Siebenstern.  $\frac{1}{2}$ .  
( < Zeichen unter der abgeblätterten Oberfläche.)



Abb. 2 (nat. Gr.) und 3. Die Miniaturtrommel.



sechs wagerechte Stichfurchen verziert, während die zwei anderen Fächer in der Mitte durch einen senkrechten Strich geteilt, von dem fünf oder sechs wagerechte Stichfurchen nach beiden Seiten bis zum Osenanhang ausgehen, während vom Oberteil des Striches Viertelbögen bis dicht über den Rand hervorlaufen. Auch von der obersten Linie gehen bei einem Feld noch zwei Bogenstriche aus.

Der Unterteil ist außen mit drei flüchtig eingeritzten Stichfurchen verziert, während die Innenseite des Unterteiles ebenfalls zwei Stichfurchen trägt.

Im ganzen ist die Nachart etwas plump und roh, z. B. der obere Rand ist nicht gleichmäßig rund, sondern beinahe fünfeckig gestaltet. Trotzdem ist alles für eine Trommel Typische deutlich ausgebildet, so daß an einer gewollten Nachbildung nicht zu zweifeln ist.

Das zuerst gefundene Gefäß ist eine zweihenflige reichverzierte Amphore (Abb. 1). Sie besitzt die streng gegliederte Form der Hängegefäße der I. Walternienburger Stufe. Die Höhe beträgt 14,8 cm, während der größte Durchmesser 14,2 cm ist. Verziert ist die obere Halspartie und die Schulter, während unter der teilweise abgeblätterten Übersicht des unverzierten unteren Halses ein ehemals eingestochenes Zeichen zu erkennen ist.

Der obere Hals ist mit vier bis sechs in Stichfurchentechnik eingestochenen wagerechten Liniengruppen verziert. Die dazwischen freigelassenen Flächen tragen an einer Seite einen deutlich gezeichneten Siebenstern, zwei andere sind unverziert, während das Zeichen im vierten so stark abgeblättert ist, daß es nicht zu erkennen ist.

Die Schulterverzierung besteht im oberen Teil aus drei wagerecht herumlaufenden Stichfurchen. Der Raum darunter ist abwechselnd mit Gruppen von 7—9 senkrechten Stichfurchen und x-ähnlichen, ebenfalls in Stichfurchentechnik eingestochenen stehenden Zeichen verziert.

Das gleiche Zeichen ist deutlich unter dem abgeblätterten Überzug des unteren, jetzt unverzierten Halsteils schräg unter dem Siebenstern zu erkennen. So muß der Wille des Töpfers ursprünglich gewesen sein, das Zeichen frei und losgelöst von der Verzierung auf dem unverzierten Halsteil stehen zu lassen, wie zum Beispiel bei der bekannten Walternienburger Amphore<sup>1)</sup> oder der Scherbe von Nietleben<sup>2)</sup>. Erst später hat er dann aus uns unbekannten Gründen das Zeichen bei der Herstellung des glänzenden Überzuges wieder eingeglättet.

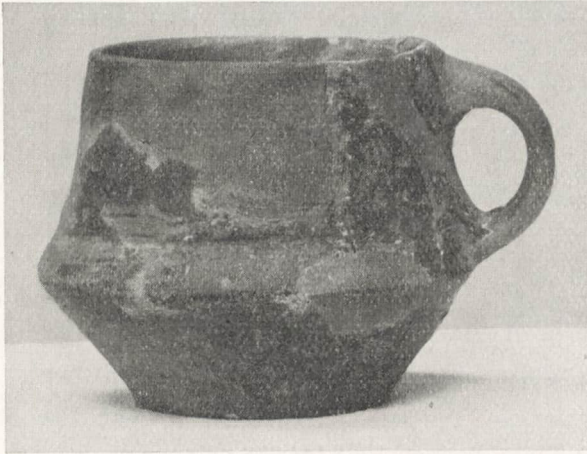
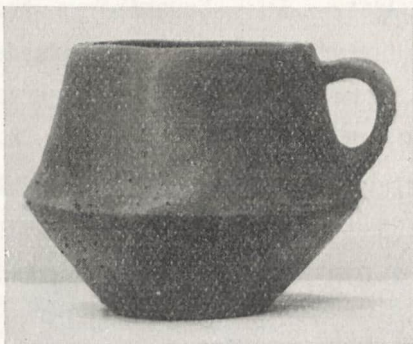
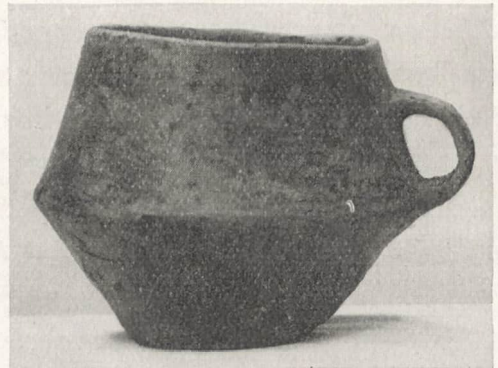
<sup>1)</sup> Jahresschrift, VI, Tafel XIII, 33.

<sup>2)</sup> Jahresschrift, VIII, Tafel XX, 161, 19.



Unverzierte Henkeltasse (Abb. 4) mit noch abgesetztem Schulterteil, Ende der I. Walternienburger Stufe wie Nillasson<sup>1)</sup>, Tafel XVc. Höhe 7 cm, größter Durchmesser 8,6 cm.

Unverzierte Henkeltasse (Abb. 5) mit noch eingeschwungenem Schulterteil, Stufe Walternienburg II, wie Nillasson, Tafel XIX, 5; Höhe 6,4 cm, größter Durchmesser 7,7 cm.

Abb. 4.  $\frac{1}{2}$ .Abb. 5. Knapp  $\frac{1}{2}$ .Abb. 6.  $\frac{1}{4}$ .Abb. 7.  $\frac{1}{4}$ .

Unverzierte Henkeltasse (Abb. 6) mit leicht eingeschwungenem Oberteil, Walternienburg II, wie Nillasson XIX, 5; Höhe 10,9 cm, größter Durchmesser 13,3 cm.

Unverzierte Henkeltasse (Abb. 7) von beinahe doppelförmiger Form, Walternienburg II wie Nillasson, Abb. 63; Höhe 12,9 cm, größter Durchmesser 15,8 cm.

<sup>1)</sup> N. Nillasson, Studien über die Walternienburg-Bernburger-Kultur, Jahresschrift, XIII, 1925.



Ferner Bruchstücke von weiteren Gefäßen:

Henkeltasse mit deutlich abgesetzter Schulter, der Übergang vom Halsteil zur Schulter ist z. T. durch eine flache Stichreihe angedeutet, Walternienburg I, wie Nillasson, Tafel Vb; Höhe 8,3 cm, größter Durchmesser 11,2 cm.

Teil einer unverzierten Henkeltasse mit eingeschwungenem Oberteil, Walternienburg II.

Scherben eines mit in Furchenstich ausgeführten Winkelbändern verzierten Tonnengefäßes.

Zwei Scherben einer Henkeltasse, deren Schulter schrägliegende Strichgruppen und der Halsteil eine waagerechte Strichzone besitzt, wie Nillasson Tafel IX, 11.

Vier Scherben einer Henkeltasse, die mit einer um die Mitte des Oberteiles laufenden waagerechten Strichgruppe verziert ist, wie Nillasson, Tafel LIV, 2.

Scherben einer unverzierten Trichterrandschale mit einem Henkel und je zwei Knubben neben dem Henkelansatz auf der Schulter.

Scherben einer unverzierten Opperschöner Kanne. Die Zahl der Henkel ist nicht zu erkennen.

#### Zeitstellung und Auswertung.

Die Zeitstellung und die kulturelle Einordnung ist klar. Die Henkeltassen und das Tonnengefäß gehören in die Walternienburg-Bernburger Kultur und zwar sind zwei Gefäße noch dem Ende der I. Walternienburger Stufe zuzuweisen, fünf der zweiten Walternienburger Stufe und eines der ersten Bernburger Stufe, so daß die Funde etwa einheitlich sind und einem verhältnismäßig frühen Abschnitt der mitteldeutschen Jungsteinzeit zuzuweisen sind.

Die Trommel, die Opperschöner Kanne und Trichterschale stammen aus der Salzmuñder Gruppe, der auch die Ausgestaltung mit symbolischen Zeichen verdankt wird.

Nillasson<sup>1)</sup> hatte bereits 1925 erkannt, daß die Walternienburg-Bernburger Kultur stark von einer neben ihr in Mitteldeutschland lebenden Kultur beeinflusst wurde. Er gab ihr — da zusammenhängende Funde fehlten — den Namen „nordische Kultur“, um ihre Zugehörigkeit zum großen nordischen Kreis zu kennzeichnen. Besonders die Trommel stammt ursprünglich aus dieser „nordischen Kultur“, die sich die ganze

<sup>1)</sup> N. Nillasson, a. a. O., S. 139 f. und S. 163.



Jungsteinzeit gehalten haben mußte, da Nillasson ihre Einflüsse zu mehreren Malen feststellen konnte.

Glückliche neue Funde ließen nun die „nordische Kultur“ in dem Fundplatz „Salzmünde“ in reiner Ausprägung finden und gaben so die Möglichkeit, diese Kulturgruppe scharf abzugrenzen, ihre Haupterscheinungen zu erkennen und ihr den Namen „Salzmünder Gruppe<sup>1)</sup>“ zu geben, während ähnliche, aber unverzierte Formen im Anklang an Nillassons<sup>2)</sup> frühere Forschungen als „Baalberger Gruppe<sup>3)</sup>“ bezeichnet werden konnten.

Im Rahmen einer Monographie der steinzeitlichen Musikinstrumente hat nun Seewald<sup>4)</sup> auch die mitteldeutschen Trommeln neu zusammengestellt. Er übernimmt Nillassons Auffassung von dem ursprünglichen Fehlen der Trommeln in der Walternienburg-Bernburger Kultur, sagt aber, daß sie nicht aus der nordischen Kultur stammen, sondern aus der Bandkeramik. Weil dafür keine Beweise vorhanden sind, da in der Bandkeramik keine Tontrommeln vorkommen, so werden sie dort erschlossen.

Aber die wenigen Anhaltspunkte für ein Vorhandensein der Trommeln in der Bandkeramik sind nicht stichhaltig.

Der erste, daß Tontrommeln nicht im Ostseegebiet<sup>5)</sup> auftreten, sondern nur in Mitteldeutschland und noch weiter südlich, also dem Gebiet, in dem auch die Bandkeramik vorkommt, ist nicht bindend, da ja Nillasson<sup>6)</sup> gezeigt hat, daß die Tontrommel aus der „nordischen Kultur“ stammt, — die er nicht mit dem großen nordischen Kreis gleichsetzt, sondern als eine mitteldeutsche Untergruppe des nordischen Kreises auffaßt, eben jene Gruppe, die wir jetzt als „Salzmünder Gruppe“ bezeichnen können. — Viele neue Forschungen<sup>7)</sup> haben nun gezeigt, daß die mitteldeutschen nordischen Steinzeitgruppen nicht reine Tochterkulturen des Ostseekreises sind,

<sup>1)</sup> Ipek, Jahrbuch für prähistorische Kunst 1930, S. 120—122 mit 1 Taf. Prähistorische Zeitschrift, XXI, 1930, S. 317/318. Mainzer Zeitschrift XXVI, 1931, S. 41—42.

<sup>2)</sup> Mannus XI—XII, 1917—1920, S. 309—337.

<sup>3)</sup> Jahresschrift, XVIII, S. 17f. und Mannus Tagungsbericht 1934, Halle, im Druck.

<sup>4)</sup> O. Seewald, Beiträge zur Kenntnis der steinzeitlichen Musikinstrumente Europas, Wien 1934, S. 73 ff. und besonders S. 119 ff.

<sup>5)</sup> Verbreitungskarte bei Jakob-Friesen (Die Kunde 3, 1935, Nr. 3, S. 47—50 und 4 Abb.), der sich im übrigen völlig Seewalds Ansicht anschließt.

<sup>6)</sup> Nillasson, a. a. O., S. 139 u. 163.

<sup>7)</sup> Die Baalberger Kultur i. Mitteldeutschland, in Mannus Tagungsbericht 1934, Halle, im Druck. — fr. Niquet: Die Rössener Kultur in Mitteldeutschland, Diss. Halle 1935. — fr. B. Vicker: Mannus 1933, S. 249 bis 270.



sondern aus ähnlichen mesolithischen Vorformen unter Anregung des Nordens entstanden sind, wie dies ja Nillasson<sup>1)</sup> schon für die W. B.-Kultur annahm. Und eine solche mitteldeutsche Sondergruppe ist nun eben die Salzmünder Gruppe, so daß hiermit Mitteldeutschland als Ausgangspunkt der Trommeln verständlich wird.

Daß neben der älteren Bandkeramik genug Platz für die Entstehung der nordischen Untergruppen in Mitteldeutschland war, zeigen ja die Verbreitungskarten<sup>2)</sup> der Bandkeramik zur Genüge.

Der zweite Einwand, daß die Trommeln ja erst in W. II auftreten, also in der Stufe, in der die Walternienburger Kultur sich weiter entwickelt, so daß dadurch der Urheber der Weiterentwicklung zu rundlichen — nach Seewald bandkeramisch beeinflussten — Formen der Bernburger Stufe angezeigt wird, ist auch nicht stichhaltig, denn die Trommeln, die als Fremdkörper in der W. B.-Kultur auftreten, zeigen regelmäßig bessere Tieffstichverzierung als die W. B.-Gefäße, die ja außer den W. I.-Gefäßen keine reine kräftige Tieffstichverzierung mehr besitzen. So besteht z. B. die Verzierung der Tassen vom Sommerberg bei Heiligental<sup>3)</sup> aus reinen Schnittlinien, während die Trommel, die ja die älteste bisher nachweisbare Trommel in Verbindung mit W.-Kultur war, mit kräftiger Stichverzierung versehen ist. Auch die bekannte Hornsömmerner Trommel<sup>4)</sup> besitzt tiefere Einstiche, auch die Bruchstücke der beigefundenen zweiten Trommel tragen kräftigen Furchenstich, während die zugehörige Tasse einfache Rillenverzierung trägt. Zudem ist ja in diesem Bande in dem Beitrag von W. Göze auf S. 91 eine seltsame Grabanlage beschrieben, in der eine Trommel in einer reinen Walternienburg-I-Umgebung vorkommt. So ist auch dieser Einwand grundlos.

An den Trommeln und ihrer Verzierung vermag ich beim besten Willen nichts Bandkeramisches zu entdecken. Die Verzierung ist in nordischer Weise in wagerechten Gruppen, also in gefäßformbetonender Weise angebracht, ganz im Gegensatz zu der die Gefäßform verneinenden Verzierung der Linearbandkeramik.

Der Hinweis<sup>5)</sup>, daß die Trommel ähnlich wie die Bandkeramik am Ende des Neolithikums verschwinde, ist nicht begründet, da ja die Ton-

<sup>1)</sup> N. Nillasson, a. a. O., S. 160 und 182.

<sup>2)</sup> H. Butschkow: Die bandkeramischen Stilarten in Mitteldeutschland, Jahresschrift, XXIII, Tafel 87 und 88.

<sup>3)</sup> N. Nillasson, a. a. O., S. 74f. und Tafel 38.

<sup>4)</sup> N. Nillasson, a. a. O., S. 101f. u. Tafel 46 u. 47.

<sup>5)</sup> O. Seewald, a. a. O., S. 119—120.



trommel zunächst noch längere Zeit in Mitteldeutschland lebte, während die Bandkeramik bereits längst aus Mitteldeutschland verschwunden ist. Eben sowenig, wie ich an die Trennung der mitteldeutschen Trommel in eine Walternienburg-Bernburger und eine „nordische“ Trommelgruppe<sup>1)</sup> glaube, da ja beide Typen in beiden Gruppen vorkommen, glaube ich an eine selbständige sudetendeutsche Gruppe, sondern alle sudetendeutschen Tontrommeln sind typologisch jüngere Formen der mitteldeutschen Trommeln.

Die Trommel von Kralup<sup>2)</sup>, Pol.-Bez. Kralup, ist in ihrer breiten, plumpen Form und dem so tief, beinahe erst an der größten Einschnürung ansetzenden Knubben eine Entartung der typischen mitteldeutschen Form wie Hornfömmern.

Noch besser zeigt die Trommel von Brozan<sup>3)</sup> Ger.-Bez. Libochowitz, mit ihrem schlauchförmigen, in die Länge gezogenen Körper die Entwicklungsrichtung von der ausgeglichenen mitteldeutschen Form zu den jüngsten Endformen. Selbst Seewald<sup>4)</sup> muß diese Form als „ungewöhnlich“ bezeichnen.

Diese von mir angegebene Entwicklungs- und Ausbreitungsrichtung stimmt sehr gut zu der allgemeinen Kulturentwicklung dieser Zeit. Wir sehen, wie mitteldeutsche Gruppen des nordischen Kreises — allein und in Gruppen — in den jüngeren Stufen der Jungsteinzeit nach dem Süden drängen und sich neues Siedlungsland suchen. U. a. sind so verschiedene Gruppen nach Böhmen eingewandert und die böhmischen Forscher<sup>5)</sup> tun recht daran, alle zusammen mit dem Namen „nordische Kultur“ zu bezeichnen, da die in Mitteldeutschland ursprünglichen Einzelgruppen im neuen Siedlungsland zusammenwachsen zu neuen Kulturen. Deutlich zeigen die Gefäßformen ihre Herkunft aus Mitteldeutschland. Sie sind die jüngsten mitteldeutschen Formen und die Weiterentwicklung zeigt ja, wie manche zu sehr entartete Formen ihre Lebenskraft verlieren, während andere Gefäßformen beherrschend in der frühesten Bronzezeit werden.

So müssen wir m. E. die Tontrommel als einmalige Erfindung aus den vielleicht überall vorhanden gewesenen Holztrommeln auffassen, die

<sup>1)</sup> O. Seewald, a. a. O., S. 73 f.

<sup>2)</sup> O. Seewald, a. a. O., Tafel 7, 5.

<sup>3)</sup> O. Seewald, a. a. O., Tafel 7, 6.

<sup>4)</sup> O. Seewald, a. a. O., S. 116.

<sup>5)</sup> A. Stöcky, *Pravěk Země České*, Prag 1926, S. 93 f.

Schranil: *Die Vorgeschichte Böhmens und Mährens*, Berlin 1928, S. 59 f.



im Gebiet der auch sonst durch ihre symbolischen Zeichen besonders religiös gebundenen Salzmünder Kultur entstand. Von hier aus hat sie die Walternienburg-Bernburger Kultur und andere Gruppen in Mitteldeutschland beeinflusst, um dann gemeinsam mit diesen nach Böhmen-Mähren zu wandern. Ihr Ende fand die Tontrommel in typologisch völlig entarteten Stücken.

Der Gebrauch der Trommeln in Brauch und Kult ist ja durch Seewalds<sup>1)</sup> Betrachtungen völlig erwiesen. Allerdings ist es wohl vorläufig nicht möglich, Einzelheiten des um sie geübten Brauchtums zu erkennen.

Nur als Totenbeigabe können sie nicht gedient haben, da ja in Heiligental die Trommel deutlich vor der Grabschließung zerschlagen wurde. Zudem sind ja auch in Siedlungen<sup>2)</sup> Trommeln und Trommelreste gefunden, so daß ihr Gebrauch zu bestimmten Festen auch in der Siedlung anzunehmen ist.

Wichtig ist hier auch die neue Quenstedter Miniaturtrommel, denn sie ist hier als symbolische Beigabe für den Toten aufzufassen.

Als Kinderspielzeug vermag ich sie nicht anzusprechen, da ein Bespannen mit Fell bei der Kleinheit des Stückes schwer möglich ist. Ein Kinderspielzeug hat aber nur dann Zweck, wenn es ähnlich benutzt werden kann, wie es sonst die Großen tun, also eine Kindertrommel nur dann, wenn man etwas darauf trommeln kann.

Zudem waren die wenigen erhaltenen Knochenreste des Grabes sicher nicht von einem Kind, sondern eher von einem Jugendlichen oder einem Erwachsenen.

Die nach oben offenen Bögen über der wagerechten Verzierung der Trommel sind nicht klar in ihrer Bedeutung erkennbar. Sicher ist, daß der Töpfer in seinem Wollen, ein Ebenbild einer echten Trommel zu schaffen, hier symbolische Zeichen hat anbringen wollen. Bei der Enge des Platzes sind diese Zeichen aber dann nur auf zwei Sächern angedeutet worden. Das wagerecht laufende Muster ist von einem senkrechten Strich durchbrochen, von dem die Halbbögen ausgehen. Diese könnte man für das symbolische Zeichen des „doppelten Halbkreises“ halten. Da aber dieses Zeichen mir bis jetzt nicht in Verbindung mit einem senkrechten

<sup>1)</sup> Seewald, a. a. O., S. 59 ff.

<sup>2)</sup> J. B. Radelberg b. Quedlinburg, Höfensiedlung, Nillasson, Tafel V, 2. — Brandberge b. Halle, Siedlung der Salzmünder Kultur, Mannus Erg. Bd. III, 1923, S. 25. — Halle-Tröllwitz, wahrscheinlich Siedlung, O. Seewald, a. a. O., S. 94. — Leipzig-Putrigsch, Siedlung des nordischen Kreises, O. Seewald, a. a. O., S. 100. — Nügelstedt, Br. Langensalza, Bornhög, Siedlung, Nillasson, S. 105—107, Tafel 49.



Strich bekannt ist, möchte ich die Zeichnung eher für ein Tannenzweigzeichen halten, das bei dem beschränkten Platz etwas schlecht geraten ist und nur durch den senkrechten Strich und die nach oben zeigenden Linien angedeutet ist. Als Vorbild hätte dem Töpfer dann eine Trommel ähnlich der von Hornsömmern I gedient, bei der zwischen den wagerechten Reihen das Tannenzweigzeichen senkrecht steht.

Der Siebenstern an besonderer Stelle am Hals der Amphore kann nur als symbolisches Zeichen aufgefaßt werden, wie wir sie gerade bei der Walternienburg-Bernburger Kultur und der Salzmünder Gruppe in Mitteldeutschland Abb. 7 reichlich finden. Ein Siebenstern ist m. E. bisher in Mitteldeutschland noch nicht beobachtet worden, so daß dadurch unser Wissen von der Symbolik des Neolithikums bereichert wird. Das gleichseitige Kreuz oder Vierstern tritt ja häufiger an Kultgefäßen wie der Trommel, dem Taschengefäß und dem Tonnengefäß auf.

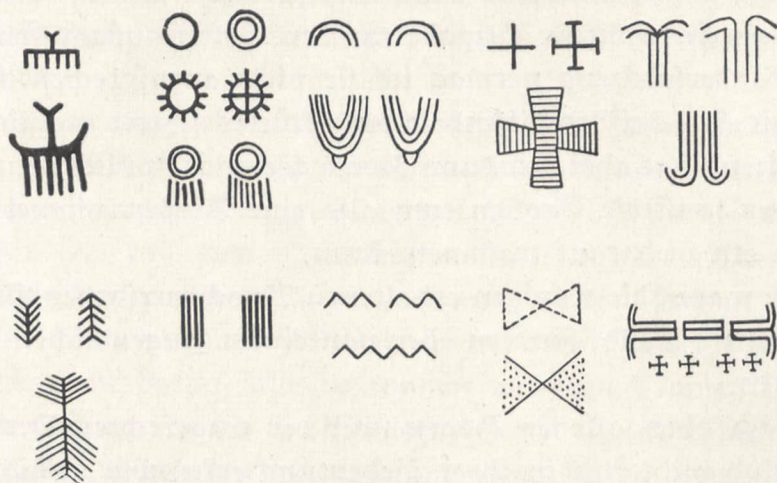


Abb. 7. Einige typische sinnbildliche Zeichen der nordischen Jungsteinzeit Mitteldeutschlands.

Auch die auf der Schulter stehenden Zeichen müssen als symbolische Zeichen aufgefaßt werden, denn neben ihrer Zusammenreihung auf der Schulter tritt dasselbe Zeichen — wenn auch nachträglich wieder verschmiert — an besonderer Stelle auf dem hier unverzierten Halsteil auf.

Das Zeichen in dieser Ausführung ist m. E. bisher ebenfalls unbekannt. Man könnte es als betont ausgeführtes Sanduhrzeichen halten, jedoch scheint mir einleuchtender, daß es sich um ein doppeltes Tannenzweigmuster handelt, dessen Mittellinie verkümmert ist.

Über die Herkunft dieser symbolischen Zeichen herrscht noch immer Uneinigkeit. Während Menghin die Möglichkeit der Entstehung im Norden offen läßt, indem er auf die Knochenflöte von Hammeren mit dem



Radkreuz hinweist<sup>1)</sup>, läßt sein Schüler Seewald<sup>2)</sup> sie ohne Beweisführung in den taurisch-mesopotamischen Kulturen entstehen und durch Vermittlung der Bandkeramik nach Mitteldeutschland kommen.

Dagegen muß betont werden, daß die Susa-Kultur nach Menghin<sup>3)</sup> in den Anfang des dritten Jahrtausends zu setzen ist und vielleicht noch etwas früher entstanden ist. Da die symbolischen Zeichen bereits in der ersten Walternienburger Stufe<sup>4)</sup> auftreten, die der Ganggräberstufe<sup>5)</sup> gleichzusetzen ist, gehören diese auch etwa dem Anfang des dritten Jahrtausends an.

Ferner kommen auch in der noch älteren mitteldeutschen Bandkeramik<sup>6)</sup> ähnliche und wahrscheinlich verwandte Zeichen vor. Die ältesten gleichartigen Zeichen treten im nordischen Kreis<sup>7)</sup> bereits auf Anhängern der mittleren Steinzeit und der ersten Stufe der jüngeren Steinzeit auf. So muß eine Entstehung der Zeichen auf den mitteldeutschen Tontrommeln auf nord- und mitteleuropäischer Grundlage angenommen werden.

So ist der neue Fund von Quenstedt ein neuer Beweis der schöpferischen Gestaltungskraft unserer mitteldeutschen nordischen Jungsteinzeit.

<sup>1)</sup> O. Menghin: Weltgeschichte der Steinzeit, Wien 1931, S. 427.

<sup>2)</sup> O. Seewald, a. a. O., S. 155.

<sup>3)</sup> O. Menghin, a. a. O., S. 48.

<sup>4)</sup> Amphore von Walternienburg mit kammähnlichen Zeichen. Nillasson, a. a. O., Tafel 7, I.

<sup>5)</sup> N. Nillasson, a. a. O., S. 182.

<sup>6)</sup> S. Butschkow: Mitteldeutsche Volkheit, 1935, Heft 4, S. 123—126.

<sup>7)</sup> S. Müller: Oldtidens Kunst in Danmark, Bd. I, 1978, S. 6—15. — S. Rühn, Die vorgeschichtliche Kunst Deutschlands, Berlin 1935, S. 32f.



Sakentkreuzspinnwirtel von Rosslau, Anhalt.  
Mus. Zerbst.

Nordische Kultur?



## Die Kugelflasche von Estdedt, Kr. Gardelegen.

Von Studienrat Paul Schumacher, Leiter des Museums Gardelegen.

Sie ist ein Zufallsfund, gemacht auf der Flur von Estdedt, nordwestlich des Dorfes in der Sandgrube des Papenberges. In den Osterferien 1933 beging der stud. geol. Wolfram Bismarck aus Leglingen die Zichtauer Höhen und kam dabei auch an die Sandkühle des Papenberges. Von unten die 12 m hohe Böschung hinaufschauend, gewahrte er dicht unter der dürftigen Heidekrume, die oben die Sande bedeckt, die Wand einer Urne. Er arbeitete sich an der Böschung hinauf und begann, das Gefäß völlig frei zu legen. Dabei stieß er auf ein zweites, das sich als Kugelflasche entpuppte. Außer diesen beiden Stücken, von denen die Kugelflasche ziemlich unbeschädigt geborgen wurde, das zweite Gefäß sich nachträglich wieder zusammensetzen ließ, kamen noch die Überreste zweier anderer Töpfe zutage, die aber zu spärlich waren, als daß sie sich weder zusammensetzen, noch ergänzen ließen. Sie haben in ihrer Gestalt dem erhaltenen Beigefäß geglichen; in der Größe waren sie etwas kleiner. Auch diese Reste werden im Heimatmuseum des Kreises Gardelegen aufbewahrt, in das der Finder Kugelflasche und Beigefäß bald nach der Bergung abgab. Von einer Grabanlage wurde weder vom Finder, noch vom Verfasser, der den Fundplatz, nachdem er ihm bekannt geworden war, alsbald besichtigte, etwas entdeckt. Eine Suchgrabung, die Ostern 1934 danach vorgenommen wurde, verlief ebenfalls ergebnislos, so daß angenommen werden muß, daß das Grab gerade noch mit einem Ende in der Böschung stak. Die Fundberichte, die von Kugelflaschen melden, erwähnen durchweg, daß die Gefäße am Ende des Grabes standen, an der einen Schmalseite. So wird es auch bei dem Estdedter Grabe gewesen sein. Das Grab ist also, und vielleicht andere schon vor ihm, durch Sandabstürze bei der Entnahme aus der Grube schon vernichtet worden. Es ist nur einem glücklichen Umstände zu danken, daß diese Zeugen der ausgehenden Steinzeit noch gerettet wurden. Bei der Grabung 1934, als der Finder mit dem Schreiber dieses Berichtes am Fuße der Sandwand unterhalb der Fundstelle stand, wurde, im lockeren Sande obenauf liegend, der abgebildete Feuersteinmeißel gefunden. Er hat sicherlich zum abgestürzten Grabe gehört,





Abb. 1.  
 $\frac{1}{2}$ .

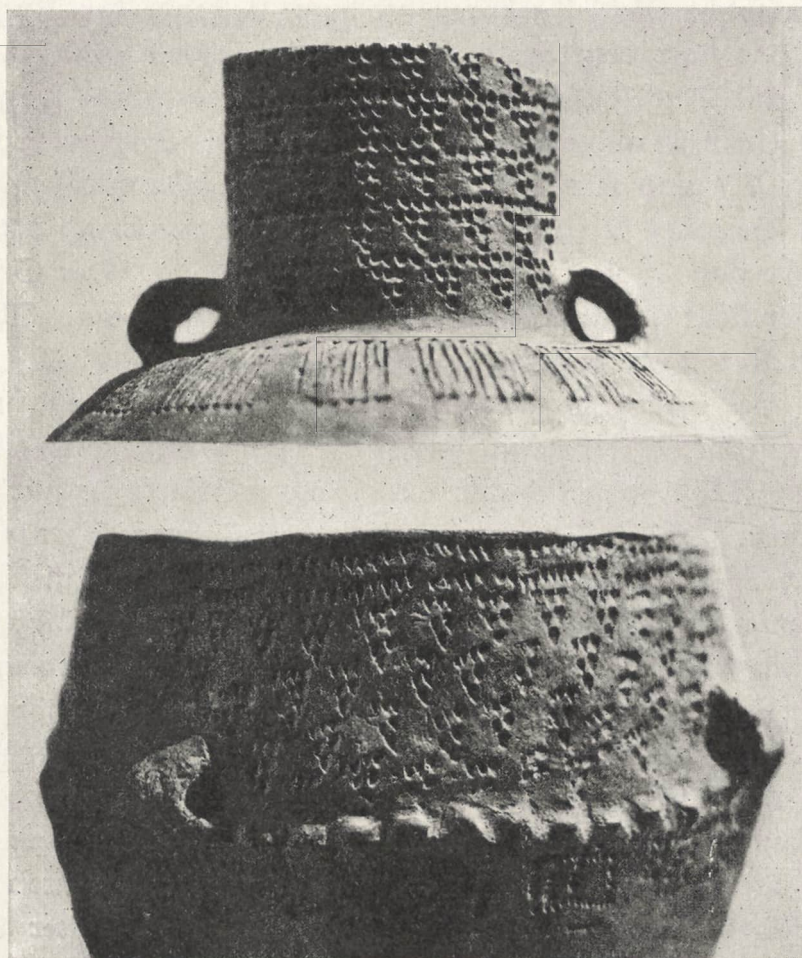


Abb. 2. Die Verzierung der Gefäße.  $\frac{1}{2}$ .



Abb. 3. Die Gefäße.  $\frac{1}{5}$ .



denn solche Meißel gehören oft zum Bestande der Kugelflaschengräber. So hat über dem Funde ein ganz besonderer Glückstern gestrahlt.

Die Kugelflasche ist  $24\frac{1}{2}$  cm hoch, hat einen Durchmesser von 22 und einen Bauchumfang von 71 cm. Der Durchmesser des Halses beträgt 7,7 und sein Umfang 21 cm. Die Schnurösen sind 3 cm breit. Das Beigefäß ist 19 cm hoch. Am Schulterumbruch hat es einen Durchmesser von 21 und einen Umfang von 64 cm. Der Grundflächendurchmesser stellt sich auf 13 und ihr Umfang auf 43 cm. Ihre vier Schnurösen sind 2 cm breit.

Bei beiden Gefäßen ist die Tieffstichverzierung in gleicher Weise ausgeführt, doch beginnt das Muster auf dem Hals der Kugelflasche mit vier Stichen, während auf dem Hals des Beigefäßes nur drei den Anfang machen. Auch sind diese nicht so sorgfältig ausgeführt wie die der Kugelflasche. In fünf Reihen stehen auf ihr die Stiche gleichmäßig gerundet nebeneinander. Die vier Reihen auf dem Beigefäß greifen zum Teil ineinander, die Einzelstiche sind nicht gradlinig hineingetieft, sondern man sieht deutlich, daß der Stichel eine kleine ziehende Bewegung nach unten gemacht hat. Auch die über dem Muster liegenden beiden Stichreihen sind wenig sorgfältig hergestellt; dasselbe ist auch von dem Knubbenrand auf dem Schulterumbruch des Beigefäßes zu sagen und von den darunter angebrachten unregelmäßigen Quadraten und rechteckigen Tieffstichfiguren. Dagegen ist das von der Schulter der Kugelflasche herabhängende Bändchenmuster streng in zwei, gleichen Abstand von  $2\frac{1}{2}$  cm haltende Punktreihen eingeschnitten. Es enthält Gruppen von meist 8 Bändchen; unter den Schnurösen steigt die Zahl auf 18 und 20. Die offenbare Eilfertigkeit, mit der die Zier auf dem Beigefäß hergestellt ist, läßt die Vermutung zu, daß vielleicht eine Tochter der Mutter bei der Töpferarbeit geholfen hat, wobei die Mutter mit ihrer größeren Erfahrung und Sorgfalt die schwieriger herzustellende Kugelflasche übernahm und der Tochter das Beigefäß überließ. Um ihr ein Vorbild gewissenhafter Arbeit zu sein, hat sie die Zier auf dem Hals der Flasche genau und ebenmäßig geschnitten. Die Reste der andern Gefäße sind unverziert.

Dieser Kugelflaschenfund ist der bisher einzige im Kreise Gardelegen. Aus der jüngeren Steinzeit sind im Kreise ausschließlich Werkzeuge der nordischen und der donauländischen (bandkeramischen) Art gefunden worden. So ist denn diese Kugelflasche mit ihrem Beigefäß ein Belegstück für die Vermischung der Menschen beider vorgenannter Rassen, wobei in der Formengebung, das Beigefäß und die Reste der



beiden andern Gefäße sind nordisch bestimmt, und auch in der Verzierung, bei der das Bandmuster völlig fallen gelassen wurde, das nordische Element den Ausschlag gibt.

Der Feuersteinmeißel ist 12 cm lang, an der Schneide  $1\frac{1}{2}$  cm breit und hat im Mittel quadratischen Querschnitt von 1,7 cm Dicke. Er ist sehr fein geschliffen und poliert.

### Die Schnurkeramiker als Bauern.

Y



^

Teil einer schnurkeramischen Amphore von Sittichenbach, Kr. Quedfurt  
mit Abdrücken zweier Getreidekörner.

Stark vergrößert.



## Ein Anhänger aus einheimischem Bernstein von Brietz, Kr. Salzwedel.

Von Museumsleiter Franz Bohnstedt, Johann Friedrich Danneil-Museum,  
Salzwedel.

Im Jahre 1915 wurde beim Setzen eines Grenzsteines auf dem Grundstück des Bauern Gädke in Brietz bei Salzwedel ein durchlochstes Bernsteinstück gefunden und dem Museum übergeben. Es handelt sich augenscheinlich um einen Schmuckanhänger, der aus einem geeigneten Roh-

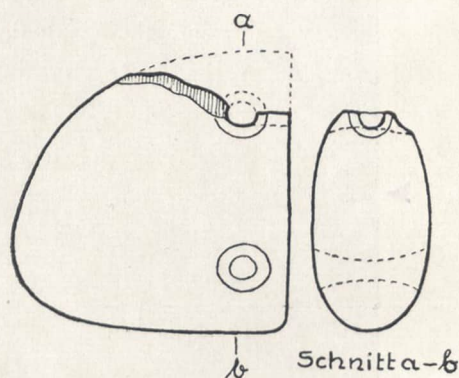


Abb. I.

Der Bernsteinanhänger von Brietz, Kr. Salzwedel (Zeichnung  $\frac{1}{2}$  nat. Gr.).

bernsteinstück durch Abschleifen der scharfen Kanten hergerichtet worden ist. Er hat die Form einer quergeteilten halben Niere, ist  $5\frac{1}{2}$  cm hoch und  $2\frac{1}{2}$  cm dick. Die eine Ecke ist in einem durchgehenden Loche abgebrochen. An der anderen Ecke ist noch ein entsprechendes Loch vorhanden, das durch seine doppelkonische Wandung erkennen läßt, daß es von beiden Seiten her gebohrt worden ist. Eigenartig ist das Vorhandensein eines dritten Loches, das an der abgebrochenen Ecke zur Hälfte noch erhalten ist. Es führte von der geraden Oberfläche des Anhängers senkrecht zu dem darunter angebrachten wagerechten Loche. Die Oberfläche des Stückes ist abgesehen von den Bruchstellen mit einer undurchsichtigen, ocker-



farbenen Verwitterungsrinde überzogen. Der einfachen Form und der unbeholfenen Bohrtechnik der Löcher nach ist anzunehmen, daß der Anhänger zu den Beigaben einer schon früher zerstörten jungsteinzeitlichen Bestattung gehörte. Vor Jahren ist auf der Feldmark Briez eine außer- gewöhnlich große Schnurampfore gefunden worden.

Im Joh.-Fr.-Danneil-Museum werden insgesamt 33 Rohbernstein- stücke aufbewahrt. Hiervon sind allein 17 Stück und zwar die größten auf derselben Feldmark Briez gefunden worden wie der oben beschriebene Anhänger. Die übrigen 16 Rohbernsteinstücke von Faust- bis Walnuß- größe stammen von den Feldmarken Salzwedel, Altsalzwedel, Mahlsdorf, Markau, Rize, Rizeleben, Diesdorf, Sallenthin, Seeben, alle im Kreise Salzwedel, von Bismark, Kr. Stendal und aus dem Arendsee, der ge- legentlich Bernstein auswirft. Nach dem häufigen Vorkommen von Roh- bernstein auf der Feldmark Briez, das bei weitem alle bekannten Bern- steinfundstellen in der Altmark übertrifft, ist anzunehmen, daß der anfangs beschriebene Bernsteinanhänger auch aus einheimischen, an Ort und Stelle gefundenem Bernstein hergestellt worden ist. Der in der Altmark ausgebeutete Bernstein stammt wahrscheinlich aus den heute nicht mehr zugänglichen Bernsteinlagern an der Nordseeküste, die in der jüngeren Steinzeit und in der Bronzezeit weit ergiebiger gewesen sind und daher für den Handel eine größere Bedeutung gehabt haben als die Bernstein- lager an der samländischen Küste der Ostsee. Der altmärkische Bernstein ist in der vorletzten Eiszeit vom Eise an der Nordseeküste aufgenommen und nach dem Abschmelzen in der Grundmoräne abgesetzt worden.

Ergänzend sei anschließend noch angeführt, daß nach einer freund- lichen Mitteilung des Herrn Gewerberat i. R. Kuchenbuch sich im Alt- märkischen Museum in Stendal noch folgende Bernsteinstücke befinden:

a) Bearbeitete Stücke: Eine Bernsteinperle, hellgelb, klar, kugelig abgeplattet, Durchm. 18, Dicke 8 mm, aus der alten Sammlung v. Al- vensleben. — Ferner ein unregelmäßiges Bernsteinstück mit dünnem Loch, gefunden zusammen mit einem Bronzering der Hallstattzeit in der Sandgrube bei Staffelde, Kr. Salzwedel. Größe  $17 \times 13 \times 20$  mm.

b) Rohbernsteinstücke: Sechs Stücke von  $4-9\frac{1}{2}$  cm Größe aus der Umgebung von Stendal, aus der Gegend von Bismark, von Ünglingen und von Tangermünde.



## Über zwei mitteldeutsche Steingeräte aus einheimischem Material.

Von Dr. Johannes Weigelt, Professor an der Universität Halle.  
Seit 1912 Helfer und Mitglied der „Lößhöhle“.

Mit den nachfolgenden Zeilen übergebe ich der Landesanstalt für Vorgeschichte zwei Funde, denen ein gewisses Interesse dadurch anhaftet, daß sie aus bodenständigem Material der unmittelbaren Umgebung und nicht aus eiszeitlich herangeführtem Fremdgestein hergestellt sind. Es fehlt dafür nicht an zahlreichen Beispielen, man denke nur an die Verwendung der Wiedaer Schiefer am Süd- und Ostharz und der Kiesel-schiefer in Thüringen, jedoch erscheinen die beiden Geräte auch sonst bemerkenswert genug, um die Aufmerksamkeit auf sie zu lenken, abgesehen davon, daß in beiden Fällen nicht übliches Gesteinsmaterial Verwendung gefunden hat.

Im Jahre 1932 fand ich am Nordost-Rand des Steinbruches, der sich unmittelbar südwestlich der Höhe 116 im Mittelteil der nördlichen Reihe der Brandberge befindet, ein größeres Fragment eines „Schiefer“-Messers aus hellrötlichem, glimmerreichen Gestein. Von der gleichen Stelle stammen tief in den Porphyrgrus eingetreten eine Reihe kleiner Rundscherben, Klingen und querschneidige Pfeilspitzen sowie Urnenscherben, die ihren Verzierungen nach der jüngeren Steinzeit angehören. Das „Schiefer“-Messer ist 91,5 mm lang, 35,5 mm breit und 9 mm dick. Der Rücken ist gerade abgestumpft, zeigt diagonal verlaufende Schliffspuren, die überall gleichgerichtet sind. Auf beiden Seiten sieht man ebenfalls Systeme von Schliffspuren, die auf der Abbildung so deutlich herauskommen, daß ihr Verlauf nicht im einzelnen geschildert zu werden braucht. In dem sauren, rohhumusreichen Boden hat das Gestein eine schwärzlichbraune Patina angenommen; auf der nach oben gelegenen Seite ist diese Rinde an der Schneide vom Ende bis zur Mitte wieder zerstört. Da wo sie endet, findet sich ein napfförmiger, fingerkuppengroßer Aussprung, das Negativ einer cupula. Der Querbruch ist alt und von der humosen Patinierung überzogen. Die Winkel der Rückenfläche mit der Seitenfläche sind scharf und nahezu rechtwinkelig. Die Klinge des Messers ist ursprünglich breiter gewesen, wurde offenbar kräftig benutzt und zeigt deutliche Spuren von Nachschärfung mit schneidenparallelen Krügen.



Über mitteldeutsche Schiefermesser ist im Schrifttum wenig zu finden. Nach Mitteilung von Professor Schulz besitzt die Landesanstalt für Vorgeschichte kein derartiges Stück. S. Möller beschrieb in den Sitzungsberichten der Anthropologischen Gesellschaft in Wien, Jg. 1926—1927, S. 89/90, geschliffene Messer aus Kieselchiefer von einer Bernburger Siedelung auf der Ochsenburg. Aus der Kulturschicht dieser Höfensiedelung auf der Westseite des Kyffhäusers stammen sieben Messer bis

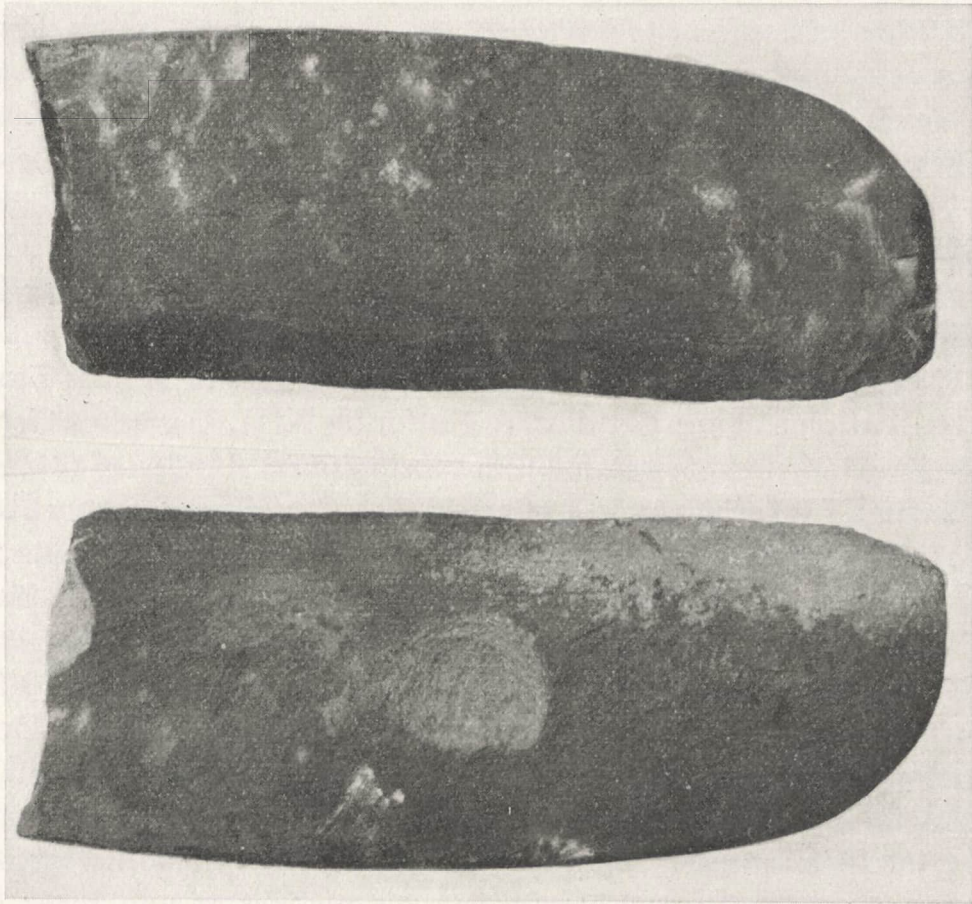


Abb. 1. Das Schiefermesser von Halle-Brandberge.  $\frac{1}{1}$ .

zu 20 cm Länge aus „Kieselchiefer“, aus dem auch die dortigen Beile häufig hergestellt sind. Sie besitzen eine gerade Schneide, gebogenen, sich zur Spitze senkenden Rücken und sind allseitig geschliffen, wobei Seitenflächen und Griffende oft ziemlich roh geblieben sind. Die Rücken sind immer breit und glatt geschliffen. Über die Verwendung gibt Möller an, daß sie zum Schneiden von Fleisch und Leder weniger geeignet gewesen sind, sondern ähnlich wie die nordischen Schiefermesser mehr zum Entrinden und zum Schneiden von Butter und Käse gebraucht wurden.



Zusammen mit diesen sieben Messern bildet er dann noch drei weitere ab, eines vom Fuße des Berges in Talleben, eines von Seega und eines von Kl. Wangen im Unstruttal. Dieses letztere interessiert uns besonders, weil es in seiner Form unserem Fund von den Brandbergen näher steht als die übrigen thüringischen Stücke; es endigt nicht wie diese in einer Spitze, sondern mit einer rechtwinkelig zu Schneide und Rücken verlaufenden Fläche. Bei dem halleischen Stück verläuft eine glatt geschliffene Facette bis zur Breitenmitte des Messers senkrecht. Sie stößt mit einer schräg über den Rücken verlaufenden Kante an eine bogenförmig in die schwach konver geschwungene eigentliche Rückenfläche einbiegende Facette. Hält man die Spitze des Messers nach oben und betrachtet es von der Rücken-seite her, so verlaufen alle Schliffspuren von der linken Seitenfläche oben nach der rechten unten.

Es sind aber zwischen diesen Messern und jenen mit einer Spitze Übergänge denkbar, die durch Nachschärfen und Abnutzung entstanden begreiflich werden.

Weitere Schiefermesser beschreibt N. Nillasson in seinen Studien über die Walternienburg-Bernburger Kultur im XIII. Bande der Jahresschrift für Vorgeschichte der sächsisch-thüringischen Länder, Halle 1925. Auf Tafel XVIII, Fig. 10—14 bildet er fünf Schiefermesser vom Kadelberg bei Quedlinburg ab, deren vom Griff abgewandte Enden teils spitz, teils rundlich, teils abgestutzt sind. Der Kadelberg ist die höchste Kuppe der Seweckenberge zwischen Quedlinburg und Badeborn. Der Hauptinhalt der reichen Siedlungsfundschicht und damit auch diese Messer gehören der III. Bernburger Stufe an. Auch unser Fund von den Brandbergen gehört in die Bernburger Stufe, dafür sprechen die Keramik wie die übrigen Steingeräte. In unmittelbarer Umgebung des Steinmessers fanden sich Gefäßscherben mit durch zwei eingestreifte Furchen begrenzten Bändern, über die quere Längsfurchen, die viel zarter und enger sind, laufen. Sie sind anscheinend zum Teil durch Eindrücken der Daumennägel hergestellt. Die Bandstücke stoßen teilweise im stumpfen Winkel aneinander. Die bekannte Trommel von Schkopau hat ähnliche Muster. Auch die von Nillasson auf Tafel XXXIV, Fig. 7 u. 9 abgebildeten Scherben können zum Vergleich herangezogen werden. Die von ihm abgebildete Scherbe Tafel XXXIV, Fig. 4 zeigt die stumpfwinkelige Anordnung, allerdings mit längsgestreiftem und nicht mit quergestreiftem Band. An Steingeräten lieferte der Fundpunkt im Laufe der Jahre Klingen, einige querschneidige Pfeilspitzen (vgl. Nillasson Tafel XIII, Fig. 2a, f—e) und etwa ein Duzend kleine gut gearbeitete, aus Klingen hergestellte Rund-



schaber (vgl. Nillasson, Tafel L, Fig. 10). Soweit diese Geräte von mir gefunden wurden, sind sie zusammen mit meiner Sammlung in den Besitz der Landesanstalt für Vorgeschichte übergegangen. Auch diese Geräte passen gut in die Bernburger Stufe. Zu einer feineren Untergliederung reicht jedoch das Material nicht aus.

Das Gestein des „Schiefermessers“ von den Brandbergen ist kein Schiefer, sondern ein rötlich-violetter, feinglimmriger, toniger Feinkorn-Sandstein. Die Schneidefläche des Messers entspricht der Lage der hellen Glimmer nach der ursprünglichen Schichtung. Das Gestein stammt offenbar aus dem Rotliegenden der Hallenser Gegend, vielleicht aus dem Oberrotliegenden des Hornburger Sattels. Ähnliche Gesteine kommen im unteren Buntsandstein auch vor, doch dürften sie im allgemeinen diesen Zähigkeitsgrad nicht erreichen.

In der Begleitung des Giebichensteiner Marmors kommen auch im halleischen Unterrotliegenden ähnliche Gesteinstypen vor, und es ist gar nicht ausgeschlossen, daß das vorliegende Gestein eine schwache Frittung erlitten hat. Mit dem Giebichensteiner Marmor selbst ist das Gestein allerdings nicht identisch.

Im Jahre 1924 hielt ich mich im Loquitztal auf, um im Probstzellaer Dachschiefergebiet Lagerstättenarbeiten auszuführen. Ich führte damals eine Begehung mit Herrn Bergschullehrer Dorstewitz aus Siegen durch zur Untersuchung der östlich von Laasen anstehenden Culmschichten. Wir stiegen von der Hockeroder Talseite aus auf den Greim-Berg und erreichten auf dem Plateau jenseits der Waldumrandung die gerodete Fläche, die zum Getreideanbau dient. Ich äußerte die Vermutung, ob eine solche Fläche nahe der Talkante nicht doch Spuren alter menschlicher Besiedlung aufweisen könnte, ging daher einige Meter nördlich des Weges in das Stoppelfeld hinein und dann wieder etwa 30 Schritt parallel zum Wege und fand das auf Abb. 2a u. b dargestellte Schieferbeil. Trotz längeren Suchens durch zwei des Sammelns gewohnte Personen, wie wir es waren, gelang es nicht in der näheren und weiteren Umgebung des Fundes auch nur die geringste Spur weiterer vorgeschichtlicher Reste nachzuweisen, was durchaus nicht ausschließt, daß sie der Boden noch birgt. Das Stück besitzt eine auf den ältesten Flächen ins bräunliche, auf den jüngeren Flächen ins grünliche gehende Patinierung und erweist sich beim vorsichtigen Anschlagen zur Gewinnung einer Dünnschliffprobe aus gesundem, hellen Strich zeigenden, schwarzblauem Culmschiefer bestehend. Die Länge des Beiles beträgt 173 mm, die Breite an der Schneide 63 mm, die Breite am Rücken 47 mm, die größte Dicke 25 mm. Das



Gerät ist aus einem Flußgeröll gearbeitet. Die obere schmale Fläche, der hintere Rücken und die mit beiden zusammenhängenden Seitenflächen stellen noch die alte Oberfläche des Gerölles dar. Sie wird dementsprechend von verrundeten Kanten begrenzt. An der unteren schmalen Fläche gehört die vordere Hälfte ebenfalls der alten Gerölloberfläche an, wie auch die

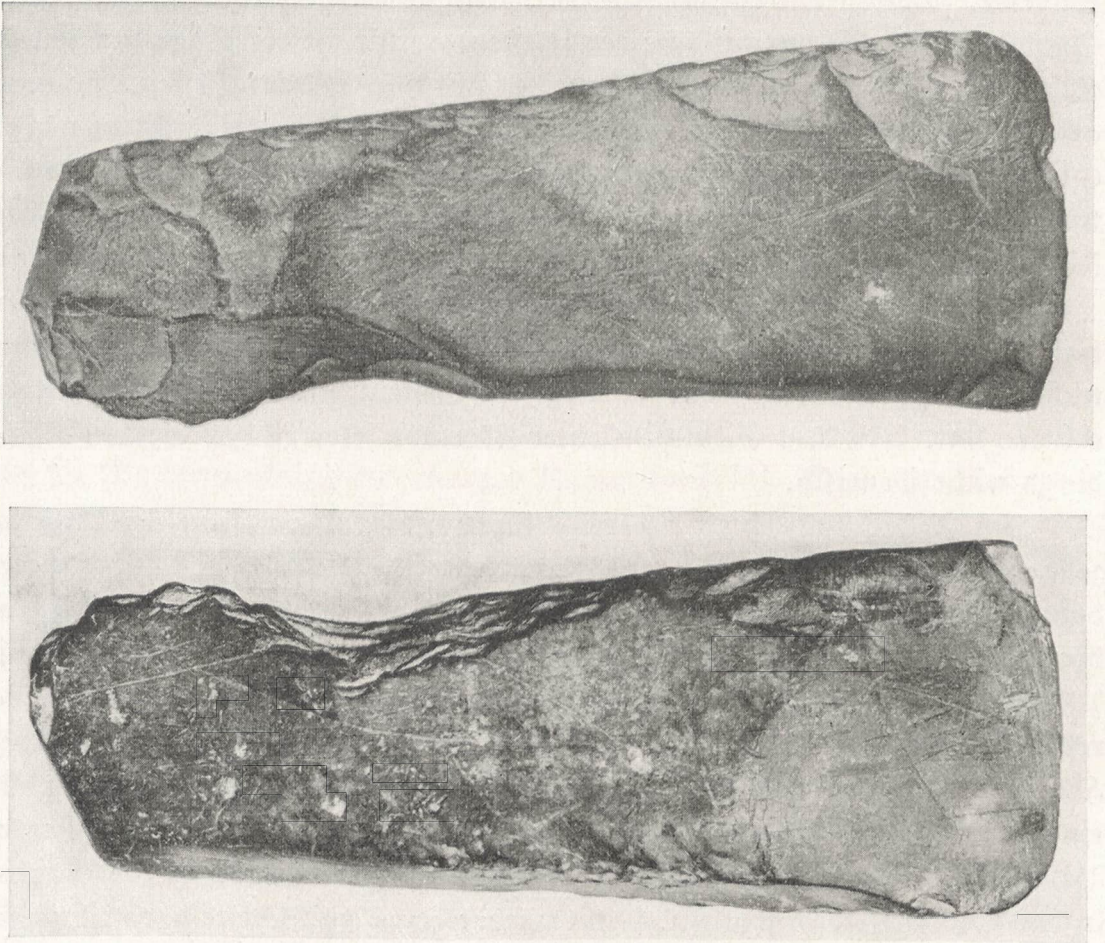


Abb. 2. Das Schieferbeil von Laasen, Kr. Rudolstadt.  $\frac{2}{3}$ .

bräunliche Verwitterungsfläche anzeigt. Auch sie war ursprünglich mit einer gerundeten Kante mit der natürlichen Seitenfläche verbunden. Aber dieser Zusammenhang ist durch ein System roher, abgestufter, halbmondförmiger Splißnarben unterbrochen. Auf der Seite dieser natürlichen Begrenzung ist sonst nur die Fläche der Schneide künstlich, und durch wiederholtes Nachschleifen ist die Muschelung der Abschläge stark verrundet. Die Gegenfläche zeigt, daß die meisten formgebenden Abschläge von der einen Außenkante geführt sind und zwar von hinten nach vorn.



Die eine Hälfte des ursprünglichen Gerölls ist dadurch scheibenweise weggesprengt und dieser Arbeitsprozeß ist auch über den Rücken von hinten her ausgeführt worden. Die eigentliche Aufspaltung des Schiefergerölls geschah im vorderen Drittel dieser später weiter bearbeiteten Kante. Eine große Muschelfläche geht von dort aus und bestimmt den Charakter der halben Seitenfläche, die im übrigen noch durch weitere Schläge überholt wurde. Man hat sich mit der notwendigsten Zweckform begnügt und trotz der leichten Schleifbarkeit des Gesteines auch hier nur die Schneidefläche geschliffen. Die Einbuchtung mit den halbmondförmigen Ausprünge ist offensichtlich zur Schäftung geschaffen, damit die Bindung am Stiel nicht vom Stein abrutscht. Auf der Oberseite finden sich gegenüber den Schlagspuren der Einbuchtung, aber etwas mehr nach vorn verlagert, die Spuren von etwa zwei Duzend Narben erzeugenden Aufschlägen, die zum Teil Aussplitterung an der Seitenfläche erzeugt haben. Aber auch diese Narben und Ausprünge sind alt.

Auffallend an diesem Stück ist die rohe, sich aufs äußerste beschränkende Formgebung, frei von ästhetischen Absichten, weiter die Verwendung des einheimischen Culmschiefers zum Gerät. Ganz sicher steht dieser Fall nicht allein, aber bei der geringen Abweichung von der Naturform muß man damit rechnen, daß Freilandfunde dieser Art sehr leicht übersehen werden können. Das Stück gehört wohl in einen frühen Abschnitt der jüngeren Steinzeit, doch darf man aus der rohen Form allein nicht auf besonders hohes Alter schließen.

Das Gestein des Beiles zeigt uns wieder einmal, wie sehr das geübte Auge und die Materialkenntnis des naturvertrauten Menschen den mit wissenschaftlichen Methoden erarbeiteten Erkenntnissen nahe kommen kann. Es handelt sich nicht um weichen Culmschiefer, sondern um einen solchen, der Kontaktwirkung aufweist, die er durch die im Frankenwald unter Culm eingedrungenen Granite erlitten hat.

Das Dünnschliffbild zeigt zwischen den Tonschüppchen des feinkörnigen Schiefers Rutilnadelchen, wie auch Herr Dr. Kunig bestätigte. Auf dieser Neubildung der Rutilnadelchen auf den Spaltflächen des Schiefers beruht ja auch die vorzügliche Haltbarkeit gewisser ostthüringischer Dachschiefer. Auch verrät der Klang des Gesteins, daß es sich um einen kontaktveränderten Schiefer von größter Festigkeit handelt.



## Westthüringer Plattenfeuerstein-Geräte.

Von Bauer Wilhelm Limpert, Neunheilingen.

Im Norden des Kreises Langensalza zieht sich mitten durch die Landschaft der Heilinger Höhen<sup>1)</sup> eine Störungszone, deren Ränder, verhältnismäßig steil abfallend, etwa 50 Meter über der Grabensohle liegen. Trotz dieses geringen Höhenunterschiedes rufen die Ränder den Eindruck der Höhe hervor um so mehr, als die Heilinger Höhen sonst sanftwelligen Landschaftscharakter haben.

Auf der südlichen Randhöhe liegt nahe des kleinen Dorfes Marolterode im Flurteil „Salbe Gans“<sup>2)</sup> eine etwa 30 Morgen große, auf drei Seiten waldumschlossene Rodung, deren Ackerkrume aus oberem Muschelkalk entstanden ist<sup>3)</sup>. Diese Rodung hat sehr viele Oberflächenfunde geliefert, unter denen die Geräte aus Feuerstein für die Kleinheit der Fläche überraschend zahlreich vertreten sind<sup>4)</sup>.

Unter diesem Feuersteingerätematerial findet sich ein kleiner Teil, der weder aus Trümmersilex, noch nach bekannter Abschlagtechnik aus Knollen hergestellt worden ist, sondern der aus plattigem Feuerstein ge-

<sup>1)</sup> Jahresschrift XIX, 1931, S. 44/45.

<sup>2)</sup> Dieser Flurname ist wohl eine alte Lehnsbezeichnung.

<sup>3)</sup> Ceratitenschichten und Hangendes der oberen Tonplatten. Letzteres steht besonders auf dem südlichen Teil der Rodung an. Ältere geologische Karten verzeichnen an dieser Stelle irrtümlicherweise Löß.

<sup>4)</sup> Da die geologischen Verhältnisse hier jegliches Vorkommen besonders auch sekundär lagernden Feuersteins ausschließen, ist jeder Feuerstein absolut sicher von Menschen herangezogen worden. Jedoch erscheint eben die große Zahl des Gerätematerials aus Feuerstein im Zusammenhang mit dem sonstigen Material so auffällig, daß nicht allein neolithische Besiedlung vorzuliegen scheint. In der typologischen Gesamterscheinung des Feuersteingerätematerials weist vielmehr sehr viel auf Mesolithikum hin, und nur unter dem Gesichtspunkt einer mesolithischen Besiedlung will mir die große Zahl der Feuersteingeräte auf so kleinem Raum erklärlich erscheinen. Überdies gelang es mir, einen Mikrolithen aufzufinden, der Typengleichheit mit Typ III von Fienerode zeigt. Jahresschrift XXII. Dieser und andere Kleingeräte lassen kaum noch einen Zweifel an mesolithischer Besiedlung dieser Stelle übrig. Für das westliche Thüringen preußischen Anteils ist dies der erste Fundort für Mesolithikum überhaupt, der bekannt wird.



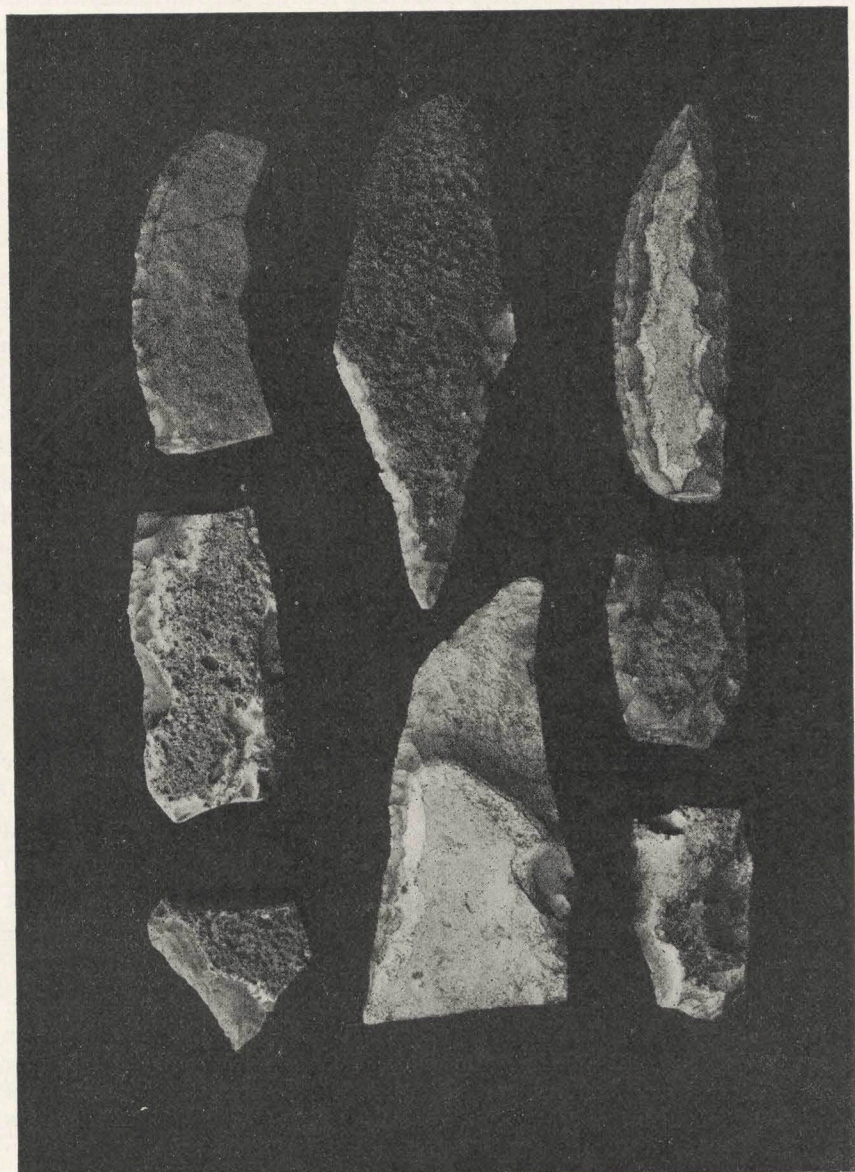


Abb. I. Geräte aus Plattenfeuerstein von Marolterode, „Halbe Gans“.  $\frac{1}{2}$ .



fertigt ist. Ich verzichte bis auf wenige Ausnahmen bewußt auf Einzelbeschreibung, um dafür der Frage nach dem Woher des Materials einigen Raum zu geben. Das Gutachten des früheren Leiters der Geologischen Landesanstalt in Berlin, Geh. Bergrat Prof. Dr. Zimmermann, über das mutmaßliche Herkommen des Materials sei auszugsweise wiedergegeben:

„Die Stücke“ (die eingesandt wurden) „zeichnen sich alle durch eine dünne und ebenplattige Beschaffenheit und eine eigenartige, dicke, körnelige, knochenartig trübe Verwitterung ihrer . . . Außenseite, sowie durch eine außerordentliche Seltenheit von Andeutungen organischer Einschlüsse aus. So dünnplattig kenne ich keine der in Thüringen heimischen Feuersteine, weder bei denen des mittl. Buntsandsteines, noch bei denen von der Grenze des mittleren und oberen Muschelkalkes<sup>1)</sup>, noch endlich bei denen des Keupers. Aus dem Jura und der Kreide sind in Thüringen überhaupt keine Feuer- (Horn-)steine bekannt. Ich muß darum annehmen, daß das Material von ferne herbeigebracht worden ist.“ (Es folgen Ausführungen über die enthaltenen Fossilreste.) „Diese spärlichen Fossilreste lassen keine Entscheidung zu, ob die Stücke aus der Jura- oder aus der Kreideformation stammen, ich glaube aber, daß überhaupt nur eine dieser beiden Formationen in Frage kommt, die aber beide nur außerhalb Thüringens vorkommen<sup>2)</sup>.“

Auf Grund dieses Gutachtens kann gesagt werden, daß diese Geräte einer Kultur zugeschrieben werden müssen, die das Material oder die fertigen Geräte bereits mitbrachte. Welche Kultur es ist, läßt sich leider aus dem Fundmaterial, vor allem dem keramischen, der Siedlung auf der „Salben Gans“ nicht einwandfrei beantworten. Das Scherbenmaterial versagt. Es ist zu stark verwittert und so wenig typisch, daß es, zumal mehrere Kulturen vorhanden sind, nicht in Betracht kommt und zur Wahrscheinlichmachung der Kulturzugehörigkeit der westthüringer

<sup>1)</sup> Im mittleren und oberen Muschelkalk treten zudem Aufschlüsse mit plattigen Hornsteinen verhältnismäßig selten auf. Als nächsten nenne ich einen Fleinen im mittleren Muschelkalk, der dunkle Hornsteinsfasern führt und beim Dorfe Windeberg am Forstberg nordöstlich von Mühlhausen i. Th. liegt. Ein weiteres Vorkommen liegt bei Worbis am Bahnhof. Nach frdl. Mitteilung von Dr. Diez, Geologische Landesanstalt, Berlin. Eingehende mündliche Erörterungen über das Problem der Plattenfeuersteine mit Herrn Dr. D. führten zu dem gleichen Ergebnis des oben mitgeteilten Gutachtens.

<sup>2)</sup> Das nächstgelegene, anstehende Kreidevorkommen im Ohmgebirge führt nur knolligen Feuerstein.



Plattenfeuersteingeräte andere Wege beschritten werden müssen, wobei erwähnt werden soll, daß es für Mitteldeutschland noch keine Veröffentlichungen über diese Geräte gibt.

Meines Wissens gibt es diese Geräte nicht bei den nachgenannten, in Westthüringen bekannten neolithischen Kulturen. Bei den guten Beobachtungen, die für bandkeramische Silexe in Westthüringen vorliegen<sup>1)</sup>, wären Plattenfeuersteingeräte, kämen sie in der Bandkeramik vor, wohl schwerlich der Beobachtung entgangen. Auch ich konnte auf den von mir seit Jahren beobachteten Siedelungen der Bandkeramik auf den Heilinger Höhen nirgends solche Geräte feststellen. Sie fehlen ebenfalls auf dem doch einwandfrei beobachteten Börnhoog bei Nägelschütz (Kr. Langensalza), also in der Bernburger Kultur. Auch auf dem benachbarten Lohberg, der Stichband-, Kössener und Bernburger Material auf einer Siedlung liefert, fehlt jede Spur von Plattenfeuersteingerät. Das gleiche gilt für die Fundorte dieser Kulturen auf den Heilinger Höhen. Und hätte sie etwa der Schnurkeramiker besessen, würden wir bei der weiten Verbreitung dieses Volkes sicherlich an seinen Zugstraßen besonders in Nord- und Ostdeutschland Plattenfeuersteingeräte gefunden haben. Davon ist aber nicht das geringste bekannt.

Sehr wohl dagegen finden wir Plattenfeuersteingeräte in Süddeutschland, vor allem auch in den Pfahlbauten. 3. Jt. liegt außer den Funden aus dem Mondseepfahlbau (Salzburg<sup>2)</sup>) noch recht wenig Literatur vor.

Von west- und mittelthüringer Fundorten<sup>3)</sup> sind mir folgende bekannt geworden:

Die Sammlung Dr. Cämmerer, Sondershausen, besitzt Plattenfeuersteingeräte von der „Alteburg“ bei Arnstadt. Dort wurden auch viele spitznackige Beile gefunden, die der Glockenbecherkultur zugeschrieben werden. Die „Alteburg“ ist genau wie die „Halbe Gans“ eine Höhensiedlung. Sie ist vielleicht als „Sperrfort des einwandernden Volkes der Glockenbecherkultur“ anzusehen<sup>4)</sup>.

<sup>1)</sup> Hans Wagener: Die Feuersteinwerkzeuge unserer bandkeramischen Siedelungen. Thüringer Monatshefte, Jahrg. 6, 1929.

<sup>2)</sup> L. Franz und J. Weninger: Die Funde aus den prähistorischen Pfahlbauten im Mondsee. Wien 1927.

<sup>3)</sup> Auch in Ostthüringen kommen Plattenfeuersteingeräte vor. Ich nenne die Sammlungen Ebert, Gera und Wilde, Zeitz, und ein Einzelfund v. d. Johannismark bei Weissenfels (L. f. V., Halle).

<sup>4)</sup> G. Neumann: Die Gliederung der Glockenbecherkultur in Mitteldeutschland. Prähist. Zeitschrift XX. 1929, Heft 1/2, S. 40.



Das Museum für Urgeschichte in Weimar besitzt Plattenfeuersteingeräte vom Nordhang des Ettersberges<sup>1)</sup>. Näheres über die Fundumstände ist mir nicht bekannt, doch haben wir aus nächster Nähe, so von Vippachedelhausen, Buttstedt, Ettersburg und Weimar selbst Glockenbecherfunde.

Das Stockfisch-Museum in Erfurt besitzt zwei Plattenfeuersteingeräte<sup>2)</sup>. Eines davon wurde im Steiger gefunden, also auf einer Höhe. In der Erfurter Gegend sind eine ganze Anzahl Glockenbecherfunde gemacht. Das andere der in Erfurt befindlichen Geräte — eine fingerlange Spitze — wurde auf dem Hörselberge gefunden, also wiederum auf einer Höhe. Dieser Fund soll nachher noch in anderem Zusammenhang betrachtet werden.

In der Lokalsammlung Schleip, Reichenbach (Kr. Gotha), befinden sich außer zahlreichen spitznackigen Beilen auch einige Geräte aus Plattenfeuerstein. Dies die Fundorte für Plattenfeuersteingeräte im westl. und mittleren Thüringen<sup>3)</sup>.

Auf fällt dabei, daß diese Geräte entweder vergesellschaftet mit spitznackigen Beilen, wie auf der „Alteburg“ bei Arnstadt oder in der Glur Reichenbach, auftreten, daß sie ferner durchweg auf hochgelegenen Punkten gefunden sind und daß endlich die Glockenbecherkultur, wie um den Ettersberg herum, in nächster Nähe nachgewiesen ist.

Neumann<sup>4)</sup> gibt auf Karte I eine Zugstraße für Leute der Glockenbecherkultur an, die von Fulda über Vacha nach Eisenach geht. Hier zweigt ein Teil in das Fundgebiet um Arnstadt ab. Eine nordöstliche Abzweigung konstruierte Neumann, ohne auf seiner Karte für diese nordöstliche Abzweigung Belege gegeben zu haben. Diese Zugstraße geht nun mitten durch das westthüringer Gebiet in Richtung auf Straußfurt.

Vergegenwärtigt man sich, daß zu den Leitartefakten für Glockenbecherkultur die spitznackigen Beile und Jadeitbeile gehören, so läßt sich an Hand älterer bekannter und neuer, noch unveröffentlichter Funde diese durch Westthüringen und auch über die Heilinger Höhen führende, einstige Zugstraße folgendermaßen belegen:

<sup>1)</sup> Nach frdl. Mitteilung von Rustos Möller, Weimar.

<sup>2)</sup> Nach frdl. Mitteilung von Studienrat E. Lehmann, Merseburg.

<sup>3)</sup> Siehe S. 127<sup>3)</sup>. — Aus dem nördlichen Harzvorlande sind ebenfalls Plattenfeuersteingeräte bekannt. Nach frdl. Mitteilung von Museumsleiter Schirwitz, Quedlinburg.

<sup>4)</sup> Siehe S. 127<sup>4)</sup>.



Der Ausgangspunkt ist bei Eisenach, wo in der „Thüringer Pforte“ sicherlich bereits in vorgeschichtlicher Zeit das südwestliche Aus- und Einfallstor Thüringens bestanden hat. — Ganz in der Nähe auf dem Hörselberg ist ein Einzelfund von Plattenfeuerstein gemacht.

Als nächste Station kommt Reichenbach (Kr. Gotha) in Frage. Dort treten spitznackige Beile auf. — Plattenfeuersteinfunde sind ganz in der Nähe gemacht.

Über die südlichen Ausläufer des Hainich steigt die Zugstraße herab in die Langensalzaer Niederung. In einer Tongrube bei Langensalza ist ein kleines Jadeitbeil gefunden worden<sup>1)</sup>. Das Beilchen ist im Museum Gotha.

Auf den Seilingen Höhen wurde in der Flur Neunheilingen die Randscherbe einer verzierten Fußschale gefunden. (Sammlung des Verfassers.)

In der Flur Sundhausen (Kr. Langensalza) konnten auf dem Teichberg einige Glockenbecherscherben gefunden werden. (Sammlung C. Limpert, Sundhausen.)

Die Siedlung auf der „Salben Gans“ bei Marolterode (Kr. Langensalza) ergab zahlreiche spitznackige Beilfragmente und vier Objekte aus Jadeit, nämlich zwei ganze Beilchen, ein halbes, sowie ein Schneidenbruchstück. — Zusammen mit diesen Funden treten auf der „Salben Gans“ Plattenfeuersteingeräte auf, und zwar scheint es sich hier um das größte Vorkommen auf einer Stelle in Mitteldeutschland zu handeln. Es konnten einschließlich der Bruchstücke mehr als hundert Stücke gesammelt werden, die sich in verschiedenen Privatsammlungen befinden.

Der Vollständigkeit halber sei ein weiteres Jadeitbeilchen angeführt, das eine dreiviertel Wegstunde westlich der „Salben Gans“ auf einer Wallburg im Süden Schlotheims gefunden worden ist<sup>2)</sup>.

Es besteht so an der Hand der zwar spärlichen, aber einwandfreien Funde kein Zweifel, daß in der Tat die von Neumann angegebene Zugstraße durch Westthüringen ging. Auffallend ist, daß an mehreren Stellen entlang dieser Zugstraße Plattenfeuersteingeräte gefunden sind, wie diese auch auf anderen Fundorten sich eng an Fundstellen für Glockenbecherkultur anlehnen.

Die Beziehungen der Glockenbecherkultur zum Pfahlbaukreis bedürfen keiner Erwähnung.

<sup>1)</sup> Göge-Höfer-Ishiesche: Die vor- und frühgeschichtlichen Altertümer Thüringens, S. 167.

<sup>2)</sup> a. a. O., S. 154.



Zurückkehrend zu den Funden der Siedlung auf der „Salben Gans“ ist zunächst ganz allgemein zu sagen, daß der endneolithische Charakter eines Teiles der Funde außer jedem Zweifel steht. Geringen Anteil an ihnen hat die Schnurkeramik. Es sind drei verzierte Scherben und der Nacken eines facettierten Beiles gefunden. Ein Ösenhenkel gehört wohl ebenfalls hierher<sup>1)</sup>. Es sind weiterhin nordische Einflüsse in Gestalt querschneidiger Pfeilspitzen (soweit diese nicht zu dem mesolithischen Teil des Silexmaterials gehören) und in der Keramik spürbar. Eine Randscherbe ist hierher zu rechnen und gehört vielleicht der Baalberger Kultur, die jedoch bisher auf den Heilinger Höhen völlig fehlt, vielleicht auch der voraunjetiger Kultur an, für die noch andere keramische Merkmale sprechen<sup>2)</sup>. Es ergibt sich also kein chronologischer Widerspruch, wenn die Plattenfeuersteingeräte dieser Siedlung der endneolithischen Kultur der Glockenbecher zugewiesen werden, zumal eben hier in ihrer Gesellschaft sowohl spiznackige Beile, wie Jadeitbeilchen vorkommen.

Die Höhenlage der Siedlung auf der „Salben Gans“ ist bereits erwähnt. Daß der Pfahlbaukreis, der die Geräte aus Plattenfeuerstein besitzt, in der Michelsberger Kultur zahlreiche Höhensiedlungen hinterlassen hat, ist bekannt. Auch hierin ist ein Element zur Bestimmung zu sehen.

Schließlich sind typologische Parallelen zum Plattenfeuersteinmaterial des Mondseepfahlbaues charakteristisch vorhanden in den nach rückwärts gebogenen Arbeitskanten der schönen Geräte, die unsere Abbildung in der ersten Reihe und in der Mitte unten wiedergibt.

Besonders bemerkenswert erscheint jedoch auch die Form des in der Mitte der ersten Reihe wiedergegebenen Gerätes. Dieses Stück (13,5 cm lang, 4,7 cm größte Breite, 0,7—0,8 cm dick) ist ohne Zweifel ein Dolch und scheint mit seinem kurzen, breiten „Klingenteil“ der steinerne Vorläufer der ersten Kupferdolche zu sein, die wir ebenfalls der Glockenbecherkultur zurechnen, bzw. deren Nachfolgerin.

In diesem Zusammenhang möchte ich noch auf zwei weitere Funde hinweisen, die auf ein Hineinreichen der Siedlung in die Voraunjetiger Zeit hindeuten. Es sind mehrere Hammerfragmente gefunden, auf denen in Gestalt eingeschliffener Killen die Gußnähte bronzener Geräte nachgeahmt sind. Es ist eine Säbelnadel gefunden worden, die in ihrer Form durchaus nach der Adlerbergkultur hinweist. Die von Dr. E. Kellner, Jena, gemachte spektralanalytische Untersuchung hat ergeben, daß diese Bronze sehr früh anzusetzen ist.

1) u. 2) Nach freundl. Bestimmung von Dr. Grimm, Halle.



Es besteht nach diesen Fundumständen gar kein Zweifel, daß in der Siedelung auf der „Salben Gans“ neben den mesolithischen und endneolith-nordischen Elementen auch Beziehungen zum Südwesten erkennbar sind, die während der frühesten Bronzezeit bestanden haben, die jedoch im Endneolithikum schon begannen.

Wenn nun auch die Keramik nur sehr vorsichtig zur Bestimmung herangezogen werden kann, so darf zweierlei nicht übersehen werden. Einmal handelt es sich durchweg um stark verwitterte Oberflächenfunde. Zum anderen ist die Siedelungskeramik der Glockenbecherkultur nur äußerst mangelhaft bekannt.

Bei der großen Anzahl der Plattenfeuersteingeräte im Zusammenhang mit zahlreichen spitznackigen Beilfragmenten und vier Jadeitbeilchen, bzw. Bruchstücken solcher, kann man andererseits doch kaum noch von Einzelfunden sprechen.

Vielmehr will es mir als gar nicht zu gewagt erscheinen, zu sagen, daß an der Besiedelung der „Salben Gans“ die Glockenbecherkultur einen gewissen Anteil gehabt hat.

Die Plattenfeuersteingeräte gehören dann zum Kulturinventar der Glockenbecher nicht allein auf dieser Siedelung, sondern darüber hinaus auch im übrigen Thüringen und Mitteldeutschland. Diese Zuweisung der Plattenfeuersteingeräte zur Glockenbecherkultur hat jedenfalls die größte Wahrscheinlichkeit für sich auch dann noch, wenn aus ihren Gräbern bisher keine derartigen Geräte bekannt geworden sind.

Es wäre ohne Zweifel interessant, die Fundumstände für diese eigenartigen Geräte auch auf anderen Fundorten einer eingehenderen Betrachtung zu unterziehen, um zu erkennen, ob die hier gegebene kulturelle Einordnung zu Recht besteht.



Nordische Höhensiedlung bei Quenstedt, Ostharz.



## Zwei Gräber der jüngeren Bandkeramik von Helbra im Mansfelder Seekreise.

Von Museumsleiter C. Rühlemann, Museum Eisleben.

Die nachfolgend behandelten beiden Gräber aus den jungsteinzeitlichen Kulturabschnitten der jüngeren Bandkeramik (Stichbandkeramik) wurden bereits im Frühjahr 1926 in unmittelbarer Nähe des im Mansfelder Seekreise gelegenen Dorfes Helbra entdeckt. Die Gräber kamen gelegentlich der Vornahme von Siedelungsbauten zum Vorschein. Der wertvolle Inhalt dieser sehr seltenen Grabanlagen, der ersten und bisher einzigen Gräber des angegebenen Kulturabschnittes, die im Gebiete der alten Grafschaft Mansfeld aufgefunden wurden, gelangte in das Altertumsmuseum zu Eisleben. Abgesehen von einem nach ihrer Aufdeckung in der Tagespresse gebotenen kurzen Ausgrabungsberichte ist bisher eine eingehende Veröffentlichung der bedeutsamen Gräber nicht erschienen. Diese soll nunmehr nachgeholt werden und dem Andenken unseres jüngst verstorbenen Prof. Zahne gewidmet sein.

Auf das im mittleren Deutschland zahlreiche Vorkommen von Siedelungen der älteren wie der jüngeren Bandkeramik haben schon Nillasson (im 15. Bande [1927] der Jahresschrift) und Grimm (in dem von ihm dem verewigten Prof. Zahne zugeeigneten 18. Bande [1930] dieser Jahresschrift) hingewiesen. Und der Inhalt des Altertumsmuseums in Eisleben läßt erkennen, daß insbesondere die im mitteldeutschen Gebiete gelegenen beiden Mansfelder Kreise, der Mansfelder See- und Gebirgskreis, sehr stark von diesen beiden Völkerstämmen, insonderheit von der Bevölkerung der jüngeren Bandkeramik, bewohnt gewesen sein müssen. Denn fast unerschöpflich ist in diesen beiden Kreisen, dem Kerngebiete der alten Grafschaft Mansfeld, an manchen Stellen der Nachlaß an linien- und stichverzierten Gefäßresten und sonstigem entsprechenden Kulturgut aller Art, der alljährlich aus den Siedelungen dieser beiden Kulturkreise und an verstreuten Einzelfunden (Flurfunden) zutage kommt. Es mögen hier nur in bezug auf die ältere Bandkeramik die reiche Fundstelle der Gottesbelohnung bei Setztstedt



und die Siedelstätten von Ober-Wiederstedt (beide im Gebirgskreise gelegen) und die an Kulturnachlaß der jüngeren Bandkeramik noch weit ergiebigeren Siedelungen und Fundorte der Langenlochsbreite, der Topfsteinbreite und des Elendberges in der Flur des der Stadt Kisleben benachbarten Dorfes Helsta im Mansfelder Seekreise erwähnt werden. Und es mag an dieser Stelle ferner hervorgehoben werden, daß, was die Zeitstellung der beiden bandkeramischen Kulturgruppen angeht, Niklasson und Grimm diesen beiden Kulturen wohl mit Recht ein weit in die jüngere Steinzeit zurückreichendes Alter zusprechen, denn es unterliegt für die zuletzt bezeichneten reichen Fundorte von Helsta kaum einem Zweifel, daß die dortige Bevölkerung der jüngeren Bandkeramik mit der dort ebenfalls ansässig gewesenenen Rössener Bevölkerung schon zusammen siedelte, wie das aus der auf den dortigen Siedelungsstellen vielfach festzustellenden Vergemeinschaftung der zutage kommenden Nachlaßfunde dieser beiden jungsteinzeitlichen Kulturen augenscheinlich wird. In dieser Richtung könnten jedoch nur auf den Siedelstellen vorgenommene umfangreichere und tiefere Ausgrabungen einen völlig sicheren Aufschluß erbringen. Eine auf der Gottesbelohnung bei Zettstedt gefundene Grabanlage der älteren Bandkeramik hat Größler im VII. Bande der Jahresschrift der Landesanstalt veröffentlicht.

Trotz der augenscheinlichen Bevölkerungsdichte und trotz der großen Fülle des zutage kommenden Nachlaßgutes dieser Kulturen an Siedelungs- und Einzelfunden waren im Gegensatz zu den im bezeichneten Gebiete nicht selten aufgefundenen Steinkistengräbern der Bernburger Kultur und zu den noch häufiger zum Vorschein kommenden Steinkisten der Schnurkeramiker bis zum angegebenen Jahre Gräber der jüngeren Bandkeramik nie in Erscheinung getreten, bis dann im Frühjahr dieses Jahres (1926) gleich zwei dicht beieinander liegende Gräber dieser Kulturgruppe, die beiden Helbraer Grabanlagen, entdeckt wurden. Und glückliche Umstände wollten es, daß deren Anlage und ihr bedeutsamer Inhalt in ausreichender Untersuchung der seltenen Grabstätten festgestellt und gesichert werden konnte.

Die Fundstätte der beiden Gräber lag westlich des genannten Dorfes Helbra in der Nähe des dort gelegenen Pfarrhofes. An dieser Stelle entstand auf der nördlichen Seite der südlich vom Pfarrhofe entlang führenden Siebigeröder Straße, etwa 500 m westlich von dem dort ebenfalls neu angelegten Friedhofe eine Siedelung von Wohnhäusern, und gleich im Untergrunde des ersten Siedelhauses kamen beide Gräber zum Vorschein.



## Grab I.

Das erste am 26. Mai des angegebenen Jahres zutage gekommene Grab wurde ungefähr in der Mitte des Ausschachtungsvierecks des angefangenen ersten Wohnhauses gefunden. Es wurde durch den Umstand entdeckt, daß ein Arbeiter in einer Tiefe von etwa 50 cm unter der Erdoberfläche durch einen Hackenhieb die eine Hälfte des Schädels eines dort Bestatteten zertrümmert hatte. Außerlich, d. h. an der Erdoberfläche hatte kein Anzeichen das Vorhandensein einer Grabanlage angedeutet, es war weder eine Bodenerhebung (Hügel), noch weiterhin im Untergrunde eine Steinsetzung bemerkt worden. Mit Vorsicht aber hatten nun die Arbeiter die unverletzt gebliebene Schädelhälfte gehoben und dann auch das in weiterer Tiefe zum Vorschein kommende Skelett freigelegt, zugleich auch Mitteilung von dem Funde gemacht. Es war von ihnen, wie mir bei einer nun folgenden Besichtigung der Fundstelle mitgeteilt wurde, festgestellt worden, daß der Tote in einer 50 cm breiten, 80 cm langen und reichlich 1 m tiefen Grube in sitzender (Hocker-) Stellung beigesetzt worden war. Die von Norden nach Süden gerichtete Grube war ausgefüllt mit demselben dort anstehenden Lößmaterial, das vor der Bestattung aus der Grube ausgehoben worden war. Der Tote war mit der Richtung des Blickes in etwas südöstlicher Richtung beigesetzt worden. Irgendwelche Anzeichen einer Einhüllung des Bestatteten waren von den Arbeitern nicht bemerkt worden.

Vor den Füßen des Toten fanden sich als Beigaben die Bruchstücke zweier verzierter Gefäße, die sich nach ihrer in der Landesanstalt ausgeführten Zusammensetzung und Restaurierung als ein stichband-verzierter Becher mit rundem (kugeligem) Bodenteil und eine ebenso verzierte halbkugelige Schale erwiesen.

Der in seiner Form etwas gedrungene Becher aus hellgelb gefärbtem Ton hat eine Höhe von 11 cm und einen oberen Durchmesser von 10,8 cm, sein kugeliges Bodenteil zeigt eine fast unmerkliche Standfläche. Auf seiner Außenseite zeigt dieses Gefäß dreimal zwei in Stichtchnik ausgeführte Doppelschnurenbänder, von denen das eine unter dem Gefäßrande, das andere etwa in der Mitte des Gefäßes und das dritte um den unteren kugeligen Teil herumläuft. Die ganze Form dieses Bechers, wie die Ausführung seiner Verzierung erwecken den Anschein, als sei bei der Herstellung desselben der Einfluß einer gleichzeitigen anderen jungsteinzeitlichen Kultur wirksam gewesen; vielleicht sind es Anflänge an die Erzeugnisse der Frühstufe der Schnurkeramik.



Ein schönes und recht kennzeichnendes Erzeugnis der jüngeren Bandkeramik (Hinkelsteinstils) ist nach ihrer Form und Dekorierung die mit zutage gekommene halbkugelige Schale aus bläulichem Ton. Dieses

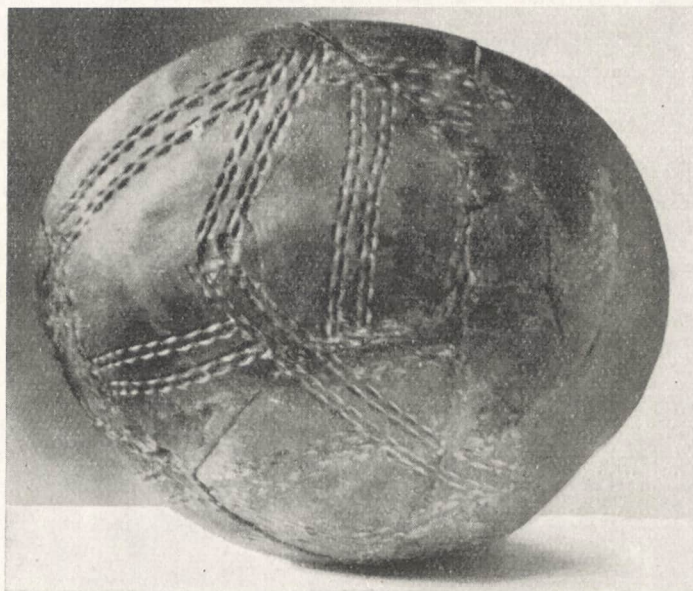


Abb. 1 und 2. Gefäße aus Grab 1.

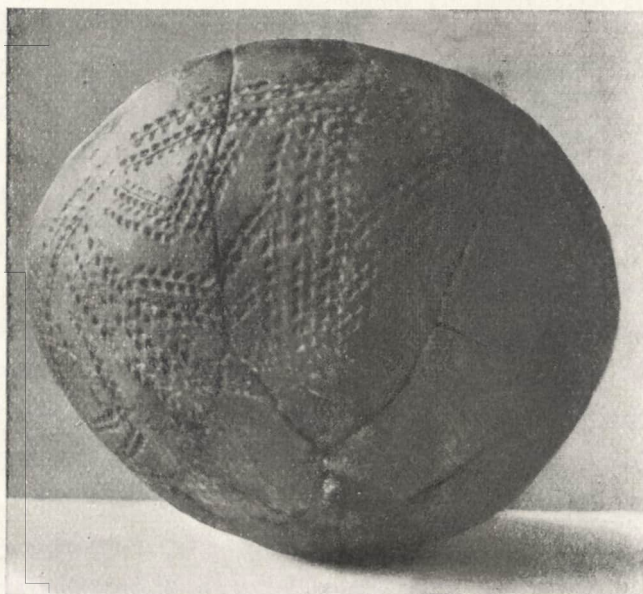


Abb. 3 Gefäß aus Grab 2.

schöne Gefäß hat eine Höhe von 7,5 cm und einen oberen Durchmesser von 19 cm. Die ganze Außenseite des im Gegensatz zu dem vorerwähnten Becher sehr dünnwandigen halbkugeligen Gefäßes ohne merkliche Standfläche zeigt die wagerecht, senkrecht und im Zick-Zack verlaufenden



flachen Stichbänder, die diesen Gefäßen den ihnen eigenen Reiz verleihen.

Außer diesen beiden Gefäßen sind weitere Beigaben nicht gefunden worden. Vom Skelett des Bestatteten sind die zum größten Teile erhaltene rechte Schädelhälfte nebst der gleichen Hälfte des Unterkiefers und einem Bruchstück des Oberkiefers, ferner einige Skeletteile zur Aufbewahrung gekommen. Nach der ungewöhnlichen Stärke der Wände seines Schädeldaches dürfte der in diesem Grabe Bestattete eine männliche Person gewesen sein.

#### Grab 2.

Einige Tage später kam bei derselben Ausschachtung 5 m nordwestlich von der ersten eine zweite Bestattung aus demselben Kulturabschnitte zum Vorschein. Dieses Grab zeigte im wesentlichen dieselbe Anlage wie das zuerst aufgefundene: äußerlich keine Anzeichen eines vorhanden gewesenen Hügel, eine tiefgelegene Grube, die wieder mit der ursprünglichen Lösserde ausgefüllt war, und war ebenfalls ohne Steinsetzung. Nur zeigten sich in der Ausfüllungserde der Grube hier geringe Durchsetzungen von dunkler Humuserde, die entweder von der Erdoberfläche oder möglicherweise von einer Einhüllung der bestatteten Leiche herrühren mochte. Letztere war in liegender Hockerstellung beigesetzt worden; dementsprechend war die Grabgrube fast von doppelter Länge von der des ersten Grabes, nämlich 1,50 m lang. Die Hockerleiche war auf der rechten Seite liegend mit nach Nordwesten gerichtetem Blick beigesetzt worden. Als Beigaben fanden sich außer einer schönen halbkugeligen stichbandverzierten Schale, ähnlich der im ersten Grabe gefundenen, ferner das Bruchstück einer bandkeramischen Tasse und ein kleines Feuersteinmesserchen. Das Gefäß stand hinter dem Nackenteile des Skeletts, der Tassenrest und das Messerchen kamen auf der anderen Skelettseite neben den Handknochen zum Vorschein. Letztere Beigaben, wie der wesentlich dünnwandigere Schädel geben der Vermutung Raum, daß dieses zweite Grab ein Frauengrab war.

Die Funde des 2. Grabes: Die echt typische Sankelsteinschale hat eine Höhe von 7 cm und einen oberen Durchmesser von 17,5 cm. Ihre Außenseite ist wie die des ersten Grabes völlig mit flach eingestochenen Stichbändern, die in verschiedenen Richtungen laufen, bedeckt. Das ebenfalls in der Landesanstalt restaurierte Gefäß ist aus graubläulichem Ton hergestellt, von halbkugeliger Form, ohne Standfläche.

Das Bruchstück der unteren Hälfte der aus dunklem Gestein gearbeiteten 4,8 cm breiten Tasse mit flacher Unterseite und gewölbter Oberseite,



parallel laufenden abgerundeten Seitenflächen und wagerechter (gerader) Schneide hat noch eine Länge von 5,6 cm und mag ursprünglich etwa 11—12 cm lang gewesen sein.

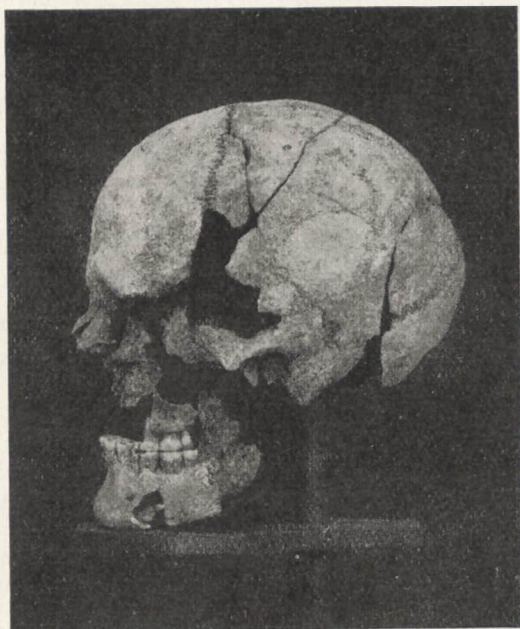
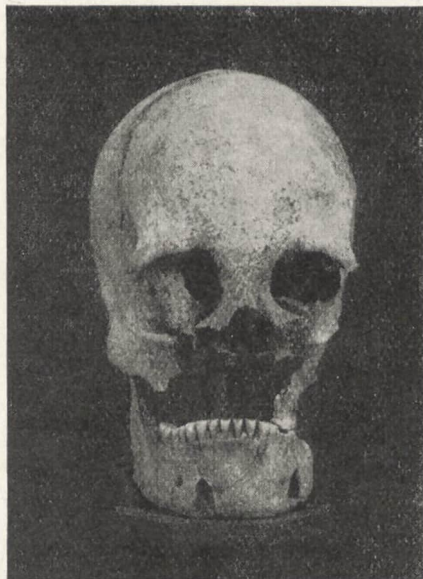
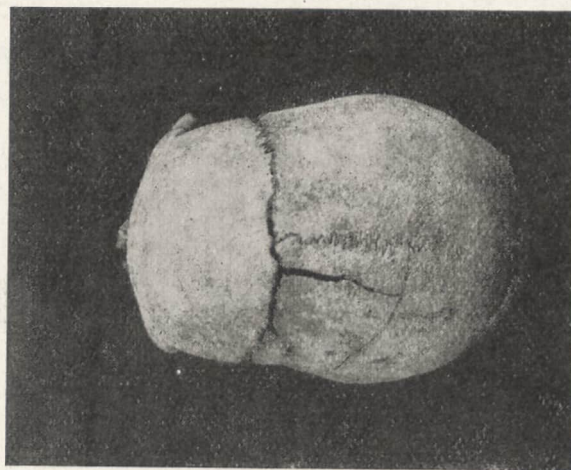


Abb. 4. Der Schädel aus Grab 2.



Das winzige Feuersteinmesserchen hat eine Länge von 3 cm und eine größte Breite von 1 cm.

Sämtliche Beigaben, wie auch der leidlich erhaltene Schädel der Bestatteten nebst einigen Skeletteilen haben gleichfalls im Altertums-museum zu Eisleben Aufbewahrung gefunden.

Wie eingangs bereits angegeben, haben wir es in den beiden Selbraer Bestattungen unzweifelhaft mit Gräbern der jüngeren Band-



keramik (des Sinfelsteinstils) zu tun, und es sind diese beiden Gräber die ersten und bisher einzigen, die im Gebiete der beiden Mansfelder Kreise aus der bezeichneten Kulturperiode zum Vorschein kamen.

Man hat für das auffällige, im mittleren Deutschland und über die Grenzen dieses Gebietes hinaus fast gänzliche Fehlen der Gräber mit Bandkeramik, namentlich von solchen der jüngeren Bandkeramik, nach einer befriedigenden Erklärung gesucht. Auch Nilsson verbreitet sich in Band XV der Jahresschrift der Landesanstalt, S. 2 ff. in Kürze über diese Frage. Die beiden geschlossenen Helbraer Grabfunde dürften zur Lösung derselben etwas beitragen. Nach den Untersuchungs- und Sundergebnissen der Helbraer Grabanlagen will es scheinen, als wäre das ungemein seltene Auftauchen von Gräbern bandkeramischer Herkunft in der Hauptsache auf die beiden Umstände zurückzuführen, daß die Bevölkerung dieser Kultur erstens ihre Toten — ähnlich unserer heutigen Bestattungsweise — in Gruben von ziemlicher Tiefe ohne Steinsetzung beisetzte und die bei der angewandten Hockerlage der Leichen dazu nur verhältnismäßig kleinen Gruben mit demselben Material der Bodenumgebung wieder ausfüllten, und daß zweitens etwa vorhanden gewesene, diese flachen Erdgräber überdeckende Hügel geringen Umfanges im Laufe der verflossenen Jahrtausende längst eingeebnet und verschwunden sind. Unter diesen Umständen sind die Gräber bandkeramischer Herkunft, die im Gegensatz zu den Steinkistengräbern anderer Kulturen vom Pfluge überhaupt nicht berührt werden können, schwer auffindbar und kommen eben nur bei zufälligen oder geplanten tieferen Grabungen und Erdbewegungen auf Siedlungsgebieten der Bevölkerung dieser Kultur zum Vorschein.

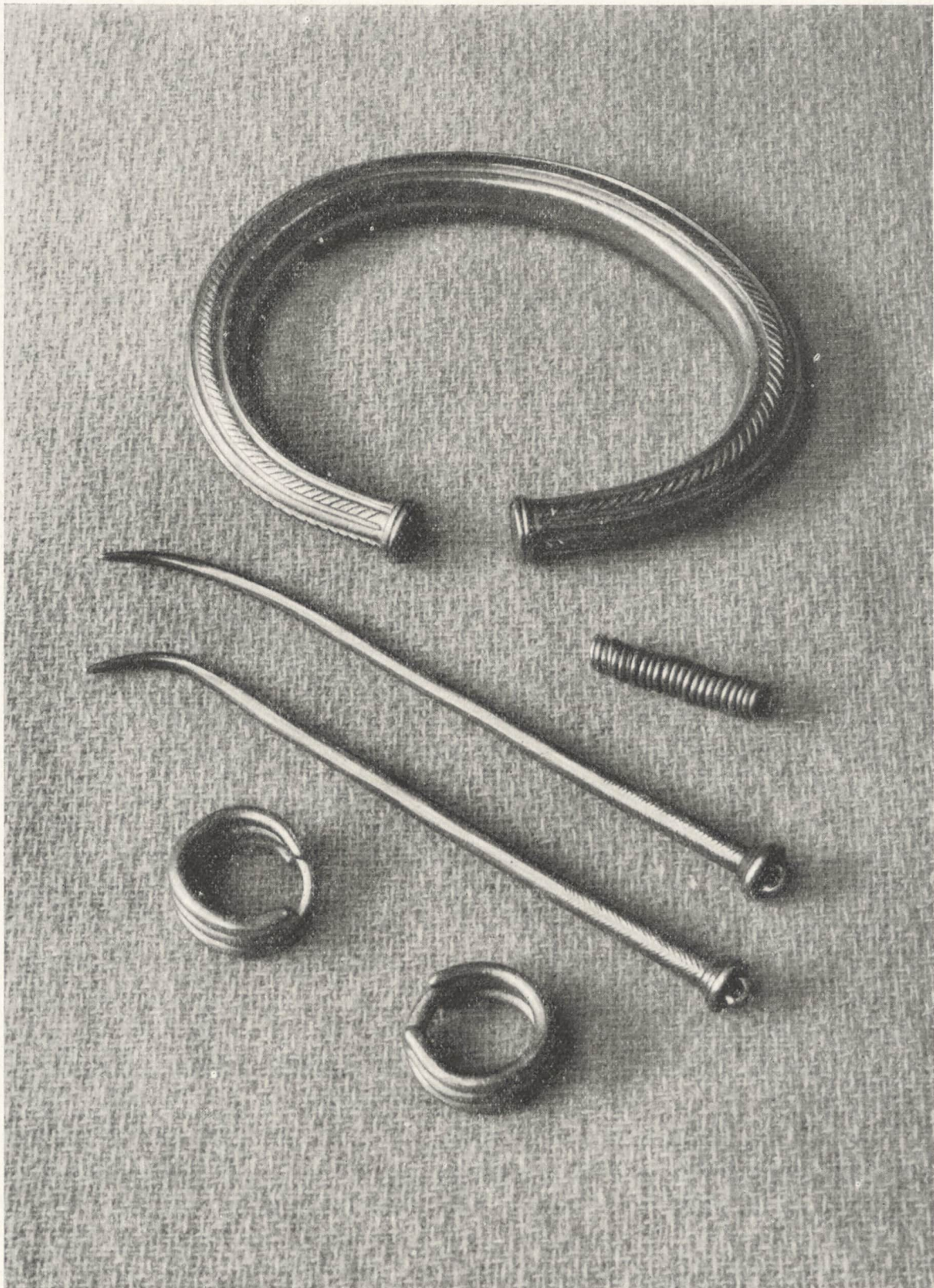


Gefäßansatz in Tierkopfform von Großörner,  
Mansfelder Gebirgskreis. Bandkeramik  $\frac{1}{1}$ .

Museum Eisleben.



# Beginn der Metallverarbeitung.



Goldfunde aus dem Fürstengrab von Helmsdorf, Mansfelder Seekreis.  
Landesanstalt für Volksheitskunde.







## Ein Beitrag zur Frage der vorgeschichtlichen Bronzeerzeugung in Mitteleutschland.

Von Hüttendirektor i. R. Wilhelm Witter, Halle.

Seitdem erkannt worden ist, welche entscheidende Rolle die als Bronze bezeichnete Kupfer-Zinn-Legierung in der Entwicklung der Kulturvölker gespielt hat, haben auch die Bemühungen der Archäologen und Vorgeschichtsforscher eingesetzt, die Entstehung, namentlich aber die Herkunft der Bronze zu ergründen. Sagt doch O. Montelius (Reallexikon f. Vorgeschichte, herausgegeben von Ebert, Bd. II, 1925, S. 182) hierzu: „Wo und wann die Bronze zum ersten Male hervortritt, ist eine der wichtigsten Fragen der Kulturgeschichte.“

J. J. A. Worsaae (1847, S. 56 u. 62, und 1880, S. 518), einer der bedeutendsten nordischen Vorgeschichtsforscher, gab zuerst der Meinung Ausdruck, daß Indien, wenn nicht die Wiege, so doch zum mindesten der wahrscheinliche Ausgangspunkt der Bronzekultur überhaupt gewesen sei. Bei dieser Meinung ist er noch im hohen Alter (1880) geblieben.

O. Montelius (1925, S. 184) ist gleichfalls der Ansicht gewesen, daß Kupfer und Zinn aus dem Osten stammen müßten. Rudolf Virchow (1883, S. 78), der sich sehr viel mit diesen Fragen befaßt hat und selbst Ausgrabungen im Kaukasus vornahm, verhielt sich solchen Ansichten gegenüber, die zu seiner Zeit hauptsächlich von L. v. Hoesstetter-Wien geäußert wurden, sehr skeptisch. Er wies darauf hin, daß ein Unterschied zu machen sei zwischen Bronze im allgemeinen Sinne und der typischen Kupfer-Zinn-Legierung von 9 Teilen Kupfer und 1 Teil Zinn im besonderen<sup>1)</sup>. Eine solche Legierung — auch die klassische genannt — fände sich ebensogut im Kaukasus wie in Kleinasien, Italien, Griechenland, Deutschland, Skandinavien, Frankreich und England. Vielleicht reiche diese bestimmte Bronze bis Persien. Weiter nach Osten sei sie nicht nachgewiesen. Hieraus ist dann auf einen gemeinsamen Ursprung der abendländischen Bronze geschlossen worden (Andree, R., 1884, S. 61).

---

<sup>1)</sup> Um Mißverständnisse zu vermeiden, soll im folgenden bei dieser Unterscheidung geblieben werden. Rohkupfer mit Zinngehalten bis etwa 2% wird von uns noch nicht als Bronze angesehen.



Seit den grundlegenden Arbeiten von O. Montelius (1895, 1898 und 1900) haben sich außer deutschen Gelehrten namentlich noch englische, amerikanische und auch französische mit der Lösung dieses Problems befaßt. So will S. Frankfort (1927, S. 150) nachweisen, daß die typische Bronze zuerst in Hissarlik II, 3 (dritte Bauperiode nach Hubert Schmidt) auftritt und in der mittleren ägäischen Periode überall in Griechenland und auf Kreta verwendet wurde. In Hissarlik (Troja) soll sich zu dieser Zeit (nach Dörpfeld etwa 2400 v. d. Zeitwende) der asiatische Handel mit Mitteleuropa zentralisiert haben. Auch S. V. Childe (1927, S. 56 ff.) ist der gleichen Ansicht. Diesen Meinungen tritt S. A. Rickard (1930, S. 315) entgegen und weist darauf hin, daß die von Schliemann-Dörpfeld in Troja II gefundenen Bronzen eine einheitliche Zusammensetzung nicht zeigen, sondern daß die Zinngehalte derselben großen Schwankungen unterworfen sind. — Nimmt man an, daß die typische Bronze aus regulinen Metallen hergestellt ist, dann dürfen natürlicherweise auch solche großen Schwankungen des Zinngehaltes nicht mehr vorkommen.

Während des großen Krieges sind es hauptsächlich englische Offiziere und Bergingenieure gewesen, welche Metallfunde für das Britische Museum sammelten, und „The Committee of the British Association for the Advancement of Science“ läßt seit Jahren durch Professor Desb, früher an der Universität in Sheffield, jetzt in Teddington bei London, alle im Orient gemachten Funde an Kupfer und Bronze systematisch untersuchen; ebenso werden von Professor C. S. Desb Erze aus allen zugänglichen Lagerstätten des nahen und mittleren Ostens analysiert, um festzustellen, woher die alten Sumerer das Kupfer oder die Kupfererze bezogen haben. Die Resultate dieser Untersuchungen sind in den Reports des genannten Committees in den Jahren 1928 ff. bekannt gegeben.

A. Lucas (1928, S. 97 ff.) hat in einer ausgezeichneten Studie alle die für die Bronzeerzeugung in Betracht kommenden Zinnvorkommen der alten Welt zusammengestellt und führt namentlich auch die Berichte englischer, russischer und persischer Bergingenieure und Geologen aus der neuesten Zeit an. Lucas kommt bei seinen kritischen Untersuchungen auf gewisse Schwierigkeiten, auf die weiter unten eingegangen wird.

In den Königsgräbern von Ur, die nach E. Unger (1930, S. 2) in die Zeit von etwa 3300 v. d. Zeitwende zu setzen sind, wurden von C. L. Wooley (1929) schon Geräte aus Bronze gefunden, deren Zinngehalt zwischen 0,1 und 11 % schwankt (Journ. of the Institute of Metals 1932, I, S. 97). Zur Zeit des Sargon von Akkad (2772—2717 nach Ed. Meyer



oder 2528—2437 nach Christian u. Weidner) verschwindet die Bronze wieder für eine Zeit von etwa 300 Jahren und tritt dann teilweise als sogenannte echte Legierung, wie bereits erwähnt, in Troja II, 3 auf. Es muß also während der Herrschaft Sargons I. und seiner Nachfolger die Zinnzufuhr für Mesopotamien abgeschnitten gewesen sein.

Alle die zur Klärung vorstehender Fragen unternommenen Untersuchungen haben jedoch bisher zu einer Lösung des Problems nicht geführt, ja im Gegenteil: Diese Fragen sind durch die Entdeckung der dritten Hochkultur im Indus, die mit Sumer und Ägypten gleichaltrig ist, noch verwickelter geworden, denn auch dort sind bei den Ausgrabungen in Mohenjo Daro Kupfer-Zinn-Legierungen mit Zinngehalten von 0,6 % bis 22 % gefunden (Report 1931). Wir stehen also nach nahezu 100 Jahren heute noch genau auf derselben Stelle wie zur Zeit von Worsaae (1847).

Wenn uns nun zuerst in Hissarlik II (Troja) zur Zeit eines Hochstandes der Metallurgie eine Kupfer-Zinn-Legierung mit der heute noch in Verwendung stehenden Zusammensetzung von 90 Teilen Kupfer und 10 Teilen Zinn entgegentritt, so ist es klar, daß große Zeiträume zwischen dem ersten Erkennen eines härteren Kupfers und der Unterscheidung von einem weichen Metall gleicher Farbe einerseits und der Herstellung jener gleichmäßigen, sogenannten klassischen Legierung andererseits liegen müssen. Nur durch eine vielleicht vielhundertjährige Erfahrung hat man zu jener Entdeckung kommen können. So lange Spannen ergeben sich zwanglos bei Berücksichtigung der technologischen Gegebenheiten jener weit zurückliegenden Zeiten.

Montelius (1895, S. 429 und 1898, S. 450) ist bei seinen Erwägungen zu dem Schluß gekommen, daß es nach der Steinzeit eine Kupferzeit in allen den Ländern gegeben haben muß, in denen Kupfererzlagern vorhanden waren und — so muß hinzugefügt werden — auch in den Ländern, in die Kupfer oder Kupfererze eingeführt worden sind, wie z. B. in Ägypten in der vordynastischen Zeit, in Sumer usw. Trotz aller dagegen sprechenden Meinungen müssen wir aus rein technischen Gründen vom Standpunkt der Metallurgie aus Montelius beipflichten und an einer Kupferzeit festhalten (s. auch Seldhaus 1914, S. 143).

In dieser Kupferzeit war es, wo neben reinem, aus gediegenem Kupfer oder oxydischen Erzen erzeugtem Kupfer auch Metall mit geringem Zinngehalt auftrat. Nach Montelius (1895, S. 426) ist nun die Frage von großer Wichtigkeit, ob bei einem geringen Zinngehalt eines Kupfers dieser als ein absichtlicher Zusatz oder als eine zufällige vor-



handene Verunreinigung — aus dem verschmolzenen Erze stammend — anzusehen ist. Die weitere Frage ist nach ihm dann die, ob es überhaupt Kupfererze mit geringen Zinngehalten gibt — oder gegeben hat — und wieviel Zinn ein aus solchen Erzen ausgeschmolzenes Kupfer enthalten kann — oder enthalten hat —. Als Beispiel führt er die Angaben von S. Wibel (1865, S. 59), der sich mit ähnlichen Untersuchungen befaßt hat, sowie L. Siret (1887, S. 214) an. Wibel gibt für englisches Kupfererz 0,20 % Zinn und Siret für spanisches Erz 44,44 % Kupfer und 0,25 % Zinn an, d. s. für 100 Teile Kupfer ca. 0,50 % Zinn.

Erze aus einer Reihe anderer Länder führen kein Zinn, so auch solche aus dem Sinai nicht. Die Gehalte der kyprischen Erze waren Montelius unbekannt. Nur aus der Zusammensetzung von drei Dolchen aus kyprischen Gräbern, die auch kein Zinn enthalten, wie nachstehende Analysen ergeben haben, schließt Montelius, daß kyprische Kupfererze Zinn nicht enthalten haben.

|                  | I.    | II.   | III.  |
|------------------|-------|-------|-------|
| Kupfer . . . . . | 97,23 | 98,40 | 99,47 |
| Zinn . . . . .   | Spur  | —     | —     |
| Arsen . . . . .  | 1,35  | Spur  | Spur  |
| Blei . . . . .   | 0,08  | —     | —     |
| Nickel . . . . . | —     | 0,15  | 0,08  |
| Gold . . . . .   | 0,28  | 0,30  | —     |

In diesen Dolchen ist Silber leider nicht bestimmt. Der Goldgehalt ist hoch. In neuerer Zeit<sup>1)</sup> bekannt gewordene Analysen von Kupfererzen aus Kypern bestätigen diese Befunde. Die kyprischen Erze sollen in den frühen Zeiten des Bergbaues reich an Gold und Silber gewesen sein, auch ein höherer Arsengehalt des Kupfers muß für frühere Perioden angenommen werden, René Dussaud, S. 254 (1914), während Antimon darin nicht vorkommt.

„Man ist demnach“, so fährt Montelius (1895, S. 428) fort, „bis das Gegenteil bewiesen wird, berechtigt zu sagen: ‚In Kupfermanufakten von Ägypten und Kypern darf selbst ein geringer Zinngehalt wie einige Zehntelprozent nicht als Verunreinigung angesehen werden, die mit dem Kupfer aus dem Erz ausgeschieden wurde‘, und wenn ein Gegenstand aus diesen Ländern oder aus anderen Gegenden des Orients und Europas mehr als 0,50 % Zinn enthält, muß man annehmen, daß der Arbeiter das Zinn dem Kupfer hinzugesetzt hat.“ Später (1898, S. 450) schränkt er diesen Ausspruch ein, wenn er sagt: „... falls man nicht

<sup>1)</sup> Engineering and Mining Journal 1928, S. 5—7 und 53.



andere Kupfergruben kennen lernen sollte, wo das Kupfer mehr Zinn enthält." Aber er hält weiter dafür, daß in solchen Ländern, wo die Kupfererzgruben zinnfrei sind, ein Zinngehalt im Kupfer, und wenn dieser noch so schwach ist, als absichtlicher Zusatz zu betrachten wäre. Auch hält er einen höheren Arsen- oder Antimongehalt in der Regel für einen absichtlichen Zusatz zum Kupfer und läßt nur dann Ausnahmen zu, wenn ein höherer Gehalt an diesen Elementen im ursächlichen Zusammenhang mit den Erzen steht. Als Beispiel für absichtlichen Arsenzusatz führt er Kupfer aus Ägypten an. Nach Untersuchungen von Berthelot soll Kupfer aus dem Sinai kein Arsen enthalten. Da aber Arsengehalte von 2,29 % und 3,90 % in ägyptischen Kupferfunden nachgewiesen sind, so soll der Zusatz von Arsen zum Gärten ein absichtlicher sein. — So war es aber in Wirklichkeit nicht. Die hohen Arsengehalte waren eine natürliche Verunreinigung und stammen aus dem Erz. Auch ist es ein Irrtum, anzunehmen, daß ein Arsenzusatz Kupfer härter macht. S. Garland (1927, S. 66 ff.) hat nachgewiesen, daß ein Kupferstreifen, der im alten Ägypten zum Zusammenhalten von Holzplanken verwendet wurde und laut nachfolgender Zusammensetzung 4,17 % Arsen enthielt, sehr weich war. Garland weist ferner darauf hin, daß in den Arsengehalten des ägyptischen Kupfers keine Regelmäßigkeit vorhanden ist; die Arsengehalte schwanken zwischen 0,2 und 4,0 %.

|                        |                         |                           |
|------------------------|-------------------------|---------------------------|
| Unlösliches . 0,12 %;  | Zinn . . . . . Spur;    | Nickel ... nichts;        |
| Blei . . . . . 0,29 %; | Eisen . . . . . 0,29 %; | Arsen .... 4,17 %;        |
| Wismut .... 0,03 %;    | Kobalt .... 0,06 %;     | Kupfer .. 95,04 % (Diff.) |

Andererseits ist festgestellt worden (Nordenstiöld *l. c.* v. 1921, S. 121), daß ein Kupfer mit 95,62 % Kupfer, 4,27 % Arsen und 0,08 % Antimon sich hart hämmern ließ und dann nicht weniger hart war als ein solches mit gleich hohem Zinngehalt. — Es kommt also bei einem arsenhaltigen Kupfer auf das Kalt-Schmieden an, um es hart zu machen, genau so wie bei reinem Kupfer.

Was den Zusatz von Antimon zum Kupfer betrifft, so macht dieses das Kupfer wohl härter, aber auch sehr spröde, so daß es bei bestimmten Gehalten brüchig wird. Es kann deshalb auch das Antimon für Gärtezwecke nicht verwendet werden. Wenn Kupfer mit höheren Antimongehalten hier und da gefunden worden ist, so kann das Antimon in solchem Kupfer ebenfalls nur als zufällige Verunreinigung betrachtet werden.

Daß Montelius zu solcher Meinung kam, ist wohl einerseits dadurch zu erklären, daß damals zu wenig Analysen von vorgeschichtlichen Metallfunden und von Erzen vorlagen und andererseits er einen im



Norden gefundenen Zinnring als zu früh für die beginnende Bronzezeit angenommen hat. Rickard (1930, S. 314) hat schon diese Ansicht von Montelius u. a. als Irrtum bezeichnet. Ein absichtlicher Zusatz von metallischem Zinn setzt nämlich voraus, daß von den vorgeschichtlichen Berg- und Hüttenleuten schon in der Zeit, als Kupfer aus Erzen von Oberflächenfunden erzeugt wurde, auch das Zinn entdeckt worden ist.

Zinn kommt gediegen in der Natur nicht vor, und das Zinnerz findet sich auf Gängen nur in der Gangmasse eingesprengt. Keine Zinnerze mit 0,50 % Zinngehalt gelten in Sachsen, Böhmen und Cornwall als sehr reich. In Alluvionen (Seifen) ist das Zinn in geringerem Prozentsatz — auf Banka nach Sidney Savns (1907, S. 45) 0,12 bis 0,15 % — enthalten. Auf Gängen und Klüften kommen aber auch reiche Zonen vor. Ebenso gibt es in Seifen und Schottern lokale Anreicherungen.

Wie sollten nun aber die Erzsucher, die zuerst nach gediegenem Kupfer fahndeten und dann dazu übergangen, das grüne und blaue Oryd des Kupfers zu sammeln, so ohne weiteres darauf verfallen sein, in Gesteinen mit schwarzen oder braunen Einsprengungen einen Stoff zu vermuten, der dem Kupfer andere und bessere Eigenschaften zu verleihen imstande war. Dieses alles konnte doch wohl erst dann geschehen, als die vorgeschichtlichen Metallschmelzer Gelegenheit gehabt hatten, die Eigenschaften von Metallen aus verschiedenen Lagerstätten miteinander zu vergleichen, und es war dieses wiederum nur dort möglich, wo einerseits Kupfererze allein und andererseits Kupfer- und Zinnerze auf gleicher Lagerstätte zusammen oder in getrennten Gängen nebeneinander vorkamen. Und dann konnte dieses ferner erst geschehen, als die Oberflächenfunde rar wurden und die Erzsucher zu einem Oberflächenbergbau übergehen mußten.

W. Gowland (1912, S. 242 ff.), Lucas (1928 S. 105 ff.) u. Rickard (1930, S. 314 ff.) haben bereits darauf hingewiesen, daß die ersten Kupferzinnlegierungen beim Verschmelzen zinnführender Kupfererze entfallen sein müssen. Die Verunreinigungen des Erzes gehen mit in das erschmolzene Metall über, es müssen sich also die Metalle: Gold, Silber, Zinn, Antimon, Nickel fast vollständig in dem Metallregulus wiederfinden. Kobalt und Arsen gehen jedoch nur teilweise mit in das Metall, weil ersteres leicht verschlackt und Arsen zum größten Teil verflüchtigt wird. Der Zinngehalt einer Kupferzinnlegierung hängt also ganz und gar von dem Zinngehalt des Kupfererzes ab und ist demnach den größten Schwankungen unterworfen, wenn Kupfererz und Zinnerz auf gleicher Lagerstätte miteinander vorkommen. Anders ist dieses jedoch, wenn die Gangart des Kupfererz-



ganges nur zinnhaltig ist: in solchen Fällen ist der Zinngehalt des Kupfers nur gering. Es müssen somit alle die Kupferfunde mit geringen Zinngehalten aus Kupfererzen erschmolzen sein, die eine zinnsteinhaltige Gangart führten.

Wir sehen in all den Ländern, die zinnführende Kupfererzlagerstätten besitzen, eine ähnliche Zusammensetzung der frühen Kupfersachen in Erscheinung treten, so in Asien, Südamerika (Nordenskiöld 1921, S. 139), Südspanien (Siret 1887, S. 214), Irland (G. Coffey 1913, S. 17) und Mitteldeutschland. Solange es sich um ganz reines Kupfer handelt, stammt dieses aus gediegenem Metall oder reinen oxydischen Erzen; sobald aber andere, fremde Metalle in dem Kupfer mit erscheinen, ist es aus Erzen erschmolzen, die außer dem Kupfererz noch andere Mineralien führten.

Sobald die vorgeschichtlichen Metallarbeiter andere, bessere Eigenschaften eines Metalles von einem bestimmten Fundort erkennen konnten, werden sie das Erz von dort vor anderen vorgezogen haben, und nach und nach werden sie auch zur Erkenntnis gekommen sein, welches Mineral dem Kupfer die besseren Eigenschaften verlieh. Ehe diese Kenntnis nicht erlangt gewesen ist, daß in dem schwarzen oder braunen Mineral ein Stoff vorhanden war, der das rote Metall härter machen konnte, kann es auch logischerweise zu einem absichtlichen Zusatz zum Kupfer nicht gekommen sein.

Die erste Kenntnis des Minerals Zinnstein muß also mit dem Gangerz verbunden gewesen sein. Es ist möglich, daß man dieses Mineral dann auch versuchsweise für sich geschmolzen hat und so zu dem weißen, weichen Metall gekommen ist, das wir um die Mitte der ersten Periode der Bronzezeit im Norden auftauchen sehen. In Baarse (Seeland) wurde ein Noppenring aus Zinn gefunden<sup>1</sup>).

Es ist auch angenommen, daß der Zinnstein (Zinnoryd) beim Goldwaschen entdeckt worden sei — es bleibt nämlich der schwere Zinnstein zusammen mit Eisenglanz, Wolframit und anderen spezifisch schweren Mineralien bis zuletzt mit dem Goldsand zusammen — aber durch diese Annahme entsteht dann die Kluft, wieso der vorgeschichtliche Erzschnmelzer zu der Erkenntnis des Kupferhärtens durch das metallische Zinn gekommen sein kann. Diese Kluft ist es, auf die auch Lucas (1928, S. 107) und Rickard (1930, S. 314) hinweisen.

Bevor der vorgeschichtliche Metallschnmelzer diese Erkenntnis nicht gewonnen hatte, kann es auch nicht zum Auswaschen des Zinnsteins aus

<sup>1</sup>) Archiv für Anthropologie, XXVI, S. 30, Fn.-Abb. 205 (S. 39).



den Sanden der Flüsse gekommen sein, und diese Zeit muß sehr viel später angesetzt werden als die Zeit, zu der die zinnarmen Bronzen auftreten. Jede andere Annahme muß vom metallurgischen Standpunkt aus abgelehnt werden.

Wenn wir uns nun wiederum Montelius zuwenden (1895, S. 444 und 447; 1898, S. 450 u. 465; 1900, S. 20) und die Unterteilung der ersten Bronzezeit in eine Zeit der sehr zinnarmen Bronze und eine Zeit mit etwas mehr Zinn (3 %) in der Legierung betrachten, dann fällt auf, daß die Gerätetypen dieser Zeit auch zu Tausenden in unseren deutschen Museen liegen.

Sophus Müller (1878, S. 122), der verdienstvolle dänische Altertumsforscher, sagt einmal: „Die Mehrzahl der importierten Gegenstände läßt sich mit Sicherheit nicht weiter südlich als bis nach Mitteleuropa verfolgen. Aus Italien und Griechenland dürften in der Bronzezeit nur einzelne Sachen den Weg nach dem hohen Norden gefunden haben, wie auch nur wenige Züge auf Beziehungen zu Frankreich und den britischen Inseln hinweisen.“ Im Zusammenhang hiermit stehen nun die großen vorgeschichtlichen Metallfunde unseres Landes, und daraus ergibt sich zwanglos, daß es in Mitteldeutschland in vorgeschichtlicher Zeit ein metallurgisches Zentrum gegeben hat, als dessen Basis die Bodenschätze dieses Gebietes gedient haben.

Wohl haben die hallischen Geologen J. Walther (1928, S. 272) und J. Weigelt (1928, S. 88 ff.) bereits auf die Bedeutung der mitteldeutschen Erzlagerstätten für eine vorgeschichtliche Metallgewinnung hingewiesen, auch haben andere Forscher wie z. B. Childe (1927, S. 191), Andree, J. (1922, S. 52), Rickard (1930, S. 316) angenommen, daß die Zinnerzvorkommen des Erzgebirges in Sachsen und Böhmen in der Bronzezeit schon ausgebeutet sein müßten. Aber es ist bisher noch kein Versuch gemacht worden, dem ursächlichen Zusammenhang nachzugehen, der zwischen den im mitteldeutschen Boden gefundenen und bis nach Skandinavien verbreiteten Metallgegenständen und den heimischen Bodenschätzen besteht. Eine solche Arbeit ist nun seit längerer Zeit im Gange, worauf bereits in einem Vortrage bei der Tagung des Reichsbundes für deutsche Vorgeschichte im Oktober 1934 hingewiesen wurde (s. Nachrichtenblatt für deutsche Vorzeit, 1934, Heft 7). Ohne den laufenden Untersuchungen vorzugreifen kann doch heute schon so viel gesagt werden, daß die Zusammensetzung einer Reihe von metallenen Bodenfunden aus Mitteldeutschland wie auch viele der von Montelius aufgeführten Metallgegenstände aus den frühesten Perioden der Metallzeit



zweifelloos ergibt, daß sie aus heimischen Erzen gewonnen sein müssen. Daß bei der Erzgewinnung in frühen Zeiten auch das Kupferschieferflöz am Südharzrand eine Rolle gespielt haben muß, zeigt das nebenstehende



Abb. I.

Kleiner Schacht von etwa 3—4 m Tiefe am Ausgehenden des Kupferschieferflözes bei Wettelrode, Bez. Sangerhausen. Die Schachtränder im Schotter sind eingefallen. Dort, wo das Schaufelblatt steht, wurde der Kupferschiefer weggenommen. Das Ende der Höhlung ist auch das Tiefste des kleinen Schachtes gewesen.

Bild eines kleinen Schachtes, der am Ausgehenden des Flözes in der Nähe von Wettelrode bei Wegebauarbeiten angeschnitten wurde. Derartige kleine Schächte unmittelbar am Ausgehenden des Flözes gibt es an den Abhängen des Südharzrandes von Sangerhausen-Kiestedt ab bis Walkenried viele tausende.



Sassen wir zum Schlusse die Ergebnisse unserer Betrachtung nochmals kurz zusammen, so ergibt sich zweifelsfrei, daß bei allen alten Kulturvölkern, denen das Kupfer am Ende der Steinzeit zugänglich wurde, die ersten Gebrauchs- und Schmuckgegenstände aus fast reinem Kupfer hergestellt sind — und dieses Kupfer ist entweder in gediegenem Zustande auf der Erdoberfläche gesammelt oder aus reinen oxydischen Erzen erzeugt worden. Es kann aber hier und da bereits vorkommen, daß in Ländern mit zinnführenden Kupfererzlagerstätten schon das frühe Kupfer bereits geringe Zinngehalte usw. aufweist. Auf eine Periode des reinen Kupfers folgt nun eine andere, in der ein unreines Kupfer — ein Rohkupfer — verwendet wurde. Dieses Roh- oder Schwarzkupfer enthält alle die fremden Metalle, die im verschmolzenen Erz vorhanden waren. Es können darin sowohl Zinn als auch Arsen, Antimon, Silber, Gold, Nickel und Wismut neben Eisen, Schwefel und Spuren Zink enthalten sein.

Darauf folgt in den Ländern, die zinnführende Kupfererzvorkommen besitzen, eine dritte Periode, in der unreines Kupfer mit etwas höherem Zinngehalt, vielleicht mit 3 % und mehr Zinn, vorkommt — ohne daß bereits von einer Bronze gesprochen werden kann —. Nun tritt in einer weiteren Periode ein höherer Zinngehalt des immer noch unreinen Kupfers in Erscheinung, und jetzt erst ist man berechtigt, von einem absichtlichen Zinnzusatz zum Rohkupfer zu sprechen; es treten Zinngehalte bis 7 % auf. Dies ist die Periode der beginnenden Bronzezeit, der dann bald die Zeit der typischen Bronze, die voll entwickelte Bronzezeit folgt. Es können in diesen letzten beiden Zeitabschnitten natürlich alle möglichen Zinngehalte der Legierung mit vorkommen.

Es würde demnach durchaus berechtigt sein, eine andere bessere Periodeneinteilung zu wählen. Man sollte, wie bereits Rickard (1930, S. 340) vorgeschlagen hat, von einer Metallzeit sprechen und diese unterteilen in

#### A. Kupferzeit

mit der Unterscheidung

1. die Periode des reinen Kupfers,
2. die Periode des Rohkupfers.

#### B. Bronzezeit

wieder unterteilt in die

1. Periode der beginnenden Kupferzinnlegierungen (Bronze),
2. Periode der typischen Bronze.



### C. Eisenzeit.

Die Vorgeschichtsforscher müssen sich von dem Fehler frei machen, dem wir bereits bei Montelius begegnen, daß sie bei dem vorgeschichtlichen Metallarbeiter der frühesten Zeiten schon eine Kenntnis der Metallurgie voraussetzen, die sie nach dem Stand der heutigen Zeit bemessen. Ohne die Geisteskräfte des vorgeschichtlichen Handwerkers unterschätzen zu wollen, kann doch nicht angenommen werden, daß dieser in der beginnenden Metallzeit sofort der Reihe nach fast sämtliche Metalle entdeckt, erzeugt und ihren Eigenschaften entsprechend verwendet haben könnte.

### Angeführte Schriften:

- Andree, R.: Die Metalle bei den Naturvölkern. Leipzig 1884.  
 Andree, J.: Bergbau in der Vorzeit. Leipzig 1922.  
 Childe, Gordon V.: The Dawn of European Civilization. 2. Aufl. London 1927.  
 Christian und Weidner: in Archiv für Orientforschung. Bd. VII. Berlin 1931—32.  
 Coffey, G.: The Bronze Age in Ireland. London 1913.  
 Dussaud, R.: Les Civilisations Préhelleniques. Paris 1914.  
 Fawns, S.: Tin Deposits of the World. London 1907.  
 Feldhaus, J. M.: Technik der Vorzeit. Leipzig-Berlin 1914.  
 Frankfort, H.: Studies in Early Pottery of the Near East. Bd. II. London 1927.  
 Garland, H.: Ancient Egyptian Metallurgy. London 1927.  
 Gowland, W.: The Metals in Antiquity in: The Journal of the Royal Anthropological Institute of Great Britain and Ireland. Vol. XLII. 1912.  
 Kupferminen in Kypem in: Engineering and Mining Journal, July, 7. and 14. 1928.  
 Lucas, A.: Notes on the Early History of Tin and Bronze in: The Journal of Egyptian Archaeology. Vol. XIV. London 1928.  
 Montelius, O.: Die Chronologie der nordischen Bronzezeit in: Archiv für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte, XXIII, 1895; XXV 1898 und XXVI, 1900. Reallexikon der Vorzeit II, 1925.  
 Müller, S.: Die nordische Bronzezeit, deutsch von J. Meßdorf, Jena 1878.  
 Nordenskiöld, E. v.: The Copper and Bronze Ages in South America. Göteborg 1921.  
 Richard, T. A.: The Early Use of the Metals in: The Journal of the Institute of Metals. Vol. XLIII. London 1930.  
 Siret, J. et L.: Les premiers âges du métal dans le Sud-Est de l'Espagne. Anvers 1887.  
 Unger, E.: Vorgeschichtliches Jahrbuch IV. Berlin-Leipzig 1930.  
 Virchow, R.: Korrespondenzblatt der deutschen Gesellschaft für Anthropologie und Vorgeschichte XIV. München 1883.



Walther, J.: Bau und Bildung der Erde. 2. Aufl. Leipzig 1928.

Weigelt, J.: in: Deutschland, die natürlichen Grundlagen seiner Kultur. Leipzig 1928.

Wibel, J.: Die Kultur der Bronzezeit Nord- und Mitteleuropas in: Jahrbücher für die Landeskunde von Schleswig-Holstein und Lauenburg. Kiel 1866.

Wooley, C. L.: Vor 5000 Jahren (deutsch). Stuttgart 1929.

Worsaae, J. J. A.: Zur Altertumskunde des Nordens. Leipzig 1847.

Worsaae, J. J. A.: in: Archiv für Anthropologie. XII. 1880.



Schatzfund der frühen Bronzezeit von Belleben,  
Mansfelder Seekreis.



# Germanische Bronzezeit.



Germanische Goldfunde aus Mitteldeutschland.

Goldschale von Krottorf, Kr. Oschersleben.

Goldarmringe von Schneidlingen, Kr. Quedlinburg (links)  
und von Klein-Oschersleben, Kr. Wanzleben. Etwa  $\frac{3}{4}$ .

Landesanstalt für Volksheitskunde.







## Ein bronzezeitlicher Nierenring von Salzwedel.

Von Museumsleiter Franz Bohnstedt, Johann Friedrich Danneil-Museum Salzwedel.

Im April 1935 wurde dem Joh.-Fr.-Danneil-Museum von Herrn Sanitätsrat Dr. Breesse in Salzwedel ein Nierenring aus Bronze geschenkt, der wegen seiner Seltenheit hier vorgelegt werden soll. Der Ring ist vor etwa 50 Jahren von dem Spender in Gesellschaft eines Mitschülers beim sogenannten „Roten Turm“ vom Acker aufgelesen

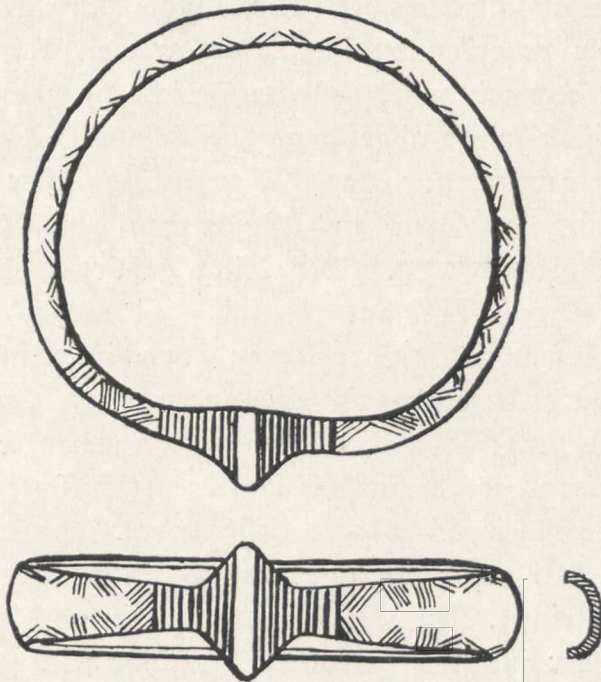


Abb. I. Der Nierenring von Salzwedel.  $\frac{2}{3}$ .

worden. Der Rote Turm liegt etwa 1 km südöstlich von Salzwedel in der Nähe des Stadtteils Perver. Er gehörte als Wartturm zu den weiteren mittelalterlichen Befestigungsanlagen der beiden Städte Altstadt und Neustadt Salzwedel. Vor 50 Jahren waren die Ruinen des alten Backsteinturmes noch vorhanden, heute ist im Gelände die Stelle, wo der Turm gestanden hat, nur noch durch den vom Ziegelschutt rot gefärbten Boden zu erkennen.

Der Ring ist verhältnismäßig gut erhalten und fast gleichmäßig mit dunkelgrünem Edelrost überzogen. Seine Form hat eine gewisse



Ähnlichkeit mit den Steigbügelringen. Die inneren Durchmesser betragen 6 und 7 cm, die äußeren 7 und 8 cm. Der Teil des Ringes, an dem sich die scharfprofilerte Verdickung, die sogenannte Niere befindet, ist nicht gebogen, sondern gerade. Die größte Breite des Ringes mit 13 mm liegt der Niere gegenüber. Zu beiden Seiten der Niere verjüngt sich die Breite auf 8 mm. Die scharf abgesetzte Verdickung des Ringes, die ihm den Namen gegeben hat, sieht eigentlich gar nicht wie eine Niere aus, sondern wie zusammengegossene Stempelenden. Ihre Höhe mißt 22 mm. Der Querschnitt des Ringes ist C-förmig. Auffällig ist bei diesem Ring die sonst nicht vorkommende reiche Verzierung. Die Niere und die benachbarten, verjüngten Teile des Ringes zeigen senkrechte Strichgruppen. Die äußere Oberfläche scheint durch langes Tragen abgeschauert zu sein, so daß nur noch rechts und links der Niere ein die ganze Breite des Ringes bedeckendes Muster zu erkennen ist. Nur an den Rändern sind noch paarig im Winkel gegeneinander gestellte Striche zu sehen, die möglicherweise ursprünglich die ganze abgeschauerte Fläche mit einem tannenzweig-ähnlichen Muster verzierten. Das Tannenzweigmuster ist in der Altmark besonders auf den Arm- und Fußringen der älteren bronzezeitlichen Kulturabschnitte häufig. Der Ring gehört wohl dem jüngsten Abschnitt der Bronzezeit MV an.

Ein Nierenring von der vorgelegten Form ist meines Wissens bisher aus der Altmark und auch aus den angrenzenden Landschaften nicht bekannt geworden. Er fehlt bisher in unserem Formenkreise der jüngeren Bronzezeit. E. Sprockhoff behandelt in seinem Aufsatz: „Formenkreise der jüngeren Bronzezeit in Norddeutschland“, Schumacher-Festschrift, Mainz 1930, bei den von ihm abgegrenzten Formenkreisen auch verschiedentlich Nierenringe. Mit dem Fortschreiten der nordisch-germanischen Kultur während der jüngeren Bronzezeit nach Osten scheint auch eine immer schärfer werdende Profilierung der Nierenringe vor sich gegangen zu sein. Eine weitgehende Übereinstimmung des hier vorgelegten Ringes besteht mit dem von E. Sprockhoff auf Seite 127 der erwähnten Festschrift, Abbildung 4a, dargestellten Nierenring, der zum Formenkreise an der unteren Weichsel gehört. Bei dem Ring von der unteren Weichsel fehlt nur die Verzierung der Oberfläche im Anschluß an die senkrechten Strichgruppen durch schräg gegeneinander gestellte Striche. Ob es sich bei dem vorgelegten Ring um eine besondere altmärkische Nierenringform handelt, wird erst zu entscheiden sein, wenn noch mehrere solche Ringe hier gefunden werden.

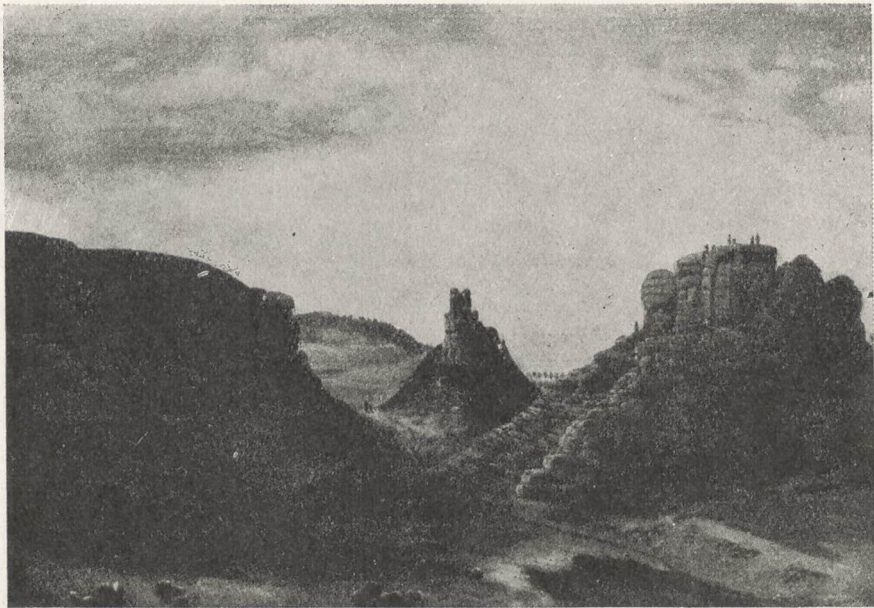




Goldschale von Brottorf, Kr. Oschersleben.  $\frac{1}{1}$ .



Sundstellen germanischer Weihefunde der Bronzezeit  
im nördlichen Harzvorlande.



Der Blusfelsen bei Halberstadt.  
Nach einem Gemälde von Ernst Selbig.

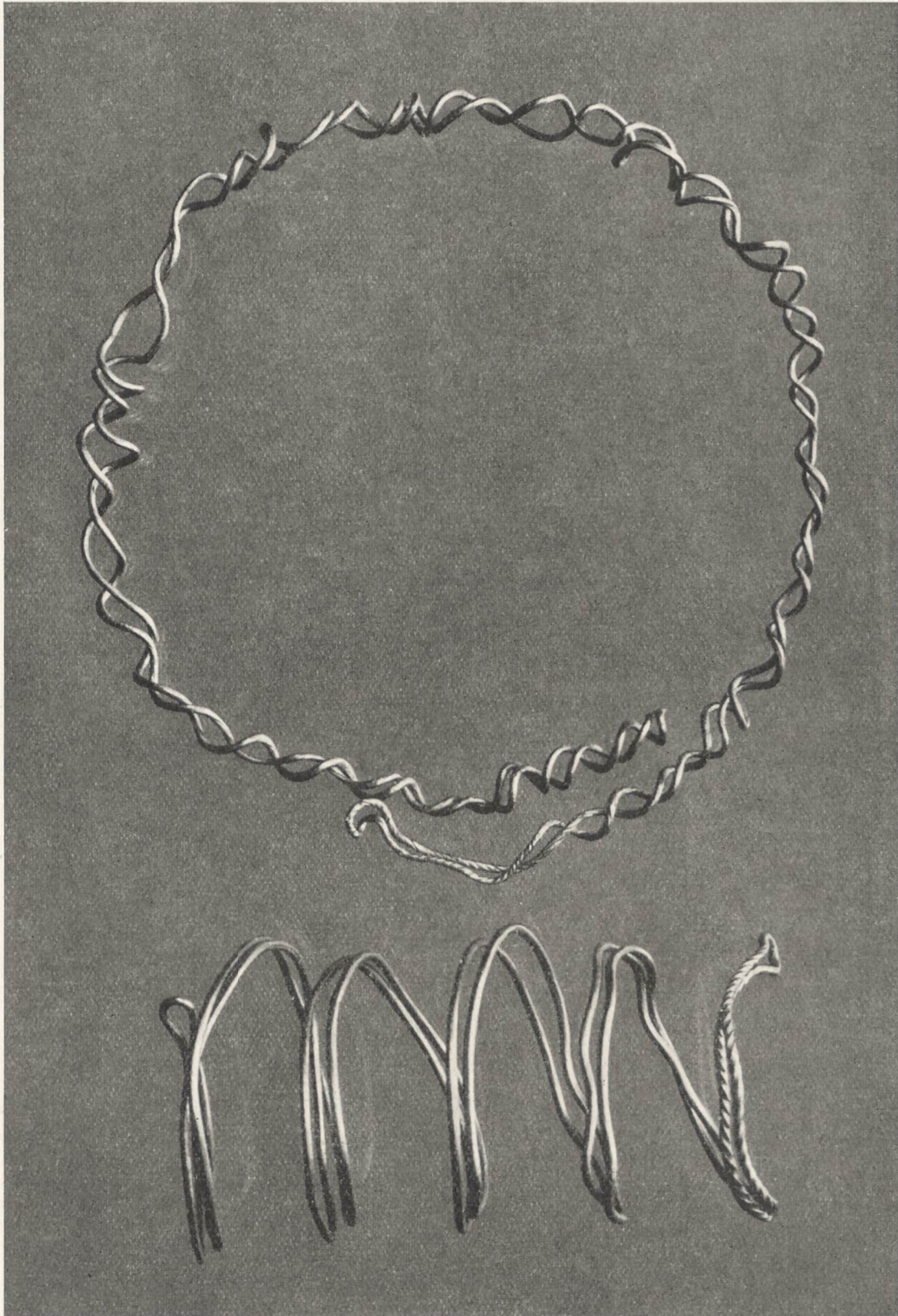


Der Petersfels bei Wernigerode.  
X Weihfund. + Quelle.

Vgl. Paul Grimm: Von den Weihefunden der Bronzezeit in den Harzbergen.  
„Mitteldeutsche Volkheit“ 1935 Heft I. S. 15 u. 16.



# Illyrische Bronzezeit.



Golddrahtringe aus dem Schatzfund von Plessa, Kr. Schweinitz.  $\frac{1}{1}$ .  
Landesanstalt für Volksheitskunde.







# Ein Skelett-Grab der Bronzeperiode II in Tschernow, Kr. West-Sternberg, am Rande der Priesterberge.

Von Vorgeschichtsforscher M. M. Lienau, Frankfurt a. d. Oder.  
Mitarbeiter der Landesanstalt 1914—1915.

Aus Tschernow wurden am 27. Oktober 1934 Urnenfunde gemeldet. Am 28. Oktober stellte ich an der Fundstelle fest, daß es sich um Graburnen aus der Bronzeperiode III (Buckelurnen-Periode) handelt. Für die am 30. Oktober vorzunehmende Ausgrabung gab ich dem Herrn Hauptlehrer Meyer, da ich erst gegen Mittag zur Stelle sein konnte,

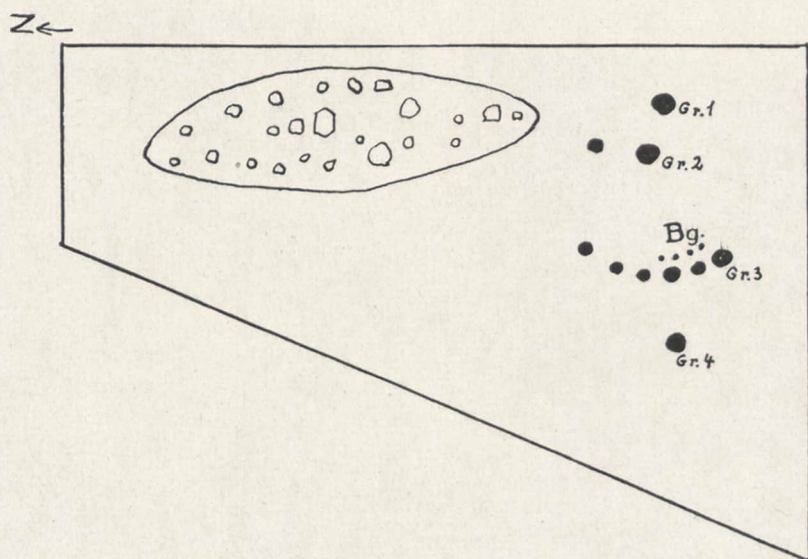


Abb. I. Lageffizze. 1:80.

peinlich genaue Anweisungen zur Vorbereitung der Grabung, deren gewissenhafter Innehaltung ich es verdanke, daß bei meinem Eintreffen eine große Steinpackung (zur Photographie reif) in situ frei lag. Diese sprach ich als einem Skelett zugehörig an, was sich als zutreffend herausstellte.

Aus der Übersichtsskizze (Abb. I) ersieht man die Lage der vier Urnen-Brandgräber, davon Grab 3 mit mehreren Beigefäßen und der Skelett-Steinpackung. Sämtliche Urnen- und Beigaben-Gefäße sind Bronze III-Typen. In einer Leichenbrand-Urne lag der Kopf einer für III typischen geschwollenen Bronzenadel mit ovalem geriefeltem Kolbenkopf.



Die Skelett-Steinpackung (Abb. 2, Zeichnung und Abb. 3, Photographie) war orientiert der Länge: nach Nord-Süd. Die Länge der

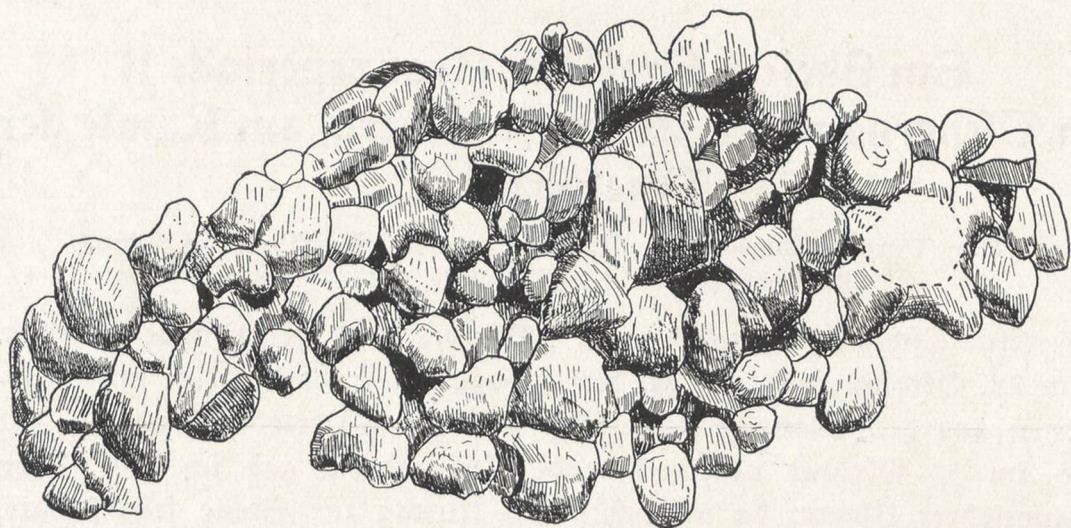


Abb. 2—3. Planzeichnung und Photographie der Steinpackung.  
(Abb. 2 Maßstab 1:30.)

Steinpackung betrug 3,20 m, die größte Breite, ziemlich in der Mitte, 1,35 m. Sie wurde angetroffen bei 0,20 m unter der Ackerkrume und hatte mit ihren drei Steinlagen eine Mächtigkeit (ein Profil) von 0,62 m. Der gewachsene Boden wurde bei 0,84 m unter Ackerkrume erreicht.



Geschlossen (Stein an Stein) waren die zwei obersten Steinlagen mit 98 bzw. 86 Steinen (zum Teil großen Kalibers, insbesondere in der Mitte der zweiten Steinlage), während die dritte, unterste Steinlage mit etwa 20 Steinen nur in gelockerter Kreisform den großen Mittelstein von 0,32 m Höhe und 0,45 m Breite umgab, dessen Kopf in der zweiten Lage erschien und dessen Basis auf dem gewachsenen Boden lag. Wie aus Abb. 4 hervorgeht, diente er dem durch Holzreste nachzuweisenden Holzbehälter (Holzkiste oder Baumsarg) des Skelettes zur Lehne. In der Mitte der Steinlage 2, also zu beiden Seiten des großen Mittelsteines, lagen überhaupt (wie eine Mauer) schwere Steine.

Nachdem nun die zwei obersten Steinlagen entfernt waren (Stein nach Stein) waren innerhalb der untersten lockeren Steinlage und an ihrer Peripherie die ersten Beobachtungen zu machen, also über dem gewachsenen Boden in einer Erdschicht, die eine Mächtigkeit von 0,22 m hatte, indem sie bei 0,62 m unter Ackerkrume begann und bei 0,84 m (Erscheinen des gewachsenen Bodens) endete. In dieser Schicht lagen: ein Stückchen gebrannter Knochen und drei kleinere Gefäßscherben (davon ein sehr kleiner), alle atypisch, aber „allgemein bronzezeitlichen“ Charakters und südlich des großen Mittelsteines, wie sich später herausstellte im Rücken des Skeletts, Holzreste von etwa 0,25 m Länge, hochkant stehend mit einem Profil von 0,21 m, in der Tiefe 0,63 m bis 0,84 m unter Ackerkrume.

Nun, nach Entfernung der letzten Steine, wurde in „1 cm Schichten“ der Erdboden unter der Steinpackung in möglichst langen Streifen abgeschürft. Da zeigte sich nach längerer Arbeit, westlich im Südbezirk der Steinpackung ein sich durch andere Färbung abhebender Erdstreifen von 0,30 m Breite und 1,60 m Länge bei einer Tiefe von 0,67 m unter Ackerkrume, — noch zwei vorsichtige Schürfungen: da lag das Erdskelett bei 0,69 unter Ackerkrume wie ein „Scherenschnitt auf Sand gelegt“ zur staunenden Überraschung der Ausgrabenden und der zahlreichen Zuschauer, welche dem lauten Ausdruck gaben. (Vergl. zum Skelett Abb. 4, 5, 6.)

Abb. 6 zeigt das Skelett in situ mit dem Kopf an der Mittelwand von Steinlage 2, an welcher der Kopf des Holzsarges gestanden haben muß, wie aus den oben erwähnten Holzresten (im Rücken des Skeletts) zu schließen ist. Auch unter dem Skelett, das bei 0,69 m unter Ackerkrume erschien, während die letzte unreine Erde bei 0,83 m verschwand, fanden sich noch winzige Holzspuren. Die scharfen Konturen des Skeletts zeigten ein Profil von  $1\frac{1}{2}$  cm (von 0,69 m bis 0,705 m unter Oberfläche). Ich will hier gleich von dem Holzbehälter des Skeletts sprechen. Dieser



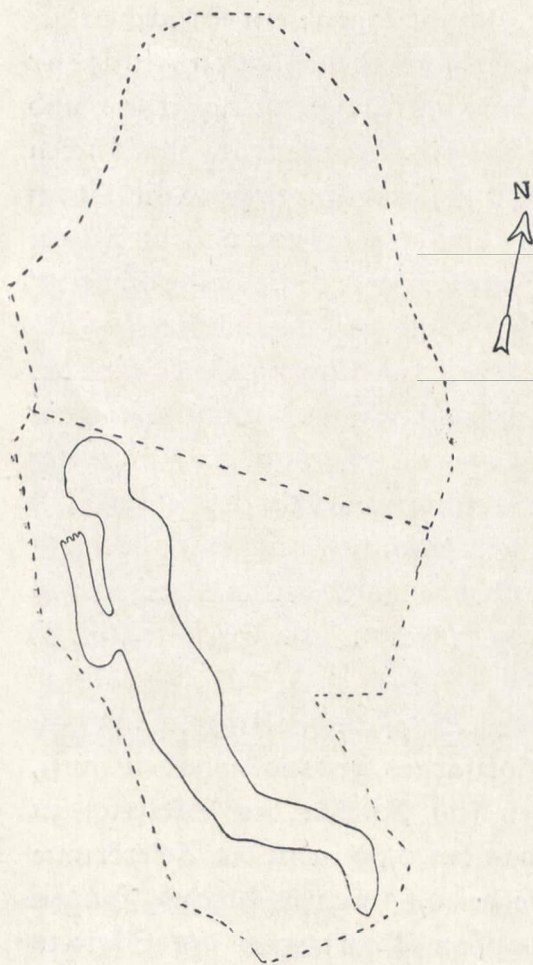


Abb. 4—6. Angetönte Zeichnung, Zeichnung und Photo des Inneren des Grabes.  
(Abb. 4 1:20.)



Holzsarg kann eine Holzkiste mit Deckel oder ein Baumsarg mit Deckel gewesen sein. Dies ist auch dadurch zu beweisen, daß das Nivellement der oberen Steinlage (siehe Abb. 1 und Abb. 2) in ihrem Südteil = westliche Seite, wo das Skelett lag, eine (auch auf der Photographie erkennbare) Einsenkung zeigte bis zu einer Differenz von 15 cm gegen die östliche Seite. Diese Senkung ist durch das Vermodern der Holzhülle zu erklären, die ein langsames Einsinken der sie bedeckenden Steine verursachte.

Zu Abb. 5 (Zeichnung in situ, später angetönt), des Herrn Hauptlehrers Friedrich Meyer = Tschernow ist zu sagen:

Das Skelett lag auf der rechten Seite mit dem Kopfe im Norden, so, daß die Augen nach Westen blickten. Der linke Arm lag vor der Brust mit der Hand (auch Fingerstumpen noch erkennbar) unter dem Kinn, dem die innere Handfläche zugekehrt war. In sanfter Schwingung waren die Füße unterhalb des Knies etwas zurückgebogen. Dieser Rückschwingung der Füße folgt auch die Steinpackung (Abb. 2). Nahe den Fußsohlen befand sich im selben Niveau, wie das Skelett, ein schmutzig schwärzlicher Fleck von etwa 0,30 : 0,20 m, jedenfalls von verwesten Stoffen herrührend: also ein Opfer (Wegzehrung oder Brand-(Wärme)-Opfer).

Zu Abb. 6 (Photographie) wäre zu bemerken, daß diese ja einen verwischten Eindruck macht gegenüber der Zeichnung, für deren Korrektheit aber viele Zeugen vorhanden sind. Diese Korrektheit gibt auch der Oberkörper in Photographie wieder. Zumal mit einer Lupe erkennt man deutlich: Augenhöhlen, Nase, Mund, Schulter und Armhaltung. Und wenn das Skelett — von der Gefäßpartie an — photographisch verwischter erscheint, so erklärt sich dies aus etwas dunkler gefärbten Erdflecken zu beiden Seiten der unteren Körperhälfte (jedenfalls auch von organischen Stoffen herrührend). Solche Flecke unterscheidet die photographische Platte technisch nicht so gut. Dies behinderte aber den Zeichner von seinem Standpunkt aus nicht, das Skelett klar zu unterscheiden und „ohne Schönung“ zu zeichnen. Der Anblick des „Erdskelettes“ war für alle Anwesenden geradezu ein ästhetischer Genuß. Der Bestattete muß ein Mensch von schönem schlanken Körperbau gewesen sein.

Nun wäre noch von einem überraschenden Ereignis innerhalb des Nordendes der Grabanlage zu sprechen: 0,30 m nach Süden von der Nordkante der Steinpackung stand als tiefster Fund ein großer kubischer Stein von 27 cm Höhe. Sein Kopf erschien bei Nivo 0,85, seine Basis bei 1,12. Bisher wurden die tiefsten Beobachtungen bei 0,83 m (letzte unreine Erde unter dem Skelett) und bei 0,84 (tiefste Holzreste im Rücken des Skeletts) gemacht. Der Bezirk um diesen Einzel-Nordstein war also der



einzig, wo der gewachsene Boden noch nicht bei Nivo 0,84 erschien, sondern erst bei 1,19 m, nämlich da, wo die letzten Holzbrand-Reste in der Umgebung des Einzelsteines, um den ein mächtiges Feuer gelodert haben muß, angetroffen wurden, also noch 7 cm unter der Basis des Steines. Am Steine selbst klebten noch viele geschwärzte Holzrestchen.

Ich fasse diesen stelenartigen Stein auf als einen Weihstein für die Grabanlage, um den ein Weihesfeuer (in einer ausgehobenen Grube) entzündet wurde bei der Bestattung. Ob dieses Weihesfeuer gleichzeitig ein Wärme-Opfer für den Bestatteten bedeuten sollte, kann in Erwägung gezogen werden.

### Zusammenfassung.

Zusammenfassend ist zu sagen, daß die Bronzeperiode II gesichert ist durch die Skelettbestattung unter einer starken Steinpäckung in Nachbarschaft mit Leichenbrandurnen und Beigefäßen der Periode III. Charakteristisch ist für Periode II auch die dürftige Grabausstattung — daselbe ist auch in Schlesien der Fall, wo Tongefäße in den Gräbern nur ausnahmsweise auftreten. „Immerhin hat man in Schlesien keramische Anflänge einerseits an die Aunjetitzer, andererseits an die frühlausitzische Stufe feststellen können, wie auch Beziehungen zur südböhmischen Hügelgräber-Keramik und gleichzeitigen mährischen Gefäßen.“ Am besten beleuchtet ja die Abbildung I/Generalskizze die Beziehungen zur Lausitzer Buckelkeramik Periode III. Andererseits weisen auf die Aunjetitzer Kultur zurück die starke Steinpäckung, die Lage des Skeletts auf der rechten Seite und das Fehlen von Beigaben — ein häufiger Befund neben anderen mit Beigaben reich bedachten Aunjetitzer Gräbern. Alles in allem ist in unserem Falle das eng benachbarte Vorkommen von einer Bestattung/Periode II und Brandgräbern Periode III, auch wegen der damit bewiesenen völkischen Berührungen sehr wichtig. Diese Berührungen sind zu erschließen aus der Verbreitung der Aunjetitzer Kultur. „Sie tritt in geschlossenen Siedelungsgruppen auf in Schlesien, Tschechoslowakei, Niederösterreich und den sächsischen Ländern, hat aber darüber hinaus nach allen Richtungen hin Ausläufer entsandt. Innerhalb dieses weiten Umkreises heben sich drei durch natürliche Grenzen und auch kulturell deutlich unterschiedene Sondergebiete ab: ein zentrales, umfassend Schlesien (mit Teilen von Posen und Brandenburg) und Böhmen, ein östliches mit Mähren, Niederösterreich und dem Preßburgerbecken und ein westliches mit Sachsen-Thüringen. Uns interessieren hier die Ausläufer (von Schlesien aus) nach Brandenburg und Posen.



Hier ist die Beobachtung interessant, daß wir die nördlichsten Fundstellen nahe der Warthe, nämlich an ihrem Südufer beobachten können in den Posenschen Kreisen Samter und Birnbaum bzw. südlich einer genau in der Richtung des untersten Warthelaufes von Cüstrin nach Buckow gezogenen Linie. Hier liegen, — im weiteren Zuge der Linie Kr. Samter, Kr. Birnbaum = Tschernow = Oderbruch —, aus dem Oderbruche einige Einzelfunde vor nebst zwei ergiebigen Fundstellen bei Dolgeln mit zwei Aunjetiger Gräbern und bei Werbig mit einem Grab (hierzu — zum Oderbruch — vergl. „Das Oderbruch, zweiter Band, Eberswalde 1934“; darin Alfred Götz „Das Oderbruch in vorgeschichtlicher Zeit, S. 16/18 mit Abb. 15, 16, 17, 18, 20“). Dieses Salmachen der Aunjetiger (und Bronze II = Leute, Tschernow) auf einer fast ausgerichteten West-Ost-Linie vor der Warthe legt die Folgerung nahe, daß der Warthebruch und der rechtsufrige Oderbruch zu einem weiteren Vordringen nach Norden nicht lockten, so daß die Einwanderer nun bei Cüstrin (am Zusammenfluß der Oder und Warthe) das linke Oderufer zu gewinnen suchten, wo sie nach Westen hin zwar auf den linksufrigen Oderbruch stießen, der aber Siedlungsmöglichkeiten bot, während sie nach Osten hin von Cüstrin aus weiter vordringen konnten längs des nördlichen Wartheufers. Die wichtigen Grabfunde von Dolgeln und Werbig im Oderbruch liegen auf dessen westlichem Höhenrande des Oderbruches. Von großer Wichtigkeit für Tschernow (Skelettgrab Periode II nach Aunjetiger Art) im Kreise West-Sternberg sind nun zwei weitere Aunjetiger Fundstellen im Kreise West-Sternberg, die noch nicht vor die Öffentlichkeit getreten sind, nämlich bei Kunersdorf (nahe Frankfurt) und bei Kräsem (nahe Rappitz) an der äußersten West-Grenze (nach Schlesien hin) des Kreises West-Sternberg. Kräsem — Kunersdorf — Tschernow liegen alle drei unweit der Oder auf ihrem rechten (östlichen) Ufer. Kräsem — Tschernow (beide „Bruch-Rand“-Dörfer) liegen auf einer geraden Süd-Nord-Linie, Kunersdorf ein wenig östlicher dieser Linie und zwar Tschernow, vom Oderstrom 10 und von der Warthe 8 km, im Randwinkel des Warthe- und rechtsufrigen Oderbruches, Kräsem 2 km östlich der Oder am Rande der Oderniederung und zwischen ihnen Kunersdorf mit der 7 km östlich der Oder auf dem Hochplateau liegenden Fundstelle innerhalb der Kunersdorfer Ziegelei.

Wenn wir nun wissen, daß in Schlesien auf dem linken westlichen Oderufer zwischen Glogau und Grünberg Aunjetiger Funde auftreten, so können wir heute mit den neuen Funden im Kreise West-Sternberg die Linie einer nördlichen völkischen Ausstrahlung vom Zentrum Glogau—



Grünberg auf über 100 km von Grünberg bis Tschernow über Kräsem—Kunersdorf verfolgen. Dann stehen wir an der nördlichen Grenze der Aunjetitzer Kultur, auf der auch die Funde im Kreise Lebus, westlich der Oder, liegen. Obwohl jüngersteinzeitliche Funde aus Kulturzentren des Nordens, Westens und Südens, die im und nahe dem Stadtkreis Frankfurt erst neuerdings wieder gemacht sind, beweisen, daß Frankfurt mit seiner Surt ein Verkehrs-Knotenpunkt schon im dritten Jahrtausend v. Chr. gewesen ist (was vorläufig mit Sicherheit für den benachbarten gleichfalls alten Übergang bei Lebus für die Steinzeit noch nicht zu sagen ist) so muß man für die Leute der ältesten Bronzezeit, den Fundplätzen nach, doch annehmen, daß sie, vor der Barre der Warthe—Oder-Niederung nach Westen abbiegend, erst etwa bei dem heutigen Küstrin auf das linke westliche Oderufer gewechselt haben.

Bei Kräsem handelt es sich um ein rechteckiges Skelettgrab mit einem Steinbelag von 263 großen und sehr großen Steinen, mit denen wohl ein Holz-Unterbau gepackt war. Einige Steine konnten nur von vier Händen fortgewälzt werden. Leider hatte der Eigentümer (Adolf Koschenz, Kräsem) bevor er meldete, das Grab schon zu drei Fünftel herausgerissen, aber es konnten noch im Abhub und auf der Basis des Grabes Scherben gesammelt werden. Der nördliche Rest konnte später untersucht werden. Dabei ergab sich mit Sicherheit die Grab-Breite von 2 m, während die Länge auf mindestens 3 m nur geschätzt werden konnte, ferner konnten fünf Steinlagen übereinander festgestellt werden. Das Profil der Steinpackung, deren Kopf 0,30 m unter Oberfläche lag, also deren Tiefe betrug 1,20 m bis zu ihrer Basis, die also 1,50 m unter der Oberfläche lag; dann erschien bald der gewachsene Boden. Sämtliche Gefäßscherben, 34 an der Zahl, von etwa 10 bis 13 wohl kleineren Gefäßen stammend, wurden auf der Basis der Steinpackung zwischen 1,45 und 1,50 m Tiefe gesammelt. Es waren sicher nur Scherben beigegeben. Die Gefäß-Scherben gehören ohne Zweifel der Aunjetitzer Kultur an (Standort: Museum Frankfurt a. O.). Sonst keine Funde.

Bei Kunersdorf (Ziegelei) handelt es sich um einen alten Fund, der aber erst im Jahre 1934 von dem jetzt auswärts wohnenden Besitzer dem Frankfurter Museum überwiesen wurde. Im „*Helios*“ Bd. 15, S. 27 (1898) und Bd. 15 (1899) S. 93/94 stehen Berichte vom Gasanstaltsdirektor Müller, der den Fund von einem Kunersdorfer Ziegeleiarbeiter kaufte (die Gürtelscheibe wird in Bd. 15 fälschlich als „Schildbuckel“ angesprochen), aus denen hervorgeht, daß der Fund, so, wie er jetzt im Museum liegt, aus sechs Teilen sich zusammensetzt: zwei gleiche runde Schmuck-



scheiben (davon eine fragmentarisch), für Leder- oder Stoffgürtel mit einem Buckel in der Mitte und mit ornamentierten konzentrischen Ringen (auch am Rande). Der Durchmesser der runden Scheibe (Abb. 7) beträgt 13 cm. Die Dicke der Schmuckscheibe entspricht der eines Fünf-Pfennig-Stückes. Über das Verbreitungsgebiet dieser runden Schmuckschildform sagt S. Seger in Bd. 1, S. 80 („Schmuckschilder der frühen Bronzezeit“) in „Alt-Schlesien“ 1932, daß „diese Gattung in Böhmen und Bayern“ vorkommt. Seitdem sind allerdings 14 Jahre vergangen.

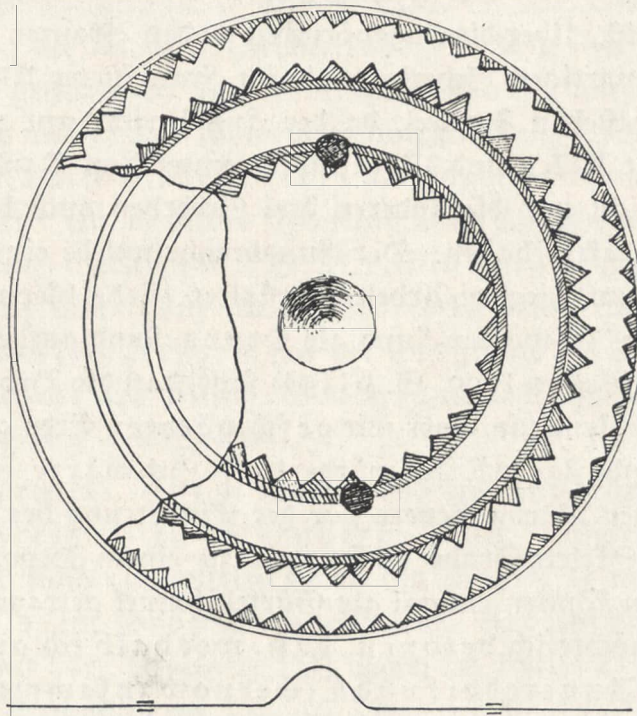


Abb. 7. Scheibe von Kunersdorf.  $\frac{1}{2}$ .

(Vgl. mit Abb. 7: „Josef Schranil: Die Vorgeschichte Böhmens und Mährens“ 1928, Tafel XXII, Abb. 24.)

Außer den Gürtelplatten gehören zum Funde noch drei große Bronzeringe mit aneinander vorbeilaufenden (sich überschneidenden) Enden (wie dies bei Schranil a. a. O., Tafel XXII, Abb. 31 der Fall ist). Einer davon ist nur zur Hälfte erhalten. Die runden Ringe verjüngen sich nach den Enden. Ihr Umfang beträgt an der stärksten Stelle 2 cm, der Durchmesser einschließlich des Ringkörpers 17 bzw. 16 cm.

Schließlich noch ein massiver ovaler, nach den Enden sich verjüngender Armring ohne Ornament mit stumpfem Ende; vgl. Schranil a. a. O., Tafel XXIII, Abb. 35. Nur ist unser Ring noch ovaler und



hat stumpfe Enden, während die Enden des Ringes bei Schranil etwas nach außen gebogen sind, was für Schranil einen jüngeren Typ bedeutet. Der ovale Ring mit abgeplatteter Ober- und Unterseite hat einen Durchmesser von 10 : 14 cm einschl. des Ringkörpers. (Standort: Museum Frankfurt/O.) Ein zweiter gleicher Ring ist verschollen. Also waren es ursprünglich fünf Ringe.

N. E. gehört der Kunersdorfer Fund zu einem Skelettgrabe. Man vergleiche auch dessen reiches Ring-Inventar mit dem des Nunjetitzer Skelettgrabes von Görzig a. d. Oder, von dem hierunter im Nachtrage die Rede ist. Über die Zugehörigkeit zu den Bronzen von sämtlichen (vier) verschiedenartigen Scherben, die im Frankfurter Museum bei dem Funde liegen, bestehen Zweifel, da der Fundbericht nur von einer zerstörten Urne mit Killen und Nageltupfen unter dem Rande (ein Scherbe hat letztere) spricht und die anderen drei Scherben auch keinen typischen Nunjetitzer Charakter haben. Der Fundbericht wurde einem Nicht-Sachmanne von einem Ziegelei-Arbeiter erstattet (siehe hierzu auch „Nachtrag“ unter Nr. 3), wo der Fund als Depot-Fund aufgefaßt wird. Da der Fundbericht (Helios 1899, S. 93/94) sagt, daß die Bronzen und Reste einer zerstörten Urne „in einer mit geschwärzter Erde gefüllten Grube in grauem Sande lagen“, so würde diese Schwärze — als Zeugnis eines Weihe- oder Wärme-Feuers vor der Einbettung des Toten — auch eher zu einem Skelett-Grabe passen, als zu einem Depotfund<sup>1)</sup>. Auch zwei Fierscheiben können einmal als Gürtelschmuck getragen worden sein. Zum Schlusse möchte ich betonen, daß, weshalb ich auch die Funde von Kräsem, Kunersdorf und Tschernow zusammen besprochen habe, das Grab von Tschernow mal wieder die Kluft zwischen den Perioden I und III. verkleinert (hierzu Ebert, Reallexikon, Seger, Bd. II, 4. Lief., S. 274, § 19 u. S. 275/276, § 23). So zeigt sich durch dieses Grab (mit den benachbarten Buckelurnen) eine neue Anknüpfung nach beiden Seiten: Nunjetitz und die frühlausitzische Stufe. Dasselbe ergibt sich aus Funden von je einem Skelettgrab Bronze II auf Urnenfriedhöfen mit Buckelurnen (Periode III) = Keramik: in Frankfurt (Oder) (Gurschstift) und Brieskow (Kr. Lebus), Siedlung Aegypten. Aus Brieskow-Sinkenheerd/Weinberg — liegt ein einzelner Grabfund Bronze II vor.

<sup>1)</sup> Für einen Depotfund würde andererseits der fragmentarische Zustand der einen Platte und eines Ringes sprechen.



### Nachträge.

I. Das nach Einlieferung meines Manuskriptes erschienene „Heft 9 der Vorgeschichtlichen Forschungen“: Waldtraut Bohm: „Die Ältere Bronzezeit in der Mark Brandenburg“ gibt mir willkommenen Anlaß, meine vorstehenden Ausführungen über die Bronzeperioden I und II abzurunden. Auf Karte I (Heft 9) illustrierend „die Besiedelung in Periode I“ wird unter Nr. 14, bei Aufzählung der Gräber, ein „Aunjetitzer Skelettgrab“ von Görzig a. d. Oder (Kreis West-Sternberg) bekannt gegeben mit sieben Bronzeringen (a. a. O., S. 5 und S. 101, Anlage 2a — Nachweis: Katalog der Ausstell. Berlin 1880, S. 84). (Zu unserem Kunersdorfer Funde gehören ja auch 5 Ringe.) Görzig am rechten (östlichen) Oderufer liegt nur 15 km südwestlich von unserem Tschernow, bei dem gleichfalls auf Karte I unter Nr. 15 als Funde von einem Flachgrab angeführt werden: ein massiver Armring und Tonscherben. (Nachweis: Kat. d. Ausstell., Berlin 1880, S. 85.) Mit Nr. 15 hätten wir im Kreise West-Sternberg vier (ohne Kunersdorf drei) Aunjetitzer Skelettgräber: Von Süd nach Nord Kräsem (an der Südgrenze des Kreises), Kunersdorf bei Frankfurt (i. d. Mitte), Görzig (unweit Tschernow), Tschernow (an der Nordgrenze des Kreises).

Nach Karte III (Heft 9) illustrierend die Besiedelung in Periode II, weist der Kreis West-Sternberg außer unserem Tschernow-Skelettgrab noch ein zweites Grab der Periode II unter Nr. 34 (Anlage 10, S. 114) für Groß-Gandern auf. Und auf einer geraden Süd-Nord-Linie mit Nr. 34 (Karte III) liegen im Kreise Crossen zwei Gräber der Periode II, nämlich die Nr. 16/17.

Die Forschungsergebnisse von Waldtraut Bohm geben noch zu folgenden Bemerkungen Anlaß:

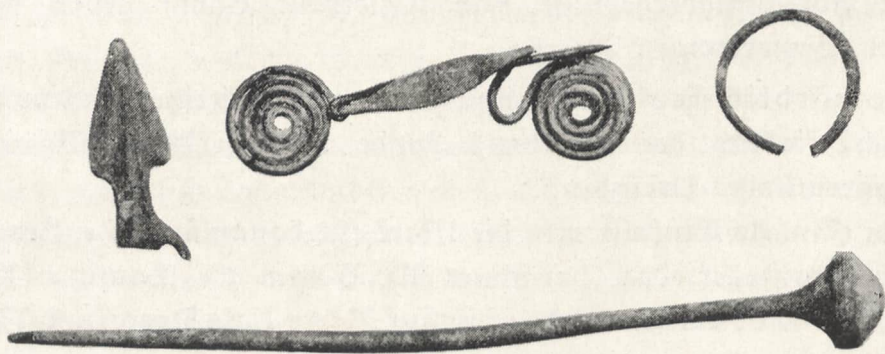
1. Die nördlichsten Ausstrahlungen der „Aunjetitzer Kultur“ liegen noch nördlich der Oderbruch-Funde in dem Kreise Königsberg, Angermünde, Prenzlau.
2. Als Handels-Einfalltor in die Mark für donauländische Bronzen in der Bronzeperiode I bezeichnet W. Bohm die Lausitzer Neiße.
3. Der Fund von Kunersdorf ist auf Karte I als Depotfund Nr. 39b eingetragen.
4. Außerdem ist ein Depotfund aus Kräsem unter Nr. 39a auf Karte I eingetragen.
5. Auf Karte I wäre also das Skelettgrab von Kräsem (Periode I) und auf Karte III (Periode II) das Grab von Tschernow nachzutragen.



II. Noch vor Drucklegung nehme ich Einsicht in zwei kürzlich erschienenene „Vorgeschichtliche Übersichten“, in denen auch in Übereinstimmung das „Aunjetitzer Problem“ — Herkunft und Wanderung — besprochen wird: Hans Sahne: „Das Vorgeschichtliche Europa“ und Walter Frenzel: „Grundzüge Deutschlands und der Deutschen“. Beide stehen auch im Einklange mit Segers Standpunkt.

Nach Sahne sind die Aunjetitzer anzusprechen als ein ältest-indo-germanisches Volk und zwar „als ein mittel-nordeuropäisches Gemisch mit vorwiegend nordeuropäischen Rassenelementen“. „In der Verteilung der Aunjetitzer Funde spiegelt sich offenbar eine große Auswanderung aus dem kulturell und rassisch damals weitgehend einheitlich aus steinzeitlichen Wurzeln aufgebauten Mitteleuropa wider, in der Richtung besonders auf die westeuropäischen und die südeuropäischen Länder.“

Eines nun der Aunjetitzer Kulturzentren wurde nach Seger „Schlesien und Böhmen“. Wenn Seger dabei spricht von aus Schlesien nordwärts gerichteten Ausstrahlungen (Vordringen kleiner Gruppen) bis nach dem Süden und Westen der ehemaligen Provinz Posen und bis zum Bezirk Frankfurt, ohne daß hier geschlossene Siedlungsgruppen auftreten, so handelt es sich — in Anbetracht der Aunjetitzer Haupt-Wanderrichtung Nord-Süd — lediglich um aus dem Schlesischen Kerngebiet nordwärts strebende Außenposten.



Aus Grabhügeln der Lausitzer Kultur bei Groß-Möhlau,  
Kr. Bitterfeld.  $\frac{2}{3}$ .



## Lausitzer Grabhügel bei Falkenberg, Kr. Liebenwerda.

Von Dr. Helmut Agde, Museum für Urgeschichte Freiburg (Br.).

Studierte in Halle Vorgeschichte.

In dem großen Gräberfeld im Schweinert zwischen Kl.-Rössen, Übigau und Falkenberg wurde im Zusammenhang mit der Aufnahme der Lausitzer Kultur eine Grabung der Landesanstalt für Volksheilkunde mit dem Arbeitsdienst Sommer 1934 vorgenommen. Die Ergebnisse der Grabung rechtfertigen die Sonderveröffentlichung des Materials.

Grabhügel I: Durch einen Holzabfuhrweg wird das Gräberfeld in zwei Teile geteilt, von denen der westliche im allgemeinen die größeren und der ostwärtige die kleineren umfaßt. Da durch den Weg kein Grabhügel berührt wird, dürfte seine Anlage alt sein. An diesem mittleren Holzabfuhrweg lag Hügel I. Er hatte eine absolute Höhe von 1 m, doch war seine natürliche Höhe infolge des durch Erdbewegungen stark welligen Geländes geringer. Die bewegte Erde, die in Sektoren von 45° ausgehoben wurde, ist auf 24 cbm berechnet.

Aufbau: Der Hügel bestand aus mattbraunem Sand, der Reste von Humus-Säure enthielt und mit verschiedenen Scherben durchsetzt war. In der Nordhälfte fanden sich in 2 m um den Mittelpunkt herum mehrfach kleine Leichenbrandreste. Im Profil konnte eine dunkelbraune, stark humöse Schicht gewonnen werden, die nach der Mitte zu mächtiger wurde und wohl die alte Oberfläche darstellt. Die verschiedene Mächtigkeit der Schicht läßt sich durch Zerstörung beim Aufbau des Hügels erklären, sie war fundfrei.

Das Grab: Im Sektor N—NO, also nicht unmittelbar unter dem visuellen Mittelpunkt fand sich eine kreisrunde Stelle schwarzer Erde. Als die alte Humusschicht erreicht war, ließ sich die Verfärbung deutlich feststellen. Einzelne Scherben wurden in größerer Tiefe geborgen und häuften sich mehr. Es ergab sich ein Schacht von etwa 80 cm Tiefe, der mit tiefschwarzer Erde wie vom Scheiterhaufen, Leichenbrandresten in den unteren 30 cm, vielen Scherben und kleineren Stücken Lehmewurf gefüllt war. Ferner fanden sich noch mehrere Bruchstücke eines Reibsteines, ein faustgroßer Reiber sowie eine Bronzeperle.



Eine Schichtung der Funde wurde nicht beobachtet, vielmehr konnte nur ihre vollständige Vermischung festgestellt werden.

Ergebnis: Ein Hügel mit Schachtgrab, Brandschüttung des gesamten Beigabematerials nach Zerstörung durch Bruch und Flamme.

Eine Nachuntersuchung des Geländes durch einen  $\frac{1}{2}$  m breiten Graben ergab eine große Anzahl Scherben ohne erkennbare Lagerung. Der Hügel wurde wiederhergestellt.

Hügel II: Dieser Hügel liegt am Westrand des Gräberfeldes und des Laubwaldes am Weg nach Falkenberg. An dieser Seite hatten Pastor Pallas, Herzberg, Sörtsch, Halle und Voss, Berlin gegraben, während die Frauen von Übigau, der würdige Herr Schullehrer Schmidt, Wagner und die zahlreichen Lehrer sich mehr auf der Ostseite des Gräberfeldes betätigt hatten.

Die Form des Hügels war die eines Kegelstumpfes mit verschliffenen Kanten. Als solche wurde der Inhalt des Hügels auf etwa 1200—1300 cbm berechnet. Damit war eine Grundlage für die Abschätzung der Arbeit zum Aufbau des Hügels in vorgeschichtlicher Zeit gewonnen. Der Hügel ist gleichförmig von einem 3—4 m breiten Graben umzogen, der etwa 1,20—1,50 m in das Gelände eingetieft ist und mithin eine bedeutende Menge Erde für den Hügel ergeben hat. Alle Erdmengen entstammen aber nicht allein dem Graben, sondern es müssen bedeutende Mengen von anderen Stellen geholt worden sein. Vielleicht lassen sich so die vielen Bodenunebenheiten im Gelände erklären.

Die Böschung des Hügelrandes beträgt 1 : 3, muß aber in vorgeschichtlicher Zeit anders gewesen sein. Auf Grund der Schichtenfolge läßt sich der alte Durchmesser des Hügels mit etwa 20 m angeben, während der heutige Durchmesser mindestens 24—25 m beträgt. Die Höhe des Hügels muß in der Bronzezeit mindestens 2 m größer gewesen sein. Der Unterschied der beiden Grundflächen ist etwa 170—180 qm.

Im südlichen Teil des Hügels lag am Rande eine Erdbank, die den Graben verschloß und etwa in Höhe der Humusfläche zwischen den Hügeln lag. Bemerkenswert scheint, daß in dem Sektor, der an die Brücke schloß, die drei Nachbestattungen gefunden wurden. Eine Untersuchung der 6 m breiten Brücke wurde durch zwei Gräben vorgenommen und als Ergebnis der Mangel jeglichen Holzeinbaues festgestellt. Die etwa 60—80 cm starke Humusschicht geht in weißen Sand und etwa 1,50 m tief in Kies über.

Der Graben ist in normalen Jahren von Wasser gefüllt, im Grabungsjahr wurde das Grundwasser erst in 0,30—0,40 m Tiefe erreicht. Im Graben liegt eine 0,30 m dicke Schicht aus Schluff, mooriger Erde und



Pflanzenresten, die auf dem spätdiluvialen Kies aufliegt. Eine eigentliche Sandschicht ist nicht mehr vorhanden. Der Graben ist also bis auf die Kiesschicht abgebaut worden. Am Außenrand des Grabens im Ostteil wurde ein einzelner Pfahl gefunden, der schräg nach innen geneigt war, doch konnte eine andere Befestigung des Randes nicht erwiesen werden.

Im Verlauf der Umrisslinie des Hügels läßt sich eine leichte Verflachung am Mittelpunkt feststellen, die aber im Zusammenhang mit einer anderen Störung auf Forstmaßnahmen zurückgeht. Im Sektor 2 (Nord) waren Störungen durch eine Suchröhre vorhanden, die bis in das eigentliche Grab hineinreichten.

Das Material des Hügels ist reiner Sand, der nur auf der Westseite sehr hart ist und dort tiefdunkelbraun gefärbt ist. Hier ist wohl die Erdmenge gelagert, die beim Abstecken des Rasens zum Bau des Hügels zuerst gewonnen wurde und daher noch stark mit organischen Teilen durchsetzt ist. Der Sand ist aufgeschüttet auf eine Schicht von 20—30 cm Mächtigkeit, die sog. braune Schicht, die die alte Erdoberfläche des Hügels darstellt und unverlegt ist. Auf sie ist die Bestattung erfolgt.

In der gesamten Graberde verstreut fanden sich Scherben vieler Gefäße, die wohl als Reste des Leichenschmausers anzusprechen sind. Nach Untersuchung der Brücke wurde Sektor I in den Hügel getrieben (20° SO bis 25° SW). 6 m vom Mittelpunkt lag Grab I auf dem Hang in 0,25 m Tiefe. Es bestand aus einer zerdrückten Amphore und Scherbenresten. Etwa 1½ m südlich lag eine 1 qm große Scherbenschicht, unter der Leichenbrand geschichtet war und die von mehreren Gefäßen herührte.

Grab 3 lag im gleichen Sektor in 0,25 m Tiefe und bestand aus einer Urne, die mit der Mündung nach Süden lag und im Boden ein Seelenloch hatte. Sie war zur Hälfte mit Leichenbrand gefüllt, der ohne Schichtung gelagert war. Sonst enthielt der Sektor nur Abraumscherben.

Sektor II: Nach I wurde der komplementäre Winkel 2 ausgegraben, der bedeutend größere Erdmassen enthielt (65° NW—70° NO). Die Streufunde häuften sich, zahlreiche kleine Bronzeperlen, Scherbenreste, verstreute Reste menschlichen Leichenbrandes wurden aufgelesen. In einer Entfernung von 1,50 m vom Mittelpunkt und in einer Tiefe von 0,80 m über der braunen Schicht fand sich ein kleines Nest tierischen Leichenbrandes, das 0,25 m Durchmesser hatte und in der Nähe des Grabes lag. Es waren nur einige Knochen, nicht das ganze Tier verbrannt (Keh oder Hund). Bei Erweiterung des Profils nach Westen fand sich in 1 m Entfernung die ostwärtige Steinfante des Grabes.



Der Sektor III ( $10^{\circ}$  SW— $25^{\circ}$  NW) bestand aus den Resten der Grasnarbe, die zur Aufschüttung mit verwendet worden war. Im Sektor IV fand sich am unteren Rand des Hügels eine Urne in Trümmern, die in holzkohlenhaltiger Erde und in Leichenbrand stand. Es ist eine Nachbestattung. Die übrigen Sektoren wurden abgeschält, konnten aber nicht bis zum Grund untersucht werden.

Der Steinmantel des Hauptgrabes sitzt auf der dunklen Schicht auf und unterschreitet sie an keiner Stelle. Holzreste des Grabbaues wurden nicht festgestellt. Am nordostwärtigen Ende lagen zwei Reibsteine. Das Westende, aus flacher liegenden Steinen bestehend, ist abgerundet. Auch die Südseite zeigt eine gerundete Form. Am ostwärtigen Ende liegt eine große Reibplatte.

Der Leichenbrand ist auf die Steine geschüttet, ohne Scheiterhaufenreste, aber mit den an den Knochen angeschmolzenen Bronzereften. Kleine Bronzeschmelzreste sind dazwischengestreut. Ein Fingerglied zeigt Bronzeschmelzreste, also Fingerschmuck.

Beim Freilegen der Steine im Ostteil kamen zuerst in tiefschwarzer, flockiger Erde mehrere Gefäßreste zum Vorschein. Dabei lagen zahlreiche Holzreste, auf denen zwischen zwei Steinen ein Pokal stand. Ein Füßchen gehört zu einer hölzernen Fußschale. Südlich anschließend fanden sich mehrere Gefäßreste, darunter zwei kleine Töpfe, die in Birkenrinde eingehüllt waren, ein Henkelkrug, Scherben eines zweiten Pokals, eine weitere Henkelschale und eine kleine Henkelschale. Alle Gefäße waren durcheinandergeschoben und mit Holzresten vermischt. Am südöstlichen Ende lagen auf einem Sandsockel die Bodenteile zweier Gefäße. Bedeutung dieser Anordnung ist nicht klar.

Beim Freilegen wurde nun neben dem Pokal 2 eine Lanzenspitze gefunden, die auf dem Scheiterhaufen gelegen hat. Auf einem Stein lagen inmitten der Scherbengruppe mit der Mündung nach unten, eingepackt zwischen Birkenrinde und Holzresten zwei Bronzetassen, die völlig in Scherben zerdrückt waren. Spuren der Verpackung in Moos sind zu erkennen. In einer großen Holzschicht, in der Reste eines Holzgefäßes mit mehreren Bohrlöchern (für die Füße?) zu erkennen waren, lag ein Messer und der Schaft einer Nadel. Die Holzreste lassen auf Spanschachteln aus Birkenrinde und Holzgefäße aus Kernholz schließen. (Abb. 3.)

Im Westteil fand sich kein Holz. Dort standen vielmehr nur große Gefäße, deren Anordnung aus der Aufnahme hervorgeht. Südlich stand eine große verzierte zweihenflige Amphore, in eine Terrine hineingesetzt. An diese schlossen sich nördlich zwei unverzierte zweihenflige Amphoren,





Abb. 1. Gefäßgruppe.



Abb. 2. Steinpackung im Hügel II.



sowie eine große Gruppe Scherben von verschiedenen Gefäßen. Alle Urnen enthielten nur unverfärbten Sand. Nach Bergung der Gefäße und der inneren Steinlage wurde unter dem Grab die braune fundleere Schicht angetroffen. Der Hügel ist wiederhergestellt.

Auszug aus dem Gutachten von Prof. Goldefleiß über die organ. Reste: An einzelnen Holzteilen waren Reste eines Pilzenzyals, z. T. mit Sporen entwickelt. Das Mycal scheint zu der Gruppe der Schwärzerpilze, *entarta claspoderium* zu gehören. Einige feinfasrige Teile waren tatsächlich Moos, vielleicht zu *Sypnum* gehörig. Andere schwarze Reste rühren von einer ursprünglich bräunlichen Masse her, als deren hauptsächliche Teile verkleisterte Stärke, Schalentteile vom Weizen, Aleuronzellen zu erkennen waren. An einem anderen Stück Rinde der Birke fanden sich neben den obengenannten Sporen auch sog. Dauersporen



Abb. 3. Birkenrinde einer Spanschachtel (?) mit Nachtspur.

eines *Besidionyceten*-pilzes, der u. U. Hausschwamm sein könnte. Eine andere Probe eines Breies zeigte neben erhärtetem Stärkekleister Schalentteile vom Weizen. —

Sunde des Hauptgrabes: a) Ostteil. Pokal mit Standfuß, auf dem Oberteil 12 Killen, auf dem Fuß 17 Killen, H.: 17,5 cm, dunkelgrau, glatt. (Abb. 4, 7.)

Weitmündige Fußschale, H.: 16,5 cm, auf dem Fuß 17 Killen, auf dem Hals 4 Killen. Braun, glatt, sauber. (Abb. 4, 8.)

Kleine, braune Henkelschale, mit senkrechten Killen auf der Schulter. Schwarzer glatter Ton, H.: 5 cm. (Abb. 4, 6.)

Sauberer feintoniger Henkelkrug, H.: 13,2 cm. Auf dem Unterteil des Halses 9 Killen, auf der Schulter wechseln weite Killenbögen mit senkrechten Strichgruppen. Braun, glatt. (Abb. 4, 12.)

Zwei graue glatte Näpfschen mit eingedelltem Boden, H.: 4 u. 4,5 cm. (Abb. 4, 4 u. 5.)



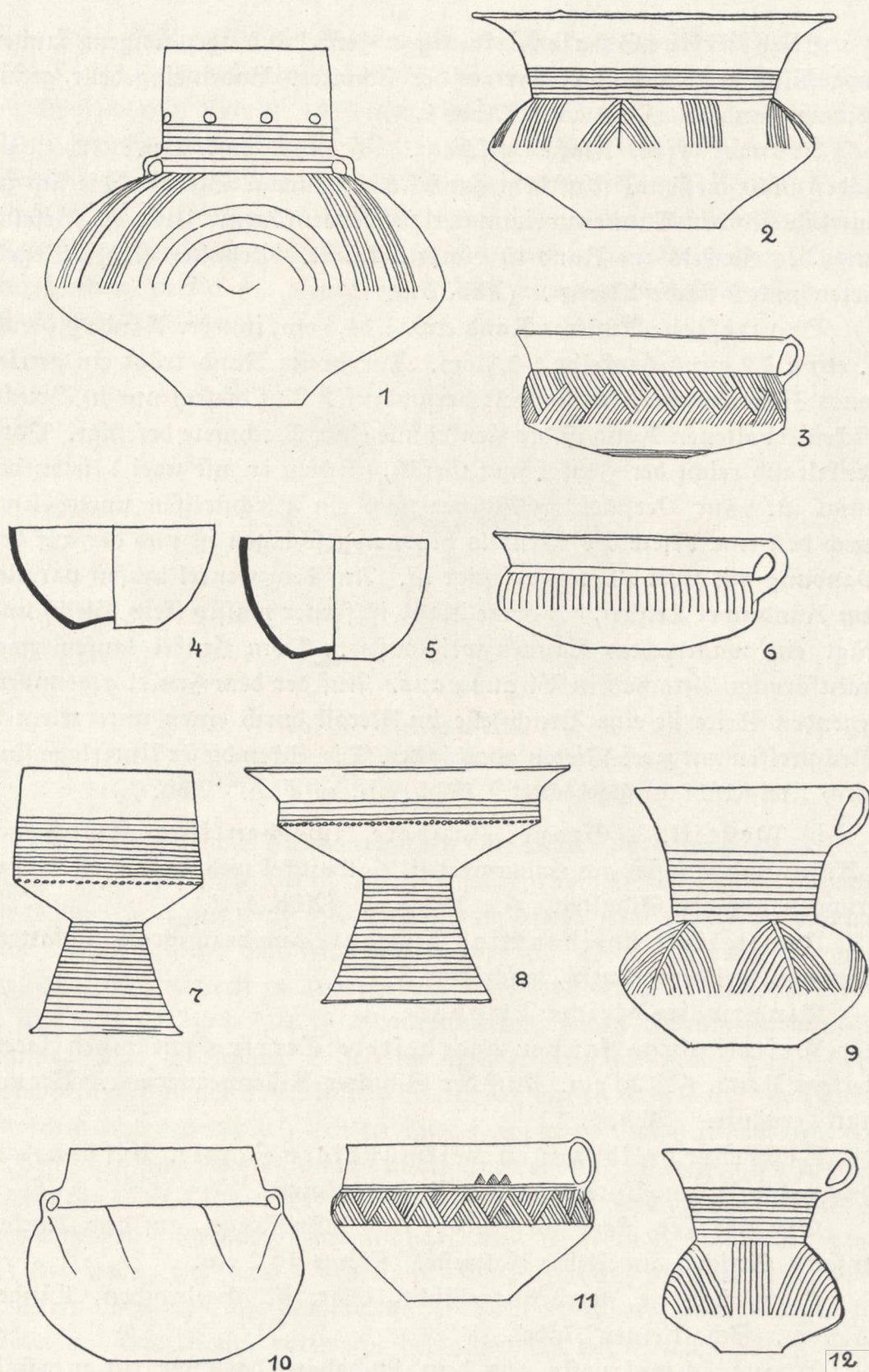


Abb. 4. Hügel II. 3—8, 12 aus dem Ostteil der Steinpackung;  
 1—2, 9 Westteil der Steinpackung; 10 Nachbestattung Nr. 3;  
 11 aus einem Hügel im Schweinert.



Einhenkliche Schale mit kantigem Henkel und eigenartigem, sauber ausgeführtem Flechtbandmuster auf der Schulter. Boden eingedellt, grau-schwarz, sauber. H.: 8 cm. (Abb. 4, 3.)

Bronzetaße: Masse geschätzt. H.: 3,5 cm, Dm.: 12,6 cm. Boden nicht meßbar. Auf dem Henkel 6 reliefartige Streifen, die sich zu einem dreifachen Tannenzweigmuster zusammenfügen. Über die Befestigung des Henkels am Rand ist nichts bekannt. Erhalten sind 2 Kegelnieten und 2 flache Nieten. (Abb. 6 a).

Bronzesieb: Äußerer Rand etwa: 14,6 cm, innerer Rand: 9,9 cm, H. etwa 3,2 cm. Henkelbr.: 2,3 cm. Der breite Rand trägt ein getriebenes Zickzackmuster, das doppelt herumläuft. Auf diesem nur in Bruchstücken erhaltenen Rand ist der Henkel mit einer Flachniete befestigt. Vom Henkelrand reicht der Henkel zum Gefäß, an dem er mit zwei Nieten befestigt ist. Zur Verstärkung ist hier noch ein Blechstreifen untergelegt, durch den eine Niete des Henkels hindurchgeschlagen ist und der auf der Wandung mit zwei Nieten befestigt ist. Auf dem Henkel laufen parallel dem Rand zwei Leisten, der obere Rand ist ferner massiv (kein Blech) und trägt ein wagerechtes Tannenzweigmuster. Vom Henkel laufen zwei drahtförmige Attachen in Biegung aus. Auf der dem Henkel gegenüberliegenden Seite ist eine Bruchstelle im Metall durch einen untergelegten Blechstreifen mit zwei Nieten abgedichtet. Die Ecken dieser Unterlage sind durch Meißelschlag abgedichtet. (Abb. 6 b, c, d und Abb. 7.)

b) Westteil. Große, saubere zweihenklige Amphore, 6 Killen und Tupsen am Halsunterteil, Halbbuckel und senkrechte Killengruppen auf der Schulter. H.: 23,3 cm. (Abb. 4, 1.)

Unverzierte zweihenklige Amphore aus braungrauem glattem Ton von weichem Umriss, beschädigt.

Eine zweite gleiche Amphore.

Weitmündige sauber gearbeitete Terrine mit innen facettiertem Rand, H.: 20 cm. Auf der Schulter Killenverzierung. Braun, glatt, ergänzt. (Abb. 4, 2.)

Rest einer hellbraunen weitmündigen Schale. Auf dem Hals wagerechte Killen, Unterteil trägt Strichrauhung.

Ein Messer, stark ausgeblüht, runde Griffangel, auf dem Rücken einfache Striche, angeklebte Holzreste. Länge 19,2 cm.

Lanzenspitze, stark ausgeblüht, Blatt ist abgebrochen, Länge: 15,5 cm. Schaft einer Nadel.

Bronzeschmelzreste aus dem Fuchsbau, darunter ein meißelähnliches Stück.



Das Gräberfeld im Schweinert bei Salkenberg — Kl.-Rössen, ist schon seit 100 Jahren eine bekannte Ausgrabungsstätte (Wagner: Ägypten in Deutschland, Leipzig 1833; derselbe: Die Tempel und Pyramiden der Urbewohner usw., Leipzig 1828). Seitdem sind Grabungen von Voss, Berlin (Ztschr. f. Ethnol. 8, 1876) und von Förtsch (Jahresschrift III, S. 54f., Taf. 5) erfolgt. Die Funde der übrigen zahlreichen Grabungen sind über Deutschland in alle Museen, sogar bis zum Britischen Museum in London, verstreut. Heute bietet das ausgeraubte Gräberfeld einen trostlosen Anblick.



Abb. 5. Tierfigur aus Bronze  
aus einem Grabhügel im Schweinert.  
(Photo Staatl. Museum für Vorgeschichte Berlin.)

Die vorliegenden Funde erlauben eine kurze Würdigung. Die Grabform der Lausitzer Kultur ist in beiden Hügeln verschieden, einmal Schachtgrab im Hügel mit Brandschüttung, das andere Mal eine Steinpäckung mit Beigabe ganzer Gefäße und Leichenbrand. Dem entspricht eine mangelnde Einheitlichkeit in anderen Gräberfeldern der Übergangsstufe 3/4, z. B. Zahna. Auch hier ist Brandschüttung neben Urnenbestattung bekannt. Das Bronzesieb 2 ist eine Sonderform, die völlig allein steht. Siebgefäße kommen sonst in der Bronzezeit nur in Ton vor. Die Henkelattachen treten vereinzelt in verwandter Form an Goldgefäßen auf. Die organischen Reste deuten wohl auf die Verwendung eines leichten Weizenbieres hin. Die Tasse gehört zu dem weiter verbreiteten Typ, den Sprockhoff den Typ von Fuchsstadt<sup>1)</sup> genannt hat. Auch sie ist ein Kennstück der Stufe IV der Bronzezeit (nach Montelius). Eine ähnliche, nur mit getriebenen Buckeln verzierte Tasse stammt aus dem nahen Gräberfeld von Koitzsch bei Torgau. Das Messer entspricht der allgemein verbreiteten Form, deren

<sup>1)</sup> Sprockhoff: Der germanische Handel in der Bronzezeit, Tf. 19.



Name Pfahlbaummesser wohl nur noch aus Tradition beibehalten ist. In den keramischen Formen der Hauptbestattung treten uns die schönsten Formen des 2. Stiles der Lausitzer Kultur entgegen. Die beiden Pokale und die

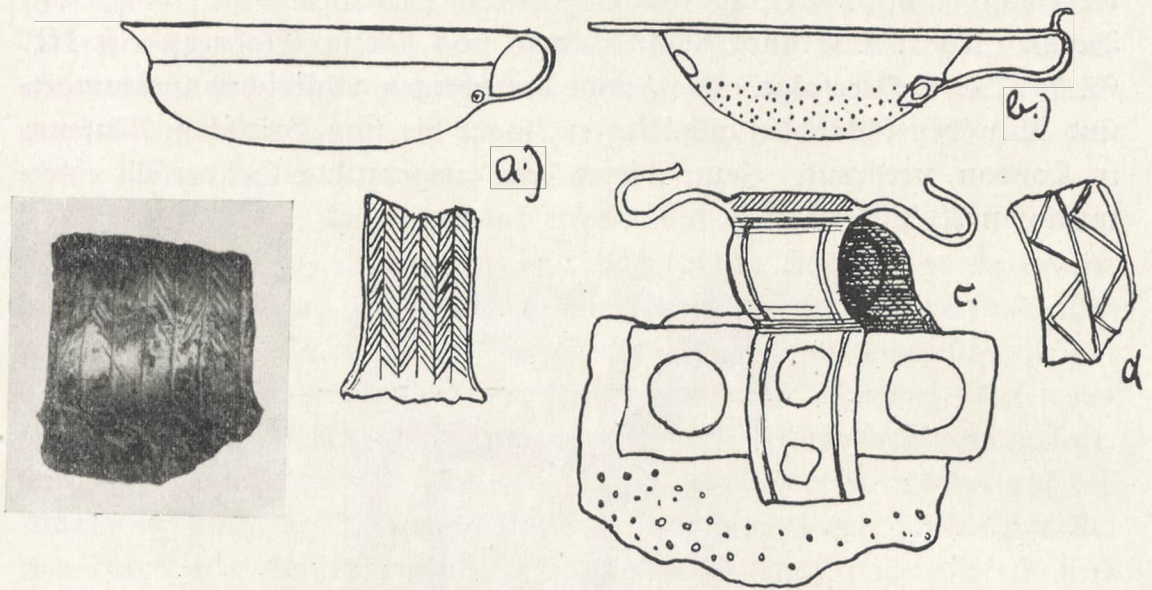


Abb. 6.



Abb. 7.

Abb. 6a: Bronzetaße, Abb. 6b, c, d und Abb. 7 Bronzesieb.

Fußschale sind nach Eigenart der Verzierung bis auf die Zahl der Killen die Erzeugnisse eines Töpfers, der auf einer auch für die damalige Zeit beachtlich hohen Stufe gestanden haben muß. Aber bereits die älter bekannten Gefäße (Jahresschrift III, 1904, Taf. 5) mit eigenartigen Mustern



stellen Sonderformen dar. In dem Grabinhalt entspricht hier die große Terrine und der Henkelkrug diesen Sonderformen in der Ornamentik. Aus dem sonst aus dem Schweinert bekannten Material liegt noch manche besonders hervorzuhebende Form vor. Das Flechtbandmuster kommt in feinsten Ausführung vor, Rillen aller Arten und Richtungen sind vielfältig vertreten, ein Grund, auch hier dem Gräberfeld eine Sonderstellung einzuräumen. Seitdem durch den großen Töpferfund von Wittenberg die individuelle Eigenart eines bronzezeitlichen Keramikers flaggeworden ist, kann auch in unserem Fall von einer Sonderschule in handwerklicher Hinsicht gesprochen werden, die eben alle diese besonderen Verzierungen umfaßt. Es entsteht die Frage, von welcher Einheit des Volkstums der Friedhof angelegt worden ist. Sie kann noch nicht endgültig beantwortet werden, doch muß es sich nach Zahl der Gräber um einen größeren Bezirk gehandelt haben. Schon Wagner hat hier an der Elster den Reichtum der Funde betont. Die bei Aufnahme des Materials ergebene Siedlungsdichte übersteigt die Erwartung und beweist damit, daß der Siedlungsraum anders verteilt war. Die heutigen trockenen Waldgebiete um Falkenberg waren Siedlungsland. Es kann sogar um Falkenberg herum nach der Zahl der Fundstellen ein Gau der Lausitzer Kultur angenommen werden, der in der Nähe liegende Burgwall wäre dann der Schwerpunkt.

Die Frage nach dem Ende des Gräberfeldes ist durch die Keramik des Gebietes leicht beantwortet. Es ist in der Stufe Montelius VI (frühe Eisenzeit) der Billendorfer Typ als Nachbestattung in den Hügelgräbern festgestellt worden. Funde der Latènestufe A fehlen völlig im Schweinert, auch in der Umgebung. Selbst die grobe Keramik des Billendorfer Typs, bei der der Verdacht auf germanische Beziehungen besteht, fehlt hier völlig. Eine spätere Belegung als nach der Stufe 6 und eine andere Kultur als die Lausitzer kann nicht festgestellt werden.

Das Gräberfeld ist mithin in den Stufen Montelius IV—VI ununterbrochen von den Trägern der Lausitzer Kultur belegt worden.



Aus dem Gräberfelde von Döllingen, Kr. Liebenwerda.



## Lausitzer Opferbecher.

Von Dr. O. J. Gandert, Direktor am Märkischen Museum Berlin.  
Mitarbeiter der Landesanstalt bis 1928.

Mit mehr Glück als andere versuchte Hans Sahne hinter die Dinge zu schauen und die geistige Welt zu erfassen, aus der die Altertümer der Vorzeit erwachsen waren. Von Fundstücken sei deshalb in folgendem die Rede, die irgendwie über die Ebene des Alltages hinausragen.

Zwei Tonbecher gibt es, aus Gräberfeldern lausitzischer Art stammend, die durch symbolhafte Zeichen auffallen.

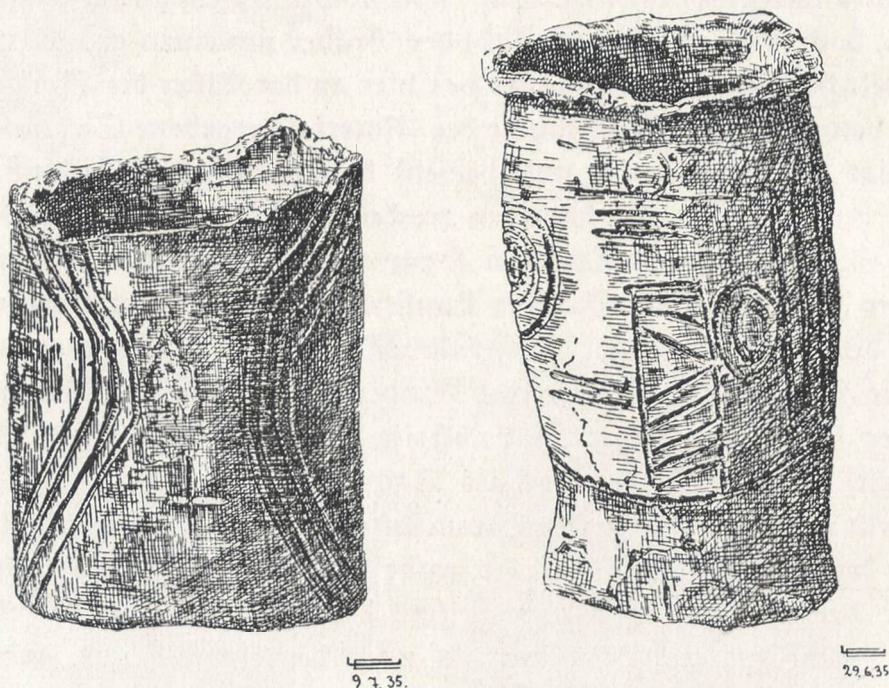


Abb. 1. Schraden, Kr. Liebenwerda.  $\frac{1}{2}$ . Abb. 2. Coswig, Amtsh. Dresden.  $\frac{1}{2}$ .

### Schraden, Kr. Liebenwerda (Prov. Sachsen).

Den einen konnte ich 1928 für die Landesanstalt für Vorgeschichte in Halle erwerben (S. K. 28 : 52 a). Er befand sich im Besitze des Kantors Franke in Lindenau Kr. Hoyerswerda (Schlesien) und wurde von diesem rührigen Heimatforscher auf meine Bitte sogleich in verständnisvoller Weise nach Halle abgegeben. Die Fundstelle liegt auf Mbl. 2616 (Mücken-berg), etwa 300 m südlich vom Kaupen-Vorwerk dicht neben dem östlichen Rande des Weges, der zur Kolonie Schraden führt. Dort hatte man im Juli 1923 auf sandigem, leicht anmoorigem Boden probeweise Gruben für Starkstrommasten angelegt. Sie wurden später unbenutzt wieder



zugeschüttet. Im Auswurf eines solchen Erdloches kam durch den Spaten der Arbeiter aus etwa 40 cm Tiefe der Becher zum Vorschein. Kantor Franke grub daraufhin nach und fand nur noch ganz geringe Scherbenreste. Erwähnenswert ist hiervon der Buckel eines großen dunkelbraunen

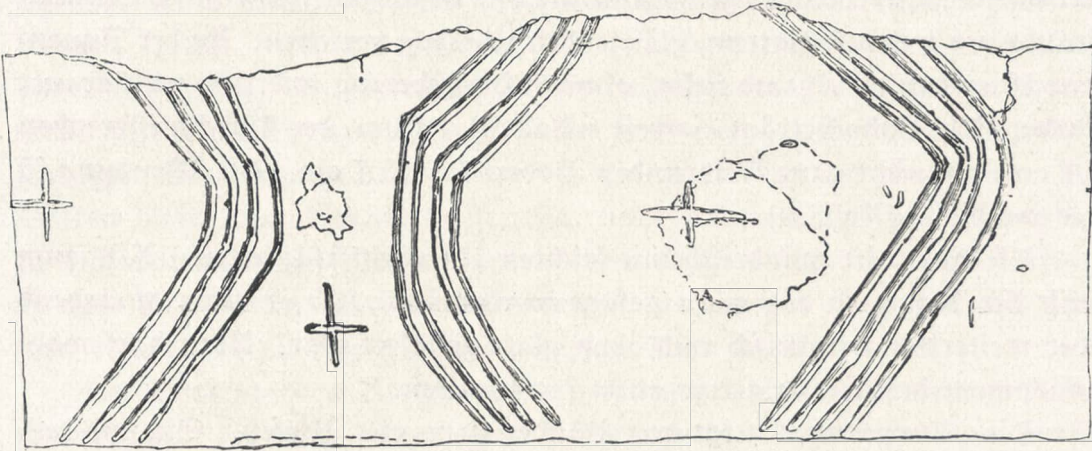


Abb. 3. Abgerollte Zeichnung des Schradenbeckers.  $\frac{1}{2}$ .

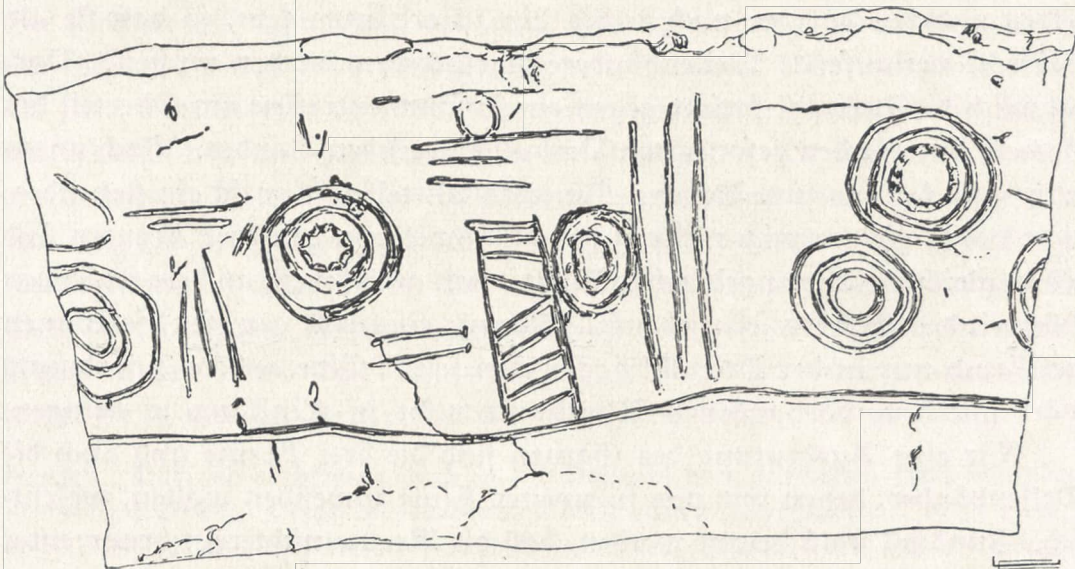


Abb. 4. Abgerollte Zeichnung des Coswiger Bechers.  $\frac{1}{2}$ .

Buckelgefäßes (S. K. 28: 52b). Sonst wurden weder ein Steinschurz noch Spuren von Leichenbrand bemerkt. Mit Bestimmtheit kann daher nicht gesagt werden, ob es sich um ein Grab handelt. Die Vermutung liegt jedoch sehr nahe, denn offensichtlich wurde die eigentliche Fundstelle nur leicht angeschnitten. Gewiß wären sonst weitere Scherben des großen Buckelgefäßes aufgetreten. Für die Zeitstellung kommt nach dem Zusammenhange nur die 3. Bronzezeitperiode in Betracht.



In meiner „Vor- und Frühgeschichte des Kreises Liebenwerda“ hatte ich den Schradenbecher schon einmal abgebildet und ihn als „Opferbecher“ ausgegeben, ohne näher darauf einzugehen<sup>1)</sup>. Dies soll jetzt nachgeholt werden. Der Becher besteht aus im Bruch graubraunem, mit zerriebenen Steinbröckchen gemagertem Ton, ist an der Außenfläche dunkelgraubraun und mit glattem, glänzenden Überzug versehen. An der Innenseite ist er rauh, roh und rissig, ohne Schlicküberzug und von weißgrauer Farbe. Die Höhe beträgt (soweit erhalten) 9,1 cm, der Durchmesser oben 7,3 cm, am nicht ganz freisunden Boden  $7 \times 6,7$  cm. Die Wandung ist 0,6 cm dick. (Abb. 1.)

Die Form ist zylindrisch mit leichten Unregelmäßigkeiten. Ringsum fehlt der Rand, so daß nicht gesagt werden kann, ob er etwa ausladend oder weiterhin zylindrisch und oben glatt gestaltet war. Man darf wohl annehmen, der Becher sei zu etwa  $\frac{2}{3}$  erhalten.

Die „Verzierung“ zeigt drei Bänder zu je vier Riesen. Sie sind teilweise furchenartig scharf eingetieft. Das mittelfte Band (auf der abgerollten Zeichnung, Abb. 3) läßt oben eine Windung nach links erkennen. Die beiden anderen dürften nach rechts hin zu ergänzen sein, so daß sie als senkrecht verlaufende Wellenbänder angesprochen werden müssen. Vornehmlich die Dreizahl spricht gegen ein Zusammentreffen am Oberteil des Bechers und für den gesonderten Verlauf eines jeden Bandes. Nach unten reichen sie fast bis zum Boden. In jedes Mittelfeld nun ist ein stehendes, nicht völlig gleicharmiges Kreuz gesetzt. Zwei von den drei Kreuzen sind fast in gleicher Höhe angebracht. Wollte man annehmen, an dem fehlenden Oberteil des Bechers seien ebenfalls Kreuze eingeritzt gewesen, so können diese auch nur in der Dreizahl dagewesen sein. Eine andere Anordnung wäre mit dem vorhandenen Rhythmus nicht in Einklang zu bringen.

Für eine Ausdeutung des Ganzen sind die drei Kreuze und auch die Wellenbänder, denen wir uns in zweiter Linie zuwenden wollen, wesentlich. Zunächst muß betont werden, daß die Kreuze nicht rein ornamental oder nur als Füllmittel des leeren Zwischenraumes erscheinen, sondern daß ihnen eine besondere Bedeutung zukommt, daß sie einen Selbstzweck haben. Abgesehen von der Dreizahl, über die noch gesprochen werden muß, sind Kreuze in dieser Verwendung auf Lausitzer Tonware trotz der riesigen Fülle des Fundstoffes mir nicht bekannt<sup>2)</sup>. Sie lassen sich nur vergleichen

<sup>1)</sup> Bornschein-Gandert, Heimatkunde für den Kreis Liebenwerda. 2. Aufl. Liebenwerda 1929. S. 159, Abb. 37.

<sup>2)</sup> Eine Gruppe für sich bilden die großen bauchigen Gefäße mit meistens stark gerauhter Wandung und reliefartig auf die Schulter aufgelegten Rad-



mit den Kreuzen, die wir am Nackenteil von Lausitzer Steinhämmern jener bekannten fünfeckigen Art der jüngsten Bronzezeit und frühen Eisenzeit sehen. Dort sind sie gar nicht so sehr selten und können nur symbolhaften Charakter, nicht den eines Zierates gehabt haben. Der bisher einzige Fall eines Steinhammers aus der Oberlausitz mit Kreuzen und Radkreuzen spricht hierfür besonders klar (Fundort unbekannt; vermutlich Amtsh. Baugen). An diesem im Kaisertrugmuseum Görlitz aufbewahrten Stück sind je ein Kreuz auf den Flanken zu Seiten des Schaftloches und in geringer Entfernung nackenwärts je ein Radkreuz angebracht<sup>1)</sup>. Die Balken dieser vier Kreuze treffen sich nicht rechtwinklig, wie es bei den zwei Kreuzen an den Nackenflanken eines solchen Hammers von Nieder-Bielau Kr. Görlitz (Kaisertrugmuseum), annähernd der Fall ist, sondern derart, daß sie fast wie eine römische Zehn wirken.

Die Deutung der Kreuze auf den Lausitzer Steinhämmern und besonders der bis jetzt einmaligen Radkreuze als Sonnensymbole dürfte nach allem, was wir von diesem Symbol wissen, einem Zweifel kaum begegnen<sup>2)</sup>, zumal der Ornamentcharakter dieser Zeichen ganz zurücktritt. Sie sind zumeist sehr leicht, oft sogar flüchtig eingeritzt; auch befinden sie sich nicht etwa nur an besonders schönen Stücken. Mir will es scheinen, als seien diese Kreuze von der Höhe reiner Symbole bereits in die Schicht des Alltäglichen und Zweckmäßigen hinabgeglitten, als seien es nur mehr amulettartige Zauberzeichen von Abwehrbedeutung geworden und zwar zur Abwehr des Zerspringens der am Schaftloch besonders empfindlichen Steinhämmer. Groß ist die Zahl zerbrochener Geräte dieser Art im Gebiete der Lausitzer Kultur. Sanden wir doch in der früheisenzeitlichen Burg an der Neiße bei Nieder-Neundorf Kr. Rothenburg allein sieben zerbrochene und ein heiles Stück, wenn auch ohne Kreuzzeichen<sup>3)</sup>.

Kreuzen. Daß die Radkreuze auch in der Dreizahl hier auftreten, muß besonders vermerkt werden. Vergl. Feyerabend, Oberlausitzer Jahreshefte Bd. I, Heft I, 1890. S. 52 u. Tafel I, 7. Ferner Deichmüller, Abhandl. d. Isis in Dresden 1884. S. 110 u. Tafel I, 13. Die bei Feyerabend angeführten Beispiele können um weitere vermehrt werden. Als Zeitstellung für diese mit Radkreuzen belegten Gefäße kommt hauptsächlich die 5. Bronzezeitperiode in Betracht.

<sup>1)</sup> Ein schlesisches Steinhämmerchen zeigt eingedrillte Kreise, jedoch ohne Kreuz, die bis auf zwei vollständige nur teilweise ausgeführt sind. Loranfwitz Kr. Breslau (Mus. Breslau).

<sup>2)</sup> Vergl. auch A. v. Scheltens, Artikel „Kreuz“, „Radornament“ und „Symbol“ in Eberts Reallexikon für Vorgeschichte.

<sup>3)</sup> Innerhalb der Lausitzer Kultur wäre ferner noch auf das Vorhandensein von Symbolen bei der feineren Keramik der frühen Eisenzeit, besonders bei der bemalten Ware hinzuweisen (Dreiwirbel, Hakenkreuz, Radkreuz, Strahlen-



Wenden wir uns nun zu dem Schradenbecher zurück, so steht fest, daß hier die Kreuze nicht apotropäischen Sinn haben können, wie es bei den Steinhämmern zu sein scheint, sondern daß ihre Symbolhaftigkeit das Gefäß über den Alltag hinaushebt. Bei dem ohnehin zerbrechlichen Tongefäß wäre die erste Ausdeutung unsinnig.

Besonders hervorzuheben ist die Dreizahl der Kreuze. Aus der Lausitzer Kultur sind hier wieder die Steinhämmer als Gegenstände zu nennen. Mehrere von ihnen fallen gerade durch ihre drei Kreuze auf<sup>1)</sup>. Somit ist nicht nur das Kreuz an sich, sondern auch dessen Dreizahl lange vor dem Christentum in Deutschland heimisch gewesen. Daß dies schon in der jüngeren Steinzeit der Fall war, zeigen Tongefäße aus dem Walternienburg-Bernburger Kreise der nordischen Kultur<sup>2)</sup>. Nillasson ist geneigt, in den Tonnengefäßen dieser Kultur Kultgefäße zu sehen<sup>3)</sup>, zumal gerade sie öfters symbolische Zeichen tragen. Auch die Taschengefäße darf man wohl hinzurechnen, und beide Gruppen liefern Belege für die Dreiheit des Kreuzes (Heiligenthal, Mansfelder Seekreis und Schortewitz Kr. Köthen<sup>4)</sup>. Neun Kreuze (also  $3 \times 3$ ) zeigt der nordische Napf von Oberwiederstedt, Mansfelder Gebirgskreis<sup>5)</sup>. In diesem Zusammenhange dürfen die Tontrommeln nicht unerwähnt bleiben, da sie besonders die Träger von Sinnbildern sind<sup>6)</sup>.

kreis usw.). (Seger, Kultsymbole aus schlesischen Gräbern der frühen Eisenzeit. Montelius-Festschrift 1913. S. 222 ff.) Hier jedoch sind die Grenzen zwischen Sinnbild und Zierat oft stark verwischt, zumindestens die Symbole betont ornamental geworden.

<sup>1)</sup> Vergl. auch Gandert, a. a. O., S. 203, Anm. 50.

<sup>2)</sup> N. Nillasson, Studien über die Walternienburg-Bernburger Kultur I. Jahresschrift XIII. 1925.

<sup>3)</sup> N. Nillasson, a. a. O., S. 134.

<sup>4)</sup> N. Nillasson, a. a. O., Tafel 38, 2 und Tafel 25, 1—2.

<sup>5)</sup> Museum Wisleben. Größler, Geschlossene vorgeschichtliche Funde. Jahresschrift I. 1902. S. 236 ff. und Tafel XXV.

<sup>6)</sup> Nillasson hat gezeigt, daß die Tontrommeln in der Walternienburg-Bernburger Kultur ursprünglich Fremdlinge sind (a. a. O., S. 143). Er möchte sie aus der „nordischen Kultur“ Mitteldeutschlands ableiten. Gemeint ist die in Mitteldeutschland neuerdings auch „Salzmünder Kultur“ genannte Gruppe, die in Schlesien und in den Sudetenländern als „Noswiger Typus“, von Jazdzewski für Nord-, Ostdeutschland und Polen jetzt als „Trichterbecherkultur“ zusammengefaßt wird. (Jazdzewski) Präh. Zeitschrift XXIII. 1932. S. 77 ff., Nillasson glaubt, daß damit auch Symbole, wie vor allem das Kreuz, Eingang in den Walternienburg-Bernburger Kreis gefunden haben. Neuerdings wird die Richtigkeit dieser Annahme von O. Seewald (Beiträge zur Kenntnis der steinzeitlichen Musikinstrumente Europas, Wien 1934, S. 108) gelegentlich



einer Zusammenfassung aller steinzeitlichen Trommelfunde bestritten. Seewald hält die Trommeln für eine Entlehnung aus der Donauländischen Kultur. Er muß aber selbst zugeben, daß sie, abgesehen von den nicht einmal einwandfrei als Musikinstrumente zu deutenden „Feldstechern“ der Tripoliekultur, in der Bandkeramik sonst nicht bekannt sind. Menghin, den er als Bundesgenossen heranzieht, hat nur bis 1924 die gleichen Vermutungen geäußert (Hoernes-Menghin, Urgeschichte der bildenden Kunst in Europa. Wien 1925. 3. Aufl., S. 758 und S. 783, Anm. III). 1931 jedoch in seiner Weltgeschichte der Steinzeit (Wien 1931, S. 427) finden wir die Ansicht, es sei „nicht unmöglich, daß sie in der ukrainischen Kultur ein nordisches Element sind“. Jedenfalls kann man Seewalds Erklärungsversuch nicht als gelungen bezeichnen und muß mit Menghin bekennen, daß eine Entscheidung immer noch aussteht. Auch die jüngste Stellungnahme Seewalds zu diesem Problem (Sudeta XI. 1935 S. 3 ff.) führt uns nicht weiter. Dagegen hatten sich in Norddeutschland die Trommelfundstellen inzwischen vermehrt (vgl. Jacob-Friesen, die Kunde 3. 1935 S. 47 ff. und Krone, Mannus XXVII. 1935 S. 25 ff.). Zu beachten ist ferner, daß Gaerte Trommel-Darstellungen bei den schwedischen Felsritzern der Bronzezeit findet (Alt-Preußen I. 1935 S. 25 ff.). Bei den Bildern auf den Rixiststeinen wird man in zwei Fällen auch an Handpaukenschläger erinnert (Eberts Reallexikon Bd. 3. Taf. 56a und b), wobei weniger die Form der Geräte, als die Haltung der betreffenden Männer und ihr Gebaren (a: einem Zuge voranschreitend; b: Lurenbläsern beigelegt) den Ausschlag gibt. Obwohl tönernen Handpauken in der nordischen Bronzezeit nicht belegt sind, ist dies Instrument offensichtlich doch bekannt gewesen. Es dürfte aus Holz bestanden haben und könnte recht wohl auch in der Jungsteinzeit aus diesem Stoff vorhanden gewesen sein, schon vor der Walternienburg II-Stufe. — Was nun die Symbole betrifft, so erweisen die Bodenfunde allerdings besonders viele Sinnbilder in den nordischen Kulturen, die den mittel- und ostdeutschen Raum einnehmen, die also in Berührung mit der donauländischen Bandkeramik standen und damit ihrer Beeinflussung ausgesetzt waren. (Vergl. Die beiden Hakenkreuzbeispiele aus Mitteldeutschland und anderes bei Grimm in „Mitteldeutsche Volkheit“, Heft 2, 1935, S. 42 ff. Der Wirtel von Rosslau ist zweifellos schon seiner Form wegen jungsteinzeitlich. Hinzuzufügen ist der mit Kreisen verzierte Wirtel von Walternienburg selbst bei Nilsson a. a. O., Tafel XIII, 1 k, sowie der mit Strahlenkranz vom Quedlinburger Radelberg, a. a. O., Tafel XVIII, 22.) Auffällig ist aber, daß gerade die für den Einfluß in Frage kommende Linien- und Stichreihenkeramik nur wenig und dazu teilweise anders geartete (Bröten-darstellungen! vgl. Butschkow in „Mitteldeutsche Volkheit“, Heft 4. 1935 S. 123 ff.) Symbole zeigt. (Die dort vorhandene Kleinplastik nimmt im Kultischen eine andere Stellung ein und kann hierbei außer Betracht bleiben.) Einzig wieder die weit entfernte bemalte Bandkeramik, zudem keineswegs eine Erscheinung von hohem Alter, offenbart größeren Reichtum an Sinnbildern. — Dagegen ist der wirkliche Norden durchaus nicht so symbolarm, wie er bisweilen dargestellt wird. Neben die von Menghin schon als ältester Beleg des pentatonalen Tonsystems genannte Knochenflöte von einer Siedelung mit Megalithkeramik bei Hammeren auf Bornholm mit einem Kreuz oder Radkreuz (Menghin, Weltgeschichte, S. 427; Eberts Reallexikon, Nordischer



Diese Beispiele und die in der Fußnote gemachten Ausführungen mögen zeigen, daß die Kreuze am Tonbecher aus dem Schraden nicht erstmalig auftreten, sondern ihre Vorläufer in jungsteinzeitlichen Kulturen nordischer Prägung in Mitteldeutschland haben. Wie im einzelnen hier die Verbindungsfäden laufen mögen, kann noch nicht gesagt werden, zumal der Anteil der Walternienburg-Bernburger Kultur an der Herausbildung der Aunjetitzer Stufe<sup>1)</sup>, aus der wiederum die Lausitzer Kultur erwächst<sup>2)</sup>, noch umstritten ist und die Aunjetitzer selbst Sinnzeichen bisher vermissen läßt.

Wenn auch die Wellenbänder des Schradenbeckers in den Kreis dieser Betrachtungen einbezogen werden, so bin ich mir darüber klar, einen sehr unsicheren Boden damit zu betreten. Und doch will es mir scheinen, als seien sie nicht ornamental aufzufassen, sondern symbolhaft. Senkrecht verlaufende Wellenlinien sind mir aus dem Formenschatz der bronzezeitlichen Lausitzer Kultur sonst nicht bekannt, wohl aber wagerechte. Diese jedoch gehen völlig im ziermäßigen auf und können zu Vergleichszwecken nicht herangezogen werden. Welchen Sinn können die Wellenbänder unseres Bechers gehabt haben? Wohl nur den herausfließender Flüssigkeit<sup>3)</sup>. So möchte ich den Schradenbecher als das seltene Beispiel eines Bechers für Opferzwecke ansprechen und den Ideenkreis, dem er angehören dürfte, mit den Begriffen „Trankopfer“ und „Minnetrunk“

Kreis, Bd. IX, Tafel 95 d) treten die Schalensteine mit ihren Kreisen, Radkreisen, Fuß- und Handbildern (z. B. Bunsow in Holstein, vergl. Schwantes, Alt-schlesien Bd. 5, 1934, S. 351 ff.), die Streitart von Rüstringen Kr. Osna-brück, mit den drei Kreisen auf jeder Seite (Gummel, Germania, Jahrgang 17, 1933, S. 298 und Abb. 5) und die skandinavische jüngere Ganggrabkeramik mit Augen und Strahlenkreisen, um nur einiges zu nennen. An den Anfang innerhalb der jüngeren Steinzeit, also frei vom Verdacht handkeramischer Beeinflussung, gehört der reich verzierte dänische Bernsteinhängeschmuck. Er trägt allerlei Sinnbilder, die wir auf den Tontrommeln wiederfinden (Kammzeichen, Tannenzweigmuster, dachförmige Zeichen. Vergl. S. Müller, Stenaldersens Kunst. 1918, S. 15 und Eberts Reallexikon, Nordischer Kreis, Bd. IX, Tafel 54).

<sup>1)</sup> Vergl. die entgegengesetzten Ansichten von Nilsson a. a. O., S. 155 und von Neumann, Präh. Zeitschrift, XX, 1929, S. 114.

<sup>2)</sup> B. v. Richtshofen. Die ältere Bronzezeit in Schlesien, Berlin 1926.

<sup>3)</sup> In südlichen Kulturen ist die Wellenlinie in der Kunst oftmals zur Andeutung des Wassers benutzt worden. Vergl. das Libationsopfer auf einer Stele Gudeas bei Jeremias, Handbuch der altorientalischen Geisteskultur. Berlin und Leipzig 1929, S. 403, Abb. 226. Beispiele hierfür aus dem vorgeschichtlichen Nord- und Mitteleuropa kenne ich allerdings nicht.



umreißen. Der Sinn mag gewesen sein: im Zeichen der heiligen drei Kreuze ströme der Trank hin für die Überirdischen oder die Verstorbenen.

### Coswig, Amtsh. Dresden (Staat Sachsen).

Der zweite Tonbecher ist im „Grundriß der Vorgeschichte Sachsens“ von A. Scholze, dem Leiter des Heimatmuseums Coswig bei Dresden bereits erwähnt und abgebildet worden<sup>1)</sup>. Er kommt von einem langesitziger Gräberfelde „auf dem Heidesande nördl. der Coswiger Tallemniederung zwischen 110 und 115 m Höhe in der Hauptsache auf den Flurstücken 379 und 380“, welches seit den 90er Jahren des vorigen Jahrhunderts bekannt ist und zahlreiche Gefäße der 3. und 4. Bronzezeitperiode lieferte. Aus den Grabungen, die nach 1900 von Lehrer Berge unternommen wurden, stammt der Becher (Abb. 2). Die Grabzugehörigkeit ist leider nicht mehr bekannt. Wenn wir dieses Gefäß als Gegenstück des Schradenbeckers auffassen dürften, gehört es vielleicht ebenfalls zu dem älteren Coswiger Fundstoff mit Buckelurnen usw.

Seine Masse ist mit Steinchen und Sand wenig gemagert, im Bruch braunrot. Außen ist der Becher braun bis ziegelrot, mit gelblichen und weißlichen Stellen. Der geringe Tonüberzug ruft einen schwachen Glanz hervor. Die unregelmäßige Innenseite ist raub gewischt, teilweise lederbraun. Die Form ist nicht ganz zylindrisch, etwas ausgebaucht, schief und verbogen, von einfacher Machart und mit Knetspuren. Hierzu paßt der wulstig ausladende Rand, teils mit unregelmäßigen Eindrücken, teils etwas abgeplattet. Über dem standringartig betonten ausladenden Boden sieht man eine leichte Einschnürung. Die Höhe beträgt 10,8 cm, die Öffnung 7,2 cm (einschließlich des 1,1 cm breiten Randes). Das Gefäß hat einen Durchmesser von 6,5 cm und eine Wandstärke von 0,6 cm. Der Boden mißt 5,8 × 6,2 cm.

Die „Verzierung“ befindet sich zwischen dem Rande und einer unregelmäßigen etwa 2,5 cm über dem Boden umlaufenden Ringfurche. (Abb. 4.) Wir beginnen mit den drei „Sonnenrädern“. Sie bestehen aus je drei gleichmittigen Kreisen. Das oberste hat den Innenkreis in einer Art Furchenstich. Über dem rechten unteren Sonnenrad befindet sich ein wohl zufälliger offener Halbbogen. Rechts daneben drei senkrechte, nicht ganz parallele kurze Furchen; über diesen zwei wagerechte kurze Furchen. Dann wieder ein dreifaches Sonnenrad, dessen innerster Kreis eingestochen ist. Schräg rechts darunter zwei wagerechte kurze Furchen. Daneben die

<sup>1)</sup> Grundriß der Vorgeschichte Sachsens. Herausgeber: W. Frenzel, W. Radig, O. Reche. Leipzig 1934. S. 352 und S. 394, Abb. 202.



„Leiter“: zwei senkrechte Striche umrahmen neun unregelmäßig verlaufende Sprossen, deren mittlere eine römische Fünf bilden. Über der „Leiter“ drei verschieden lange, dünne Furchen und ein leicht eingedrückter kleiner Kreis. (Darüber kein Strich, wie auf der Zeichnung von Scholze a. a. O., Abb. 202, sondern ein zufälliger feiner Riß.) Zwischen der „Leiter“ und drei senkrechten langen Furchen flimmt ein zweifaches Sonnenrad, mehr oval als rund, dessen Innenkreis wieder leichte Einknicke hat.

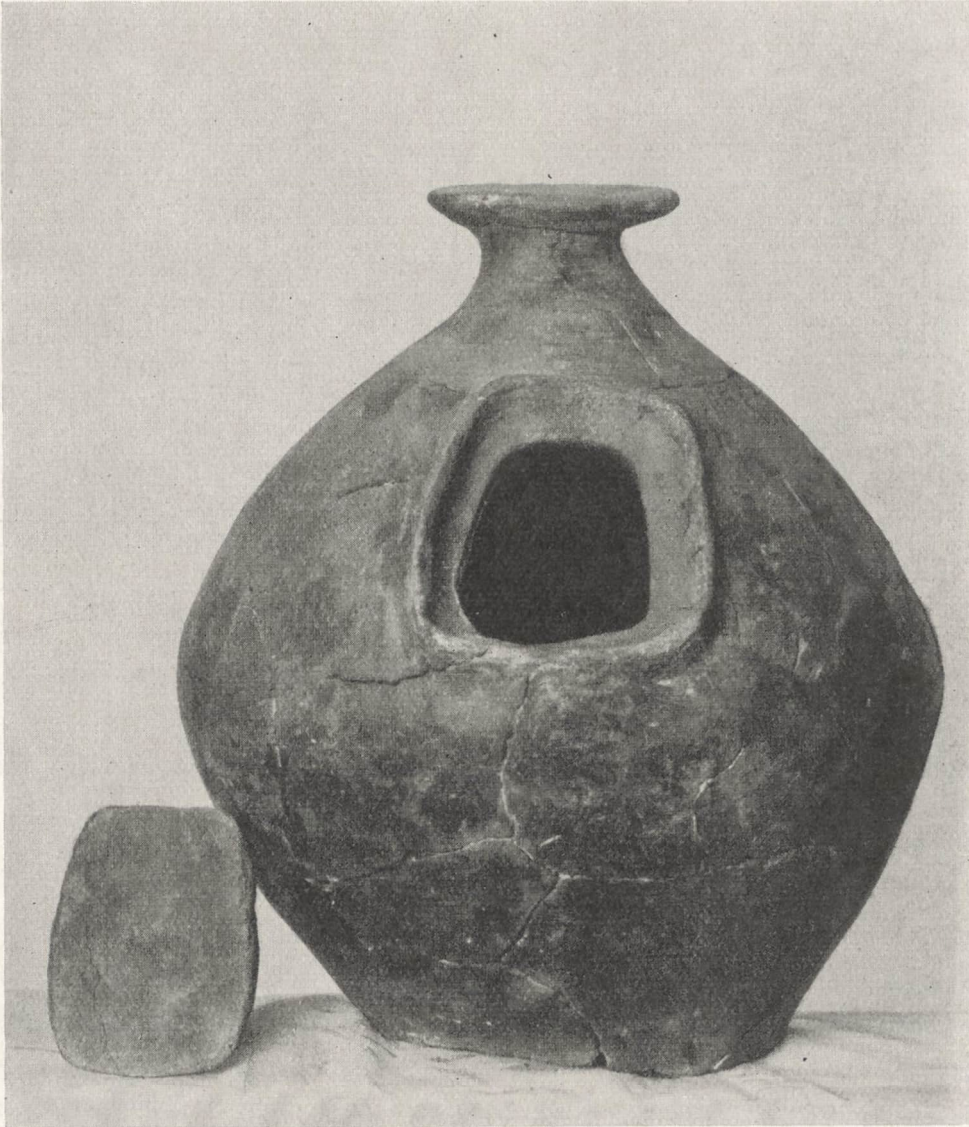
Die ganze Abfolge der Zeichen widerspricht in ihrer scheinbaren Unordnung so sehr dem strengen tektonischen Gefühl der Buckelurnenzeit, daß von einer „Verzierung“ gewiß nicht die Rede sein kann. Was uns unregelmäßig erscheint, hat vielleicht einen Sinn. Aber wir können ihn nicht deuten. Möglicherweise liegt er im Astronomisch-Kalendarischen. Versuchen wir einen Aufbau zu erkennen, so dürften zwei Abteilungen vorliegen. Jede ist von je drei senkrechten Strichen begrenzt. In der einen schweben die drei Kreisgebilde in Dreipaßanordnung zu je drei Kreisen. In der anderen befinden sich drei Kreisgebilde in ähnlicher Anordnung, aber stärker voneinander getrennt: zu oberst der einfache kleine Kreis, rechts darunter der zweifache mittelgroße, links darunter der dreifache große. Und dazwischen schiebt sich die Leiter, schweben die waagrechten kurzen Furchen.

Eigenartig sind die Zahlenverhältnisse: Immer wieder stoßen wir auf die Zahl drei, und auch die Leiter hat dreimal drei Sprossen. Was hat das Ganze uns zu sagen? Gegen bloße Spielerei, auf die die wenig handwerkliche Nachart des Bechers hinweisen könnte, sprechen die Beziehungen der Zahlen, gegen Ornament die „Unordnung“; für kultischen Zweck, für einen „Opferbecher“ aber zeugen die Sinnbilder, die wir als „Sonnenräder“ zu sehen gewohnt sind, und die hier, wie bei dem Schradenbecher von der Dreiheit beherrscht werden.

Zum Schlusse möchte ich nicht versäumen, Herrn Prof. Dr. W. Schulz als Direktor der Landesanstalt für Volkheitskunde und Herrn A. Scholze als Leiter der Heimatsammlung in Coswig für die freundliche Veröffentlichungserlaubnis und zeitweilige Überlassung der Becher zu danken. Herrn Kantor Franke in Lindenau gebührt der Dank für Abgabe des Stückes aus dem Schraden und die Führung zur Fundstelle, Fräulein Elfriede Lukoschek in Görlitz aber für die mühevollen Anfertigung der Zeichnungen.



## Vorgeschichtliche Eisenzeit.



Germanische Hausurne der frühen Eisenzeit von Bitterfeld-Pomfel.  $\frac{1}{3}$ .







## Keltisches.



Keltische Goldmünze von Samswegen, Kr. Wolmirstedt.<sup>1)</sup>  $\frac{2}{1}$ .

Landesanstalt für Volksheitskunde.

### Ein neuer Keltenfund vom Preißnitzberg in Ranis im oberen Saaleland.

Von Franz Niquet, Assistent der Landesanstalt für Volksheitskunde, Halle.

Während der Ausgrabung in der Ilsenhöhle in Ranis wurde am 4. 8. 34 auf dem Gelände der SA.-Sportschule am Abhang des Preißnitzberges beim Planieren ein Grab gefunden. Es gehört, wie die Ausgrabung ergab, zu dem großen keltischen Friedhof der Latènezeit B, der vor etwa 100 Jahren<sup>2)</sup> und auch später noch mehr<sup>3)</sup> als 100 Gräber geliefert hat. Da die alten Grabungsberichte z. T. sehr dürftig sind, so liefert unser Fund, trotzdem er nicht ganz unversehrt geborgen werden konnte, eine willkommene Bereicherung unserer Latène-Funde aus Thüringen.

<sup>1)</sup> Vgl. R. Paulsen: Die Münzprägungen der Bojer. 1933. Tafelband Taf. II, 233, 234.

<sup>2)</sup> Kropf: Mannus-Bibl. Nr. 5.

<sup>3)</sup> Dazu S. Quang: Zeitschrift d. Ver. f. Thür. Geschichte, 1902, S. 663 bis 668.



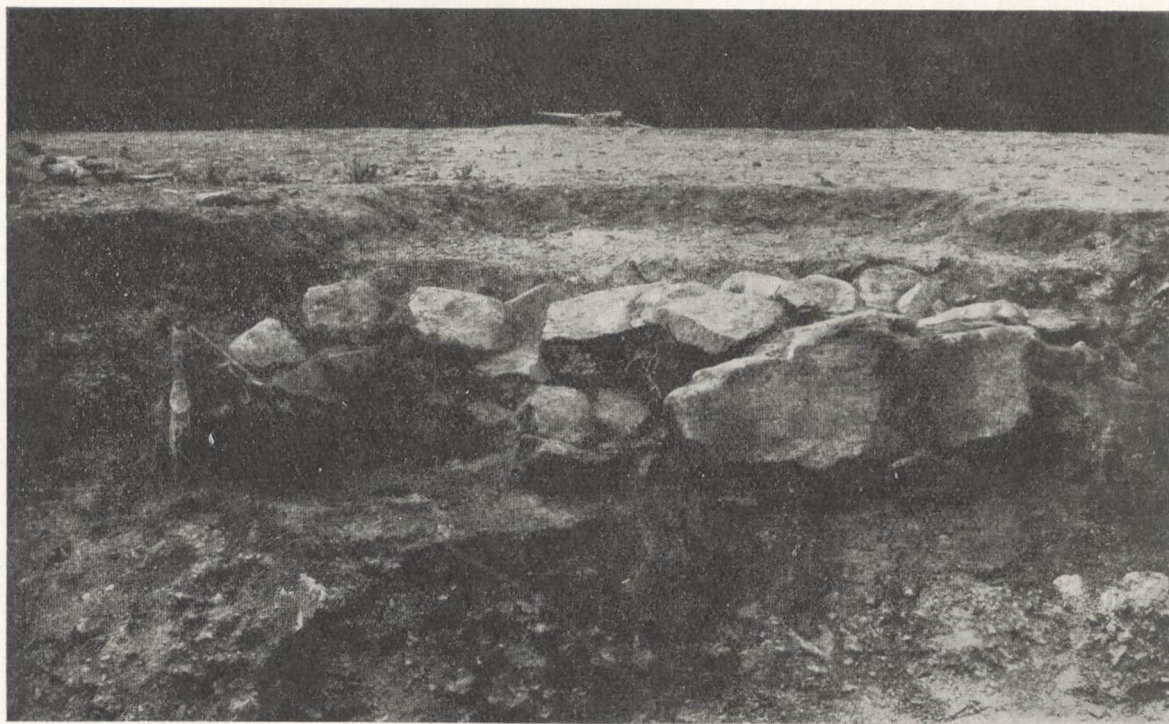


Abb. 1. Die Steinpackung des Grabes.



Abb. 2. Das geöffnete Grab mit Schale, Eisenring und Resten einer früheren Bestattung.





Abb. 3. Drehscheibengefäß der ersten Bestattung.  $\frac{1}{3}$ .

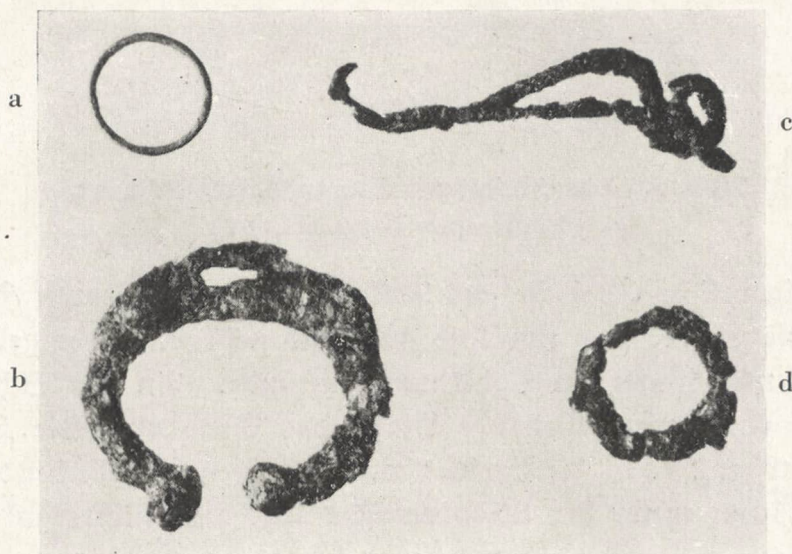


Abb. 4. a) Bronzener Ring. b) Eisernes Gerät; beide aus der I. Bestattung.  
c) Gewandhafte. d) Ring; beide zur 2. Bestattung und von Eisen.  $\frac{1}{2}$ .

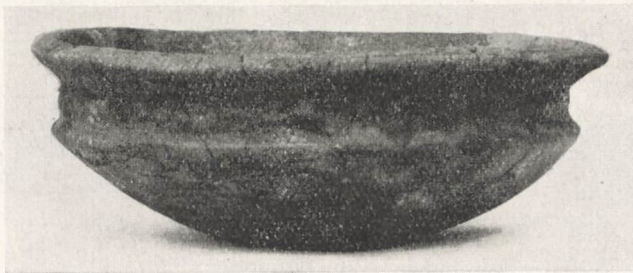


Abb. 5. Drehscheibengefäß der 2. Bestattung.



Als die Untersuchung begann, war schon ein Teil der Steinpackung eingerissen und ein Gefäß in Scherben, ein Eisengerät, dessen Zweck nicht sicher ist, und ein bronzenener Ring gefunden worden. Außerdem war eine Anzahl menschlicher Knochen, darunter ein gut erhaltener Unterkiefer, zwischen den Steinplatten des Grabes, besonders am Südostrande, zutage gekommen (Abb. 1 u. 2). Man hatte also, um den Toten, dessen Skelett unberührt aufgefunden wurde, zu bestatten, ein schon belegtes Grab geöffnet und die vorhandenen Skelettknochen zusammengeschoben. Zu dieser ersten Bestattung gehört sicherlich:

1. Ein großes Gefäß, auf Drehscheibe gearbeitet, aus mürbem Ton von grauer Farbe. Zusammengesetzt und erg. Rand-Dm 24 cm, Gr. Dm. 27 cm, Boden-Dm. 11,6 cm, Höhe 17 cm. (Abb. 3.)

2. Schlichter Bronzering, vierkantig mit abgerundeten Ecken. Lichte Weite  $2,3 \times 2,1$  cm, Querschnitt  $2 \times 3$  mm. (Abb. 4a.)

3. Gegenstand aus Eisen. Gr. Länge 6,5 cm. (Abb. 4b.)

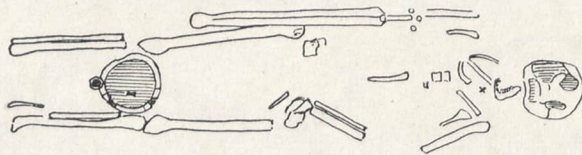


Abb. 6. Das Skelett mit Gewandhafter, Schwert, Schale und Ring. 1:30

Das eigentliche Grab ist aus Kulmplatten und anderen Felsblöcken gebaut. Die Steine sind nur lose auf- und nebeneinander gelegt, ohne daß etwa unter ihnen ein Hohlraum entstünde. An den Schmalseiten schließen je eine aufrechtstehende Platte das Grab ab. Die Länge der Packung beträgt 2,50 m, die Breite 1 m. Von einem Hügel über dem Grab, das nur 0,30 m unter der Erdoberfläche lag, war nichts zu erkennen.

Unter der Steinpackung kam das Skelett eines kräftigen Kriegers zum Vorschein. Es liegt auf dem Rücken von Nordost nach Südwest, der rechte Arm am Körper, die linke Hand am Becken. Von den Knochen sind in der Hauptsache die der Extremitäten vorhanden, auch der Schädel ist schlecht erhalten, der Unterkiefer abgefallen. (Abb. 6.)

An Beigaben waren vorhanden:

1. an der rechten Seite ein Schwert,
2. am Hals eine eiserne Fibel,
3. zwischen den Knien eine profilierte Schale,
4. auf dem Rande ein eiserner Ring.



1. Eisernes Schwert vom Frühlatèneschema mit eiserner Scheide und abgerundetem Ortband. Am unteren Teil wird die Scheide durch ein schmales Eisenband mit zwei runden Nieten zusammengehalten. Auf der Seite des Schwertes, auf der die Scheide einen Grat besitzt, ist auf der Griffstange eine Niete und ein schmaler Eisengrat. Auf der Scheide sind Lederreste und an einer Stelle Stoffreste grober Art zu erkennen, auf der Griffstange Holzreste. Länge 71,5 cm, Griffstange 12 cm, Breite 5 cm, Länge der Schlaufe 7 cm. (Abb. 7, 8.)

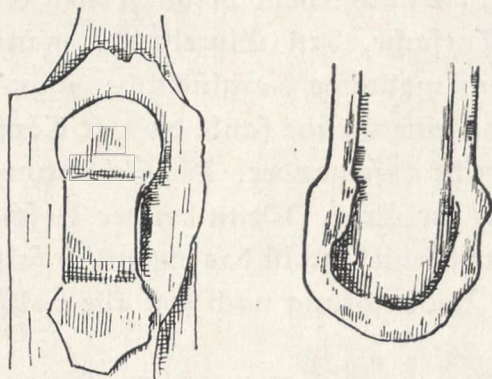


Abb. 7. a Riemenschlaufe, b Ortband des Schwertes. Etwa  $\frac{1}{2}$ .

2. Eiserner Fibel vom Frühlatèneschema, aus Bruchstücken zusammengesetzt. Länge 8,5 cm. (Abb. 4c.)
3. Eiserner Ring, durch Rost stark zerstört. Lichte Weite etwa 2,2 cm. (Abb. 4d.)
4. Glache profilierte Schale aus mürbem Ton mit Omphalos. Drehscheibenarbeit. Rand = Dm. 18,5 × 17,6 cm, Dm. d. Omphalos 4,5 cm. (Abb. 5.)

Die Funde befinden sich in der Landesanstalt für Volksheitskunde.

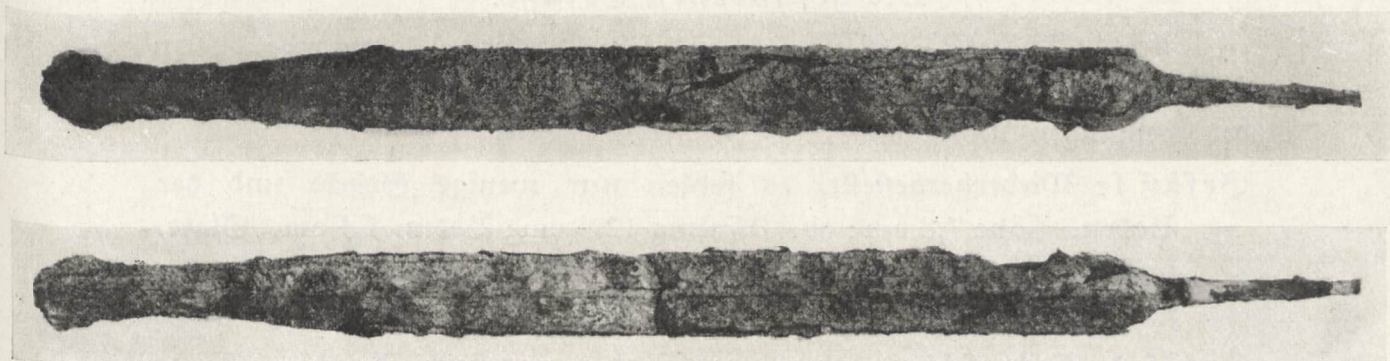


Abb. 8. Eisernes Schwert.  $\frac{1}{5,2}$ .



## Germanisches.

### Ein geschlossener Fund germanischer Gefäße von Zerbst, Klapperberg.

Von M. König, Schloßmuseum, Zerbst.

Was mich treibt, die nachstehend beschriebenen Gefäßformen bekannt zu machen, ist die Tatsache, daß Einzelfunde manchmal kaum datiert werden können. Nun wollte es die glückliche Fügung, daß ich auf dem Klapperberg bei Zerbst eine Grube fand, die mit Töpfen vollgepackt war. Die Scherben lagen dicht aufeinander. Die Schichtung der Gefäßteile gab vielfach keinen Raum für Erde. Wenn bei der Beschreibung der Formen oftmals steht „Unterteil fehlt“, so ist das eigentlich falsch ausgedrückt. Die Töpfe waren meiner Beobachtung nach fast alle vollständig in die Grube geworfen.

Beim Graben war der eine Teil der Grube unvorsichtigerweise bereits abgestochen worden, wobei die Scherben zerstreut waren. Weiter zerbrochen in der nassen Erde viele Teile derart, daß die Bruchstellen zerbröckelten und so nicht mehr aneinander paßten. Und drittens konnte nicht alles Gerettete verarbeitet werden, trotzdem fast zwei Jahre damit zugebracht wurden.

Das Material ist darum so wichtig, weil die Scherben gleichzeitig oder fast gleichzeitig in die Grube geworfen sein müssen. Es erhellt daraus, daß diese Gefäße auch gleichzeitig im Gebrauch waren.

Wir nannten diese Grube kurz die „große Scherbengrube“.

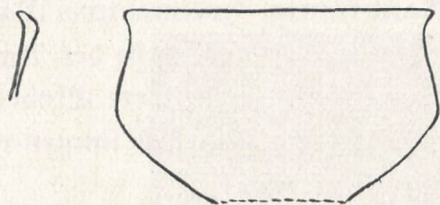
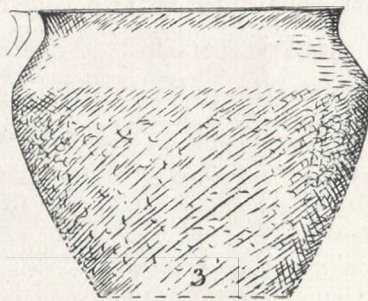
#### Die gefundenen Gefäße.

Acker Kranz, 3./4. II. 32, Stelle I. Erst Wohngrube, dann Abfallgrube. Die Scherben der Abfallgrube lagen  $\frac{1}{2}$  m über dem Boden der ehemaligen Wohngrube.

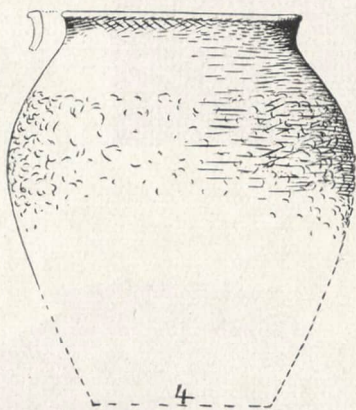
Gefäß 1: Wiederhergestellt, es fehlen nur wenige Stücke und der Boden. Höhe 7,8 cm; ob. Öffnung 12,4 cm; Bddm. 5,4 cm. Glatt, hell- und dunkelbraun, war vielleicht schwarz gewesen. Rand innen facettiert.

Gefäß 2: Teile fehlen; aber vom Boden bis zum Rande passende Scherben. Höhe 16,4 cm; ob. Öffnung 23,6 cm; Bddm. 10,5 cm;

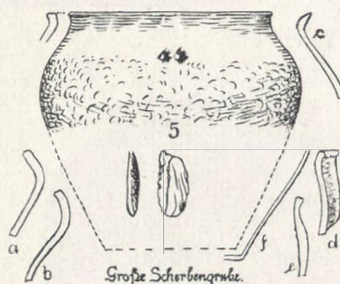


Gefäß 1.  $\frac{1}{4}$ .

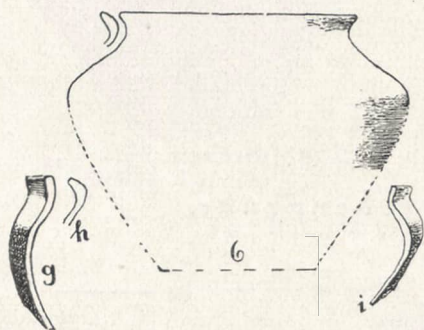
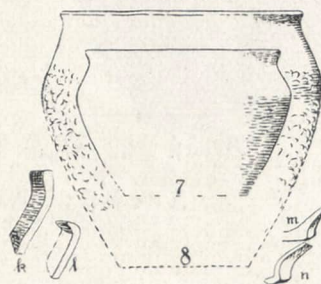
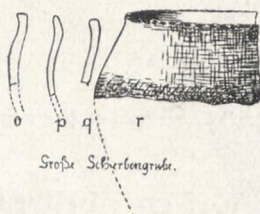
Große Scherbengrube.

Gefäß 3.  $\frac{1}{12}$ .

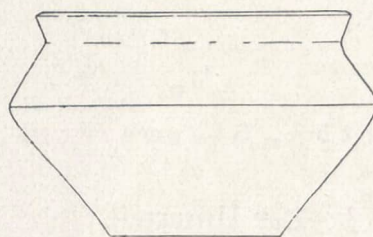
Große Scherbengrube.

Gefäß 4.  $\frac{1}{12}$ .

Große Scherbengrube.

Gefäß 5. Randprof. a-f.  $\frac{1}{12}$ .Gefäß 6. Randprof. g-i.  $\frac{1}{12}$ .Gefäße 7, 8. Randprof. k-n.  $\frac{1}{12}$ .

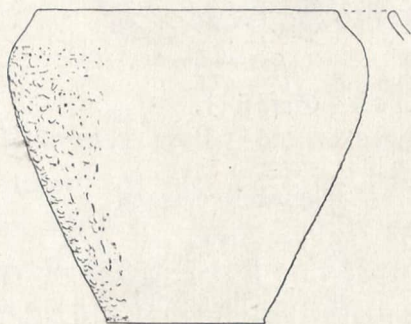
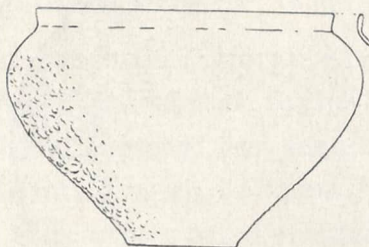
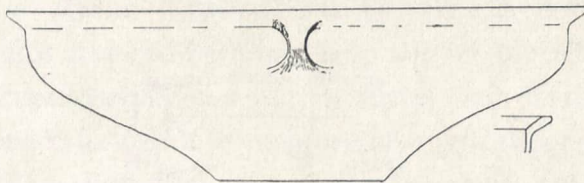
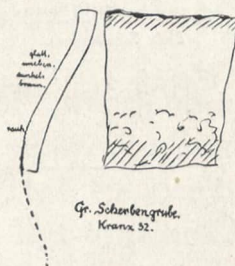
Große Scherbengrube.

Randprof. o-r.  $\frac{1}{12}$ .Gefäß 9.  $\frac{1}{4}$ .

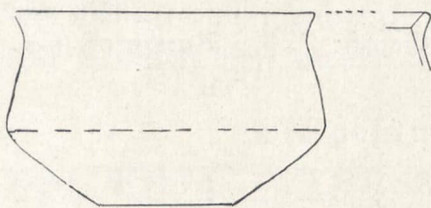
Zerbst. Große Scherbengrube.



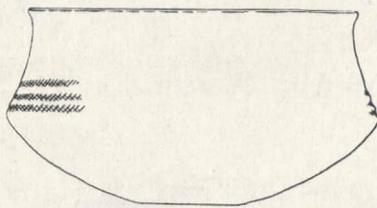
glatt, schwarzglänzend, dickwandig. Rand kantig. Zweimal zwei Warzen als Henkel; die glatte, ebenmäßige Art, wie sie später in der Kaiserzeit oftmals auftritt. Die Punktverzierung ist durch harte Eindrücke, die 3. T. wie Tiefstich wirken, hergestellt. Es sind fast immer neun Punkte. Einmal sind zwei kleine Einstiche zugesetzt.

Gefäß 10.  $\frac{1}{12}$ .Gefäß 11.  $\frac{1}{12}$ .Gefäß 12.  $\frac{1}{6}$ .Randscherben 13.  $\frac{1}{12}$ .

Zerbst, Große Scherbengrube.

 $\frac{1}{4}$ .

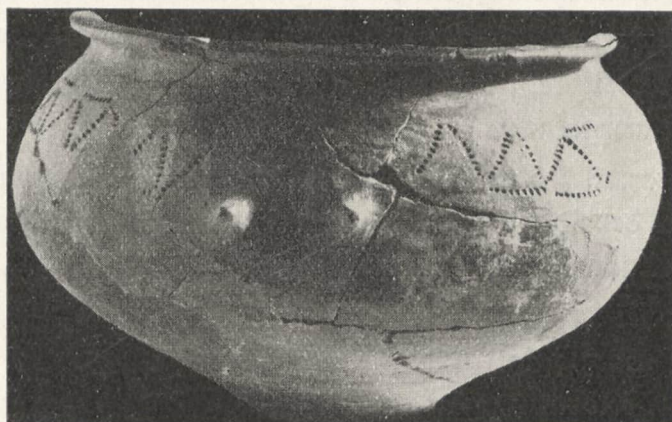
Zerbst, Klapperberg.

 $\frac{1}{5}$ .

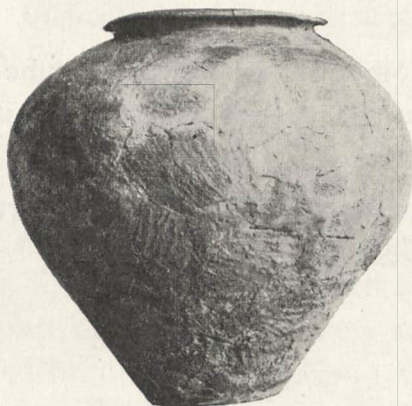
Gödnitz, Schinderberg.

Gefäß 3: Der Unterteil fehlt. Ob. Öffnung 39,5 cm; hellbraun, unter dem Umbruch geraucht. Das Gefäß erinnert an die schwarzglänzenden Terrinen der Wandalen. Der merkliche Knick des Umbruchs, der übrigens auch sonst auf dem Klapperberg vorkommt, findet sich hier an einer Terrinenform, während er sich sonst zu gleicher Zeit an einer

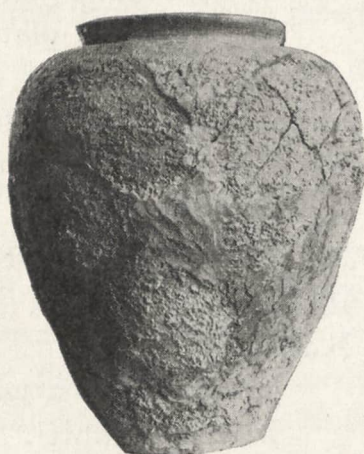




Gefäß 2.  $\frac{1}{4}$ .



Gefäß 14.  $\frac{1}{13}$ .



Gefäß 15.  $\frac{1}{13}$ .

Zerbst, Große Scherbengrube.



$\frac{1}{9}$ .

Richholz.



anderen Formreihe befindet. Vergl. Mannus 1931, Abb. 55, 92 a, 92 c, 94; — König, Das Latènegräberfeld von Zerbst-Anfuhn.

Gefäß 4: Unterteil fehlt. Obere Öffnung 29,4 cm; braun, von der Bauchung an geraucht.

Gefäß 5: Unterteil fehlt. Obere Öffnung 25 cm; oben glatt und dunkel, von Höhe der Doppelwarze an ist die Farbe hellbraun, geraucht. Die Doppelwarze ist gleich der an Gefäß 2.

Randprofile.

- a: schwarz, glatt.
- b: dunkelbraun, glatt.
- c: oben glatt, dunkel; unten rauh.
- d: hellbraun, glatt.
- e: hellbraun, glatt.
- f: grau, rauh.

Feuerstein. Die Unterseite zeigt noch auf der ganzen Fläche die Rinde. Die Oberseite ist auch wenig bearbeitet, Gebrauchsspuren sind vorhanden.

Gefäß 6: Der Unterteil ist vorhanden, paßt aber nicht an den Bruch. War ehemals schwarz (glänzend?). Obere Öffnung 19,5 cm.

Randprofile.

- g: glatt, schwarzglänzend.
- h: glatt, dunkel.
- i: glatt, schwarzglänzend.

Gefäß 7: Bodenteil fehlt. Obere Öffnung 25 cm. Glatt, hellbraun.

Gefäß 8: Unterteil fehlt. Obere Öffnung 30 cm. Oben glatt, darunter geraucht; hellbraun. Rand nicht eckig.

Randprofile.

- k: glatt, darunter rauh, dunkel.
- l: glatt, dunkel.
- m: rauh, braun.
- n: dunkelbraun-glänzend.

Lehmstück. Gebrannt, Unterseite schwarz. Stockabdruck; die Vertiefung scheint ein Pfahlende aufgenommen zu haben. Die Striche hinten bedeuten Ritz-(Rutsch-)spuren.

Randprofile.

- o: oben glatt, darunter geraucht.
- p: glatt, hellbraun — rötlich.
- q: glatt, braun.



r: dunkelbraun, uneben; darunter gerauht. Die Form ist nur möglich, da nur Bodenteile mit eckig ansetzender Wandung vorhanden sind.

Gefäß 9: 9 cm hoch, glatt, dunkel, Rand kantig. Vorstufe der Gefäße der Übergangszeit.

Gefäß 10; Höhe 38 cm, uneben.

Gefäß 11: Großterrine der zweigliedrigen Art. Oben glatt, unten rauh; Rand nicht facettiert. Höhe 29,7 cm.

Gefäß 12: Eine Deckelschale, sie ist glänzend-dunkel und zeigt einen X-förmigen Henkel. Durchmesser 37 cm.

Gefäß 13: Mit Tupfenrand.

Gefäß 14: Höhe 54 cm, oben glatt, unten rauh; Rand facettiert.

Gefäß 15: Höhe 61 cm; Rand und schmaler Schulterstreifen glatt, sonst rauh.

### Besprechung:

Es zeigt sich offensichtlich Elbgermanisches und Ostgermanisches<sup>1)</sup>. Die oben beschriebenen Fundumstände beweisen, daß beide Stämme auf dem Klapperberge zusammen lebten. Das konnte ich sonst noch an vielen Gruben dieses Wohnplatzes feststellen. Der Kürze halber verweise ich auf: Mannus Bd. 23, König, Das Latène-Gräberfeld von Zerbst-Ankuhn. Mannus Bd. 24, König, Jütland — Zerbst — Westpreußen. Anh. Geschichtsbl. 1930/31. König, Die Wandalen im Kreise Zerbst.

Gefäß I ist die Vorstufe zu den provinzialrömischen schalenförmigen Näpfen des 2. und 3. Jahrhunderts. Auf der Fundstelle Zerbst, Klapperberg stellte ich sie in Wohngrube 4 des Ackers Barthel fest, wo sie mit wandalischen Scherben vergesellschaftet lag, siehe Abb. S. 202. (Mannus Bd. 23, S. 305.) Zum Vergleich verweise ich auf die Schale Abb. S. 202 von Gödnitz, einem Friedhof, der um 200 bis 300 n. Chr. belegt wurde. Eine entsprechende Schale stammt von Zerbst, Fohlenweide, wo ein Begräbnisplatz der Zeit um 200—300 n. Chr. war. Die Schalenart Gödnitz, Schinderberg fand ich 1933 unter anderen Schalenformen der 25 Gräber am Loeperbad in Zerbst und 1934 unter den 13 Gräbern am Windmühlhügel Simm bei Steuz. Bei Zerbst, Steuz und Gödnitz zeigte sich auch noch fast die Latène-Urform Gefäß Zerbst, Klapperberg.

<sup>1)</sup> Brausenartige Gefäße scheinen im Kr. Zerbst schon Ende Mittellatène vorzukommen. (Gödnitz; Zerbst, Acker Pauli, Klapperberg.)



In der Niederlausitz soll diese nach Christi Geburt im burgundischen Gebiete leben<sup>1)</sup>. Tackenberg<sup>2)</sup> bringt auf Tafel 19 unter Abb. 1 (Nossitz) eine Schale, die auf 100 n. Chr. anzusetzen ist. Gleiche Schalen fand ich auf dem Klapperberge im Acker Ulrich (prov.-röm. Wohnplatz) (Mannus XXIII, S. 305). Zu beachten ist, daß die Urform Zerbst, Klapperberg noch einen facettierten Rand aufweist, der dann später einfach wird.

Gefäß 2 ist eine zweigliedrige Terrine. Eine neue Technik erscheint im Spätlatène. Offenbar ist das Muster gestempelt oder gerollt. Dann hat man nachgeglättet, wobei einige Löcher kleiner wurden. Die Rolle (das Rädchen?) drückte die letzten Punkte nicht so tief wie die ersten ein. Dasselbe Muster bringt ein prov.-röm. Gefäß von Rosdorf Kr. Dessau.

Gefäß 15 ist als Seitenstück zu Kostorzewski<sup>3)</sup> Abb. 198 anzusehen. Wenn letzteres Gefäß, eine Krause, von Breslau (Weigwitz) stammt, so besagt das noch keineswegs, daß schlesische Wandalen zwischen 100 und 50 v. Chr. nach Zerbst kamen. Zu den anderen westpreussischen Vergleichsgegenständen (siehe Mannus XXIII) gesellt sich noch ein Zerbster Spinnwirtel von Steckby, der dem von Kostorzewski unter 174 abgebildeten fast gleicht.

Gefäß 14 ist eine Krause. Sie ist in dieser Form weder bei Tackenberg noch bei Kostorzewski abgebildet. B. v. Richthofen weist im Mannus, VI. Erg.-Bd., Krausen des 4. Jahrh. nach, die wandalisch sind. Die Form ist der unserer Zerbster Krause sehr ähnlich. Da jedoch die Zwischenglieder fehlen, — La-Tène bis 4. Jahrh. —, kann von einer Ableitung nicht gesprochen werden. Das weist Richthofen auch treffend nach.

Nun tritt jedoch bei Eichholz, Kr. Zerbst, ein Gefäß auf (Abb. S. 203), das starke Verwandtschaft in Form und Verzierung zu dem aufweist, welches Richthofen im Mannus VI. Erg.-Bd., S. 85 a abbildet. Letzteres ist wandalisch und entstammt dem 4. Jahrh. n. Chr. Geb. Das Eichholzer lag in einer slawischen Siedlung des Stiles I bis II. Wir haben die gleiche Lücke wie in Schlesien: 4. Jahrh. bis 6.—8. Jahrh. Aber im Zerbster Gebiet könnten die karolingischen Typen Koenens<sup>4)</sup> Taf. X, 3, Taf. XX, 26, Taf. XXI, 2 u. 4 aushelfen.

<sup>1)</sup> Mannus XIX, S. 62, Abb. 42. Unterste Reihe, das erste und letzte Gefäß.

<sup>2)</sup> Die Wandalen in Niederschlesien. 1925.

<sup>3)</sup> Die ostgermanische Kultur der Spätlatènezeit. 1919.

<sup>4)</sup> Gefäßfunde der vorrömischen, römischen und fränkischen Zeit in den Rheinlanden. 1895.



Die Eichholzer Gefäßart muß man auch mit der vergleichen, die Richt-hofen im Mannus, 25. Bd. S. 122 unter Abb. 4 bringt. Letztere stammt von Birka am Mälarsee und ist wikingisch. Sie weicht von der Eichholzer dadurch ab, daß sie einen schärferen Bauchumbruch aufweist. Die Verzierungsart ist ähnlich, nur treten bei der Eichholzer noch Gruppen kurzer Striche hinzu, und vom Streifen des Bauchumbruchs laufen senkrechte Felderungslinien zum Boden. Das letztere ist gänzlich unslawisch für das Zerbster Gebiet, wie unter den Eichholzer Funden noch ein slawisch verzierter Topf mit Henkel auftritt, was ebenfalls nicht gerade typisch slawisch ist. Übrigens gibt es auch germanisch-deutsche Formen auf Zerbster Slawensiedlungen. Ich möchte hier auf P. Grimm „Zur Entwicklung der mittelalterlichen Keramik“ hinweisen (in Zeitschr. d. Harzvereins 1933). Es kommen die Formen seiner „Vorstufe“ 500—850<sup>1)</sup> und der Stufe 850—950 in slawischen Siedlungen vor. Also eine Kulturdurchdringung findet hier im Grenzlande statt. So kann der Eichholzer Topf, welcher den wikingischen oder den merowingisch-karolingischen ähnelt, ganz gut durch Beeinflussung zu den Slawen (Wilzen) gekommen sein.

Gefäß 14 der großen Scherbengrube in Zerbst gehört in die Jahre 100 bis 50 vor Chr. und hat keine Fortsetzung bis zur Slawenzeit. Aber alles das mußte gesagt werden, um die Aufmerksamkeit auf diese Punkte zu lenken, die noch der Aufklärung bedürfen. Z. B. die Verzierungsweise der spätgermanischen Zeit entspricht der frühslawischen so stark, daß man versucht ist, die Menschenleere von 400—600 als unmöglich anzusehen. Dann müßten Reste unseres germanischen Volkes hier im Grenzlande geblieben sein, die ihre Gefäßformen und -verzierungen ohne Weiterentwicklung beibehielten. Und von denen übernahmen die ins Zerbster Land einwandernden Slawen die Verzierung, teilweise auch die Gefäßformen. Ich fand auf dem Jahn-Sportplatz (Nähe des Klapperberges) einen slawischen Backofen mit kennzeichnenden Scherben, dabei einen germanischen Völkerwanderungstopf, aber in slawischer Brandart.

<sup>1)</sup> Bei der Ausgrabung der Kaiserpfalz Dornburg a. Elbe — Januar bis Mai 1933 — fand ich slawische Töpfe, die noch deutsch-germanische Form der Zeit 500—850 aufweisen.



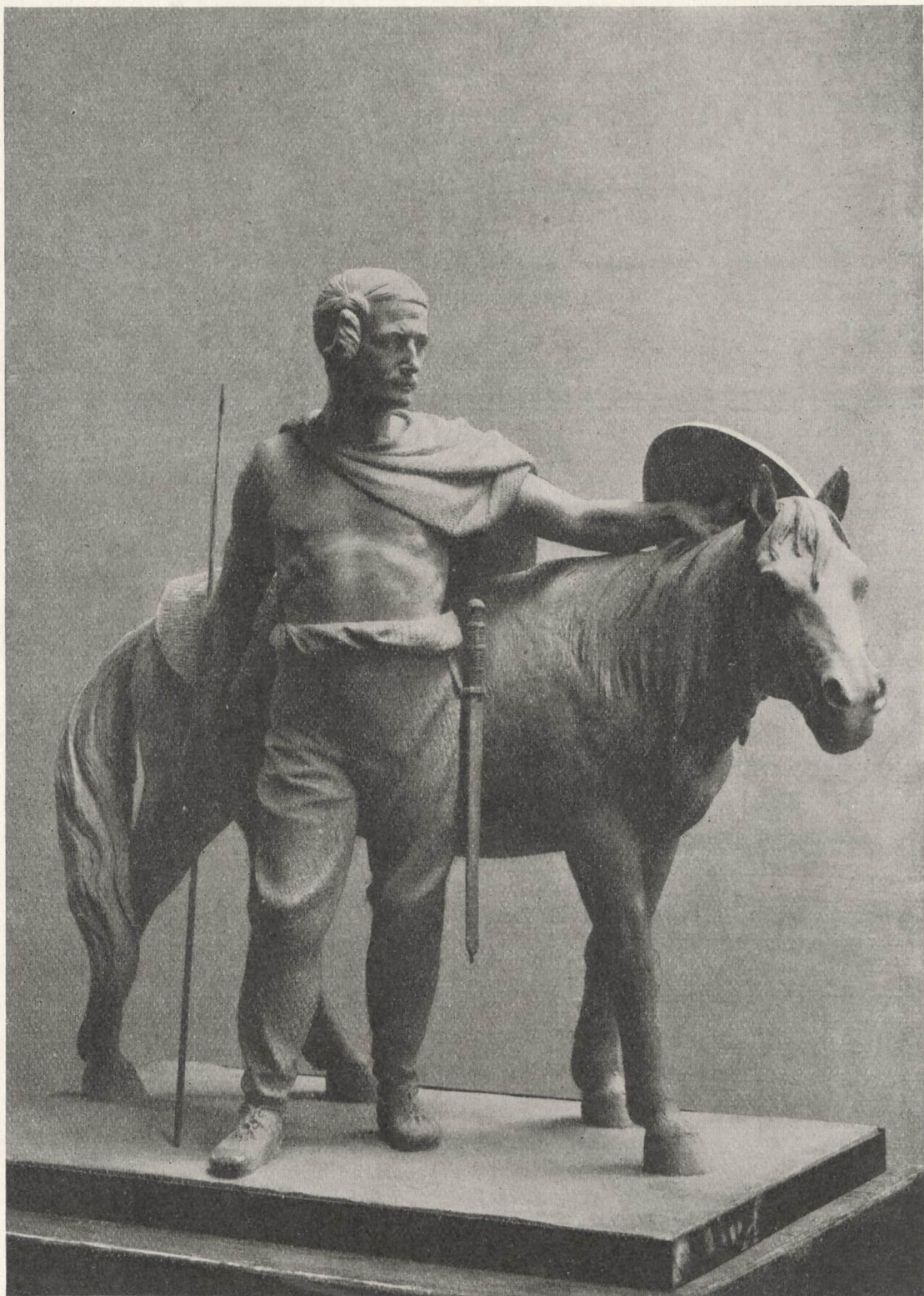


Germanische Leichenbrandurne der Zeit um 500 v. Chr.  
Salle, Klosterschule.

Landesanstalt für Volksheitskunde.



# Die Germanen zur Zeit der Römerkriege.



Reiter des I. Jahrhunderts nach Chr.  
Modell des akad. Bildhauers Reiling, Landesanstalt für Volkheitskunde.  
Jahreschrift, Bd. XXIV







# Altmarkische Funde des 1. u. 2. Jahrhunderts n. Chr.

Von Freidank Buchenbuch,

Assistent am Landesamt für Vorgeschichte Oberschlesiens, Ratibor O./S.

Studierte in Halle Vorgeschichte.

In dem bekannten Werke von Alfred Plettke „Ursprung und Ausbreitung der Angeln und Sachsen“ findet sich eine Karte, auf der die frühkaiserzeitlichen Urnenfriedhöfe Nordwestdeutschlands eingetragen sind. Danach scheint in dieser Zeit in der Altmark eine nicht unbeträchtliche Besiedlung zu herrschen. Da ihr Plettke bezüglich der Altmark anscheinend eine Liste der ihm damals bekannten Fundorte mit rädchenverzierter Tonware zugrunde gelegt hat, entspricht sie nicht den tatsächlichen Verhältnissen, denn im Gegensatz zu anderen Landschaften kennt die Altmark auch im dritten Jahrhundert Rädchenverzierung<sup>1)</sup>. Auch die Germanenkarte Kossinnas<sup>2)</sup> entwirft für dies Gebiet ein nicht ganz zutreffendes Bild, wie aus dem unten Dargelegten ersichtlich wird.

Für die Behandlung der frühkaiserzeitlichen Funde aus der Altmark ist von großer Bedeutung, daß im letzten Jahrhundert v. Chr. sich hier eine elbgermanische Besiedlungsgruppe abzeichnet, die zuletzt von P. Kupka<sup>3)</sup> zusammenfassend behandelt worden ist. Die Gräberfelder dieser Gruppe, deren Ursprung noch nicht ganz klar liegt, brechen meist um Chr. Geburt ab; einige von ihnen reichen aber noch in die Übergangszeit hinein.

Nachfolgend sollen die Funde des ersten und zweiten Jahrhunderts vorgelegt und untersucht werden.

## Kreis Stendal.

I. Tangermünde. Aus Tangermünde ist ein bedeutendes Spätlatène-Urnenfeld bekannt geworden („Tangermünde-Nord“). Es hat eine Reihe bedeutsamer Funde geliefert, aus denen Kupka einen geschlossenen Grabfund veröffentlicht hat<sup>4)</sup>. Eine schwarze Terrine mit gezogenem

<sup>1)</sup> Sie ist übrigens auch von Kossinna mehrfach übernommen worden, vgl. „Ursprung und Verbreitung der Germanen“ und „Germanische Kultur im I. Jahrtausend n. Chr.“

<sup>2)</sup> Kossinna und Petersen: Die Karte der germanischen Funde in der frühen Kaiserzeit, Mannus 25, S. 6 ff.

<sup>3)</sup> Kupka: Späte svebische Tonware, Jahresschrift XV, S. 65 ff.

<sup>4)</sup> Kupka: In Stendaler Beiträge 2, S. 237 f. mit Abb.



und punktiertem Mäanderband enthielt drei Fibeln der Übergangszeit, einen zerschmolzenen Knotenarmring, zwei Spinnwirtel und einen Goldanhänger von schlichter Form. Leider bringt dieser Fund den einzigen geschlossenen Grabzusammenhang des ganzen Friedhofes. Die anderen

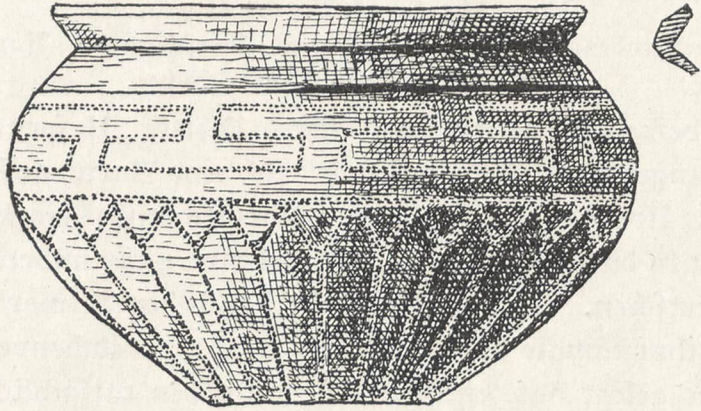


Abb. 1. Tangermünde.  $\frac{1}{4}$ .

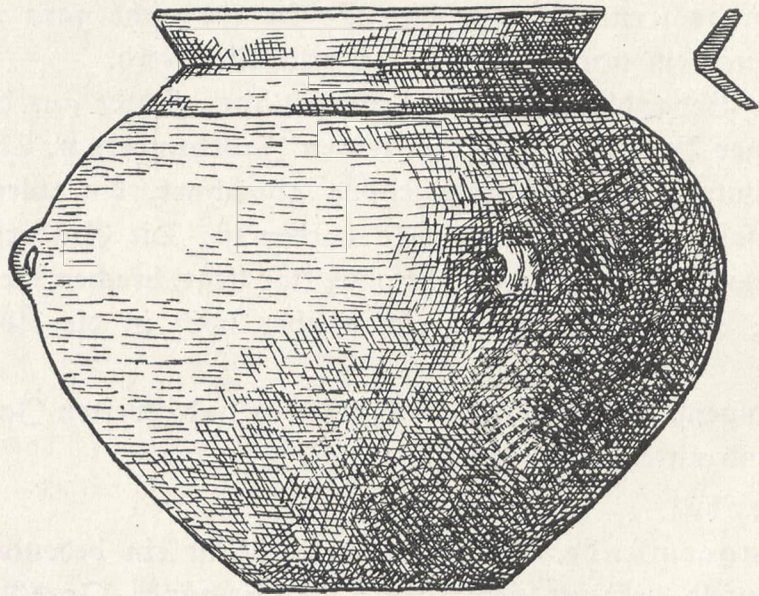


Abb. 2. Tangermünde.  $\frac{1}{4}$ .

Fundstücke, die auf jüngere Entwicklungsstufen hinweisen, können nur einzeln betrachtet werden.

Von der Tonware, die meist aus Bruchstücken von Terrinen der Nienbütteler Art und einigen bauchigen dreihenkeligen Töpfen besteht, seien nur zwei Stücke hervorgehoben. Die stumpfschwarze Terrine (Abb. 1) hat einen verdickten, kantig profilierten Rand, der Hals der Vorformen ist noch angedeutet. Schulter und Umbruch tragen einen T-Mä-



ander, der ebenso wie die Verzierung des Unterteils mit einem doppelt geführten einzeiligen Rädchen hergestellt ist. Das Gefäß ähnelt bis auf die Verschiedenheit der Verzierungstechnik sehr der Terrine aus dem geschlossenen Grabfund. Der große braune Topf mit den drei Ösenhenkeln (Abb. 2) zeigt an seinem Körper noch die klare Dreiteilung der vorrömischen Typen, besitzt aber ebenfalls den verdickten und kantig profilierten Rand. Er ist sicher noch ein Stück aus der Übergangszeit und dürfte eine Vorstufe des für die ganze elbgermanische Tonware des ersten und zweiten Jahrhunderts belegten Suhlsbütteler Topfes darstellen.

Wichtiger noch als die schwerer datierbaren Gefäße sind die Fibeln, die entweder aus der Sammlung Hartwich in das Altmärk. Mus. Stendal oder aus dem Besitze von Herrn Lehrer Soelsch in das Tangermünder Heimatmuseum gelangt sind. Abb. 3 zeigt eine eingliedrige br. Armbrustfibel der Gruppe Almgren I<sup>1)</sup>. Das blaugrün-patinierte und vorzüglich erhaltene Stück gehört in die Anfangsstufe dieser Gruppe, da sein Bügel wie bei den Spätlatënevorformen noch breiter ist als der Fuß, während die jüngeren Entwicklungsstufen das umgekehrte Streben zeigen. Auch die br. Stützbalkenfibel (Abb. 4) ist eine frühe Form. Sie bildet deutlich ein Zwischenstück zwischen Almgren 67 und 68. Die Form des durchbrochenen Nadelhalters rückt die Fibel näher an Almgren 67, die von Preidel<sup>2)</sup> mit Recht in das erste Drittel des ersten Jahrhunderts gestellt wird. Die br. Kollenkappenfibel, die durch Abb. 5 wiedergegeben wird<sup>3)</sup>, wurde von Professor Hartwich dem Altmärkischen Museum überlassen. Sie stellt eine typologisch sehr frühe Form dar, die wohl viele Entsprechungen hat. Eingliedrig aufgebaut, besitzt sie einen im Querschnitt hohlen Fuß, der in einen mehrfach durchlochten Nadelhalter ausläuft. Spirale und Kollenkappen sind sehr kurz, der Sehnenhaken umgelegt, der Bügelwulst noch vollrund. Die Fibel entspricht Almgren 25 und ist somit nach Preidel<sup>4)</sup> etwa in die Mitte des ersten Jahrhunderts zu setzen.

Augenfibeln sind von Tangermünde in mehreren Stücken bekannt geworden; eine im Staatl. Museum f. Vor- und Frühgeschichte, Berlin, ist von Kupka bereits veröffentlicht worden<sup>5)</sup>. Ihr Hauptmerkmal sind

<sup>1)</sup> Almgren: Studien über nordeuropäische Fibelformen, Abb. 11—14.

<sup>2)</sup> Preidel: Die absolute Chronologie der germanischen Fibeln der früh-römischen Kaiserzeit, *Mannus* 20, 1928, S. 92f.

<sup>3)</sup> Kupka: Vorgeschichtliches aus der Altmark, *Zeitschr. f. Ethnologie*, 1915, S. 420ff., Abb. 15 d.

<sup>4)</sup> Preidel: a. a. O., S. 85f.

<sup>5)</sup> Kupka: Altmärkische Fibeln, *Jahresschrift IX*, S. 26, Tafel I, 28.



geschlossene Augen. Außerdem befinden sich noch fünf andere im Heimatmuseum Tangermünde, die sämtlich eingliedrig und aus Bronze sind und einen vollrunden Bügelwulst besitzen. Nr. 1 (Abb. 6) hat geschlossene Augen, verzierte Sehnenplatte und kurzen Nadelhalter. Ihr entspricht völlig Nr. 2, die aber einen etwas längeren Nadelhalter und offene Augen besitzt. Abb. 7 zeigt Nr. 3, die in der Bügelmitte statt des eingetieften Perlstabes eine doppelte Punktlinie trägt und offene Augen hat. Ihr Nadelhalter ist am vorderen Ende treppenartig abgestuft. Bis auf die fehlende Sehnenplattenverzierung gleicht ihr völlig Nr. 4. Etwas abgeändert erscheint Nr. 5, die im Gegensatz zu den beiden vorigen Stücken geschlossene Augen, einen schrägen Nadelhalterabschluß und eine abgewandelte Fußverzierung hat (Abb. 7 d, e). Alle Fibeln gehören trotz der geringfügigen Unterschiede einer einzigen Form an, Almgren 45/46, die man wohl mit Preidel<sup>1)</sup> in die erste Hälfte des ersten Jahrhunderts setzen darf. Außer diesen behandelten Fibeln verdienen noch einige andere Beifunde Erwähnung, die ebenfalls im Museum Tangermünde liegen.

Abb. 8 zeigt eine einfache sich gleichmäßig verjüngende br. Schmucknadel mit flachem linsenförmigen Kopf, Abb. 9 zwei silberne S-förmige Schließhaken mit auswärts eingerollten Enden. Schließlich verdient noch ein zierlicher birnförmiger Anhänger aus dünnem Silberblech Beachtung. (Abb. 10.) Der Körper des nur trümmerhaft erhaltenen Schmuckstückes ist gegliedert und durch herausgetriebene Leisten und eingetiefte Punkte verziert. Der Henkel dürfte wie in den meisten Fällen angelötete Kügelchen getragen haben. Da unser Stück dem oben erwähnten Goldanhänger<sup>2)</sup> typologisch noch sehr nahe steht, wird es ebenfalls noch in die erste Hälfte des ersten Jahrhunderts zu setzen sein<sup>3)</sup>.

Sämtliche Fundstücke von Tangermünde erweisen sich also als in das erste Jahrhundert gehörig und stehen noch im Zusammenhang mit dem großen Spätlatène-Friedhof.

## 2. Warburg.

Beim Bau der Umgehungsbahn Stendal—Wittenberge wurde vor vielen Jahren auf der Gemarkung des Dorfes Warburg ein einzelnes Gefäß gefunden (Abb. 11). Es ist eine etwas gedrückt erscheinende braune

<sup>1)</sup> Preidel: a. a. O., S. 90.

<sup>2)</sup> Stendaler Beiträge 2, S. 273, Abb. 5.

<sup>3)</sup> Das von Preidel: Germanische Kulturen in Böhmen, 1930, Band I, Abb. 237, angegebene sehr ähnliche Stück wird daher auch noch in das 1. Jahrhundert gehören.



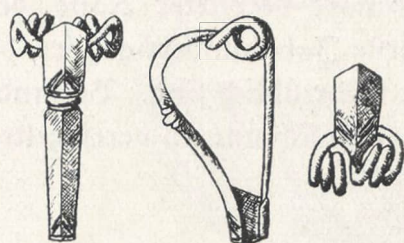


Abb. 3.

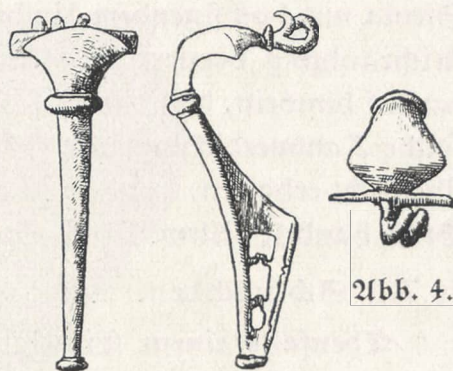


Abb. 4.

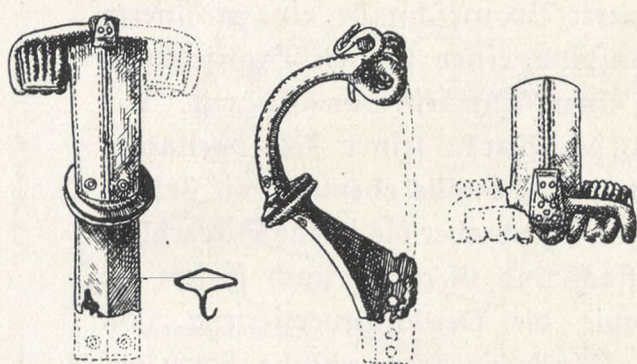
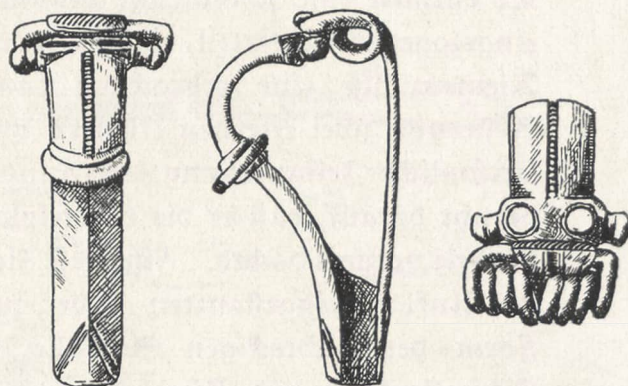
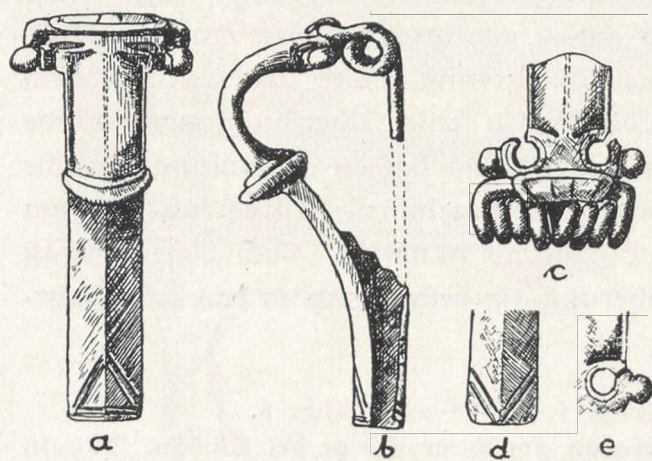
Abb. 3—4. Tangermünde.  $\frac{2}{3}$ .Abb. 5. Tangermünde.  $\frac{2}{3}$ .Abb. 6. Tangermünde.  $\frac{2}{3}$ .Abb. 7. Tangermünde.  $\frac{2}{3}$ .

Abb. 9.

Abb. 8.

Abb. 10.

Abb. 8—10. Tangermünde.  $\frac{2}{3}$ .



Situla mit hochsitzendem Umbruch, deren Unterteil in senkrechter Besenstrichrauhung verziert ist. Auffallend ist ihr stark verdickter Rand, der darauf hinweist, daß das Gefäß noch in das erste Jahrhundert gehört, da solche Randverdickungen in späterer Zeit nicht mehr üblich sind. Beifunde sind nicht erhalten, trotzdem ist anzunehmen, daß es sich um ein vereinzelt Grab handelt (Alt. Mus. Stendal 3038).

### 3. Kl. Schwechten.

Ebenfalls einem Einzelgrabe aus einer Sandgrube entstammt der Fund von Kl. Schwechten, der von Kupka als Grab mit fränkisch-merowingischen Ausstattungsstücken beschrieben worden ist (Abb. 12)<sup>1)</sup>. Er enthielt eine schmucklose braune Tonsitula mit niedrigem Rand und eingezogenem Unterteil, eine silberverzierte Bronzeschnalle, eine profilierte Riemenzunge, eine zerbrochene Lanzenspitze, einen kleinen Bronzebügel, Reste von zwei eisernen Messern und einen Wegstein aus Quarzit. Die irrümliche Zeitansetzung des Fundes, die Kupka seiner Zeit vornahm, beruht darauf, daß er die Gürtelplatte der Schnalle ehemals mit Zellen- und Schmelz verziert dachte. Für diese Zierweise sind aber die in das Silberblech der Auflage eingestanzten Felder zu flach und zu groß; auch spricht die Form der rechteckigen Schnalle sowie die Perldrahtverzierung von Schnallendorn und Bügel dagegen<sup>2)</sup>. Auch die gebräuchliche Form der Riemenzunge und das Tongefäß gestatten eine Ansetzung um 100 n. Chr. Geb.

### Kr. Gardelegen.

4. Löffingen. Aus dem Besitze des Superintendenten Müller, Kalbe, ist in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts ein großes Gefäß in das Alt. Mus. Stendal gekommen (Abb. 13) (Alt. Mus. Stendal 1325). Der leicht nach außen geneigte Rand ist etwas verdickt und zeigt noch eine verwaschene Profilierung. Der Unterteil ist durch sieben senkrechte Kanten verziert, der Boden fehlt. Über die Fundumstände ist nichts bekannt; da sich aber in keiner altmärkischen Sammlung ähnliche Tongefäße aus Löffingen finden, ist anzunehmen, daß es sich hier um ein zufällig zutage getretenes Einzelgrab handelt. Auch dieses Gefäß wird man wegen der Randprofilierung am besten noch in das erste Jahrhundert stellen.

<sup>1)</sup> Kupka: In Stendaler Beitr. 4, S. 85—90, Abb. 8.

<sup>2)</sup> Becker: Der Urnenfriedhof von Forsthaus Sorge bei Lindau, Anhalt, Jahresschrift II, bildet auf Tafel IV, 31 eine ganz ähnliche Schnallenform ohne Gürtelblech ab.



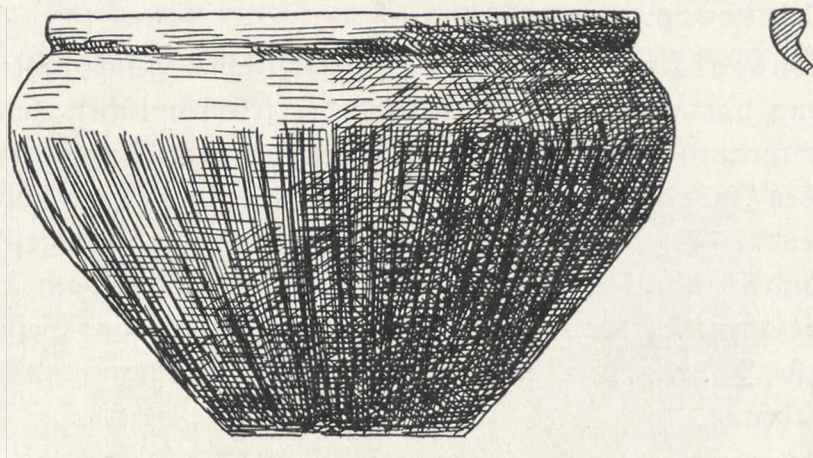
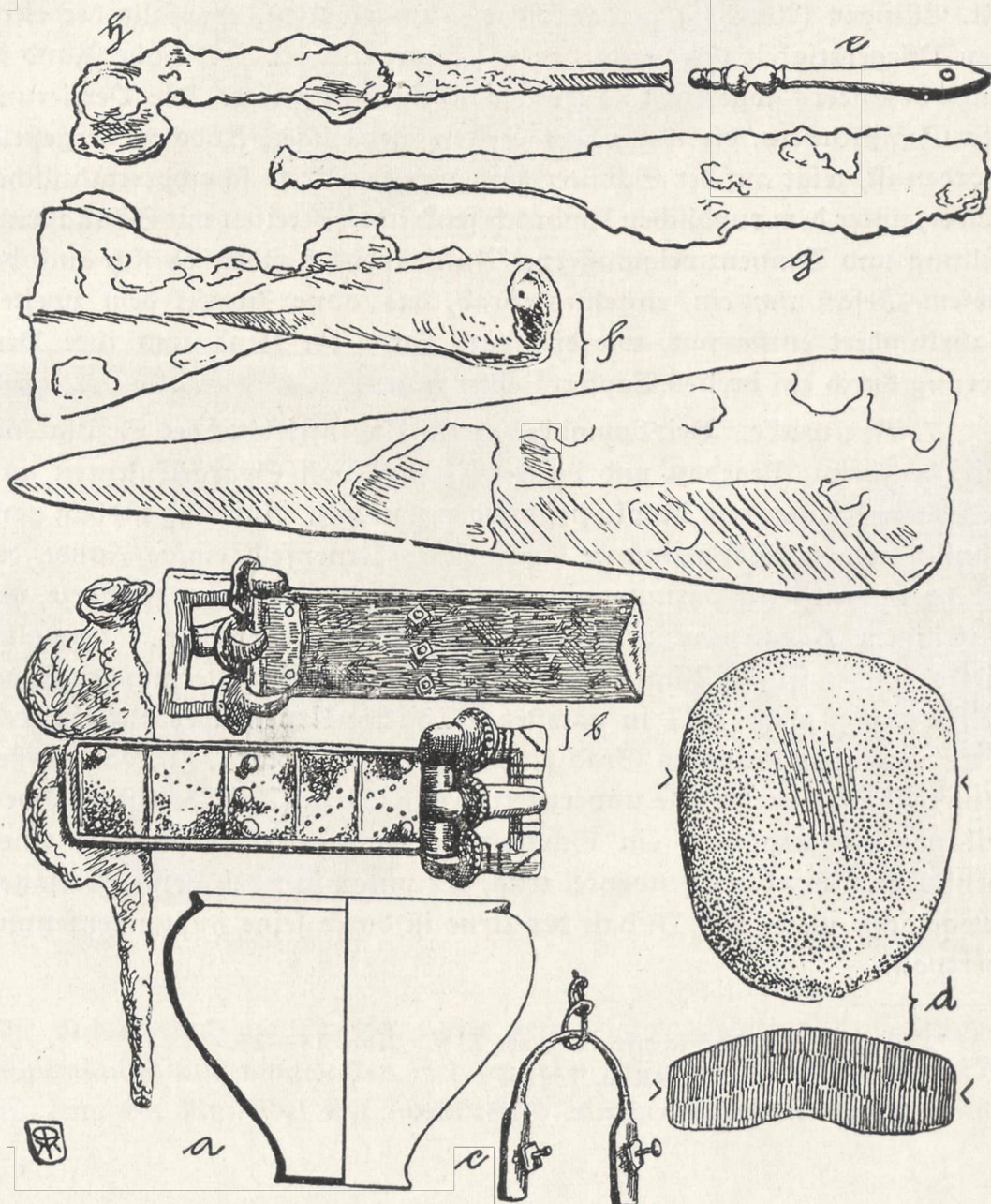
Abb. 11. Wahrburg.  $\frac{1}{4}$ .

Abb. 12. Klein-Schwechten.



## Kreis Osterburg.

5. Sindenburg. Diese an vorgeschichtlichen Fundplätzen so reiche Gemarkung hat auch einen Einzelfund der frühromischen Zeit geliefert, eine schlichtbraune Situla (Abb. 14), die durch Pastor Kluge, Arneburg, zu Anfang des Jahrhunderts in das Altm. Mus. eingeliefert wurde (Altm. Mus. Stendal 3713). Das gut erhaltene Stück zeigt weichgeschwungene Umrisse und ist ähnlich der Urne von Kl. Schwechten vom Boden aus leicht eingezogen. Da der Rand etwas verdickt ist, dürfte das Gefäß ehestens in das erste Jahrhundert gehören. Der Erhaltungszustand spricht für einen Grabfund.

6. Kl. Ellingen. Die schöne glänzenschwarze Standfußvase aus Kl. Ellingen (Abb. 15) verdankt das Altmärk. Mus. ebenfalls der eifrigen Pflögetätigkeit des verstorbenen Pastors Kluge. Der hohe Rand ist nicht besonders abgesetzt und leicht nach außen geneigt. Die Verzierung des Gefäßkörpers, die mit einem breiten vierzeiligen Rädchen hergestellt worden ist, zeigt auf der Schulter ein doppeltes Band schachbrettähnlicher Felder, unter dem rundlichen Umbruch senkrechte Streifen mit Schrägstrichfüllung und Tannenzweigmustern. Anscheinend handelt es sich auch bei diesem Gefäß um ein einzelnes Grab, das ohne Zweifel dem zweiten Jahrhundert entstammt, wie die späte Form der Urne und ihre Verzierung durch ein breites Töpferrädchen zeigen.

7. Krumbke. Bei Krumbke lag ein Urnenfriedhof der Spätlatènezeit, der beim Wegebau und bei der Anlage von Spargelkulturen aufgedeckt und später von Kupka beschrieben wurde<sup>1)</sup>. Auffällig ist, daß ganz ähnlich wie in Tangermünde auch dieses Urnenfeld einige Funde der Übergangszeit barg, darunter einen geschlossenen Fund, eine schwarze, mit einzeiligem Rädchen verzierte Terrine und mehrere Fibeln. Bezüglich dieses Fundes sei auf Kupka verwiesen<sup>2)</sup>. Bei der Erweiterung der Spargelfelder stieß man 1931 in nächster Nähe des Urnenfeldes auf ein weiteres vereinzelt stehendes Grab (Altm. Mus. Stendal 5702), das großes Interesse verdient<sup>3)</sup>. Die unverzierte braune Urne (Abb. 16) ist im Ober- teil gänzlich zerpflegt; ein Schulterscherven deutet an, daß sie einen Henkelknubben oder Ösenhenkel trug, der unten in zwei Leistenfortsätzen ausgezogen war. Der Inhalt der Urne ist durch seine Zusammensetzung wertvoll.

<sup>1)</sup> Kupka: Jahresschrift XV, S. 74 ff., Abb. 15—24.

<sup>2)</sup> Kupka: a. a. O., Abb. 15/16.

<sup>3)</sup> Kupka: Stendaler Beitr. 6, S. 186.



Abb. 17 a, b zeigt ein Paar Kollenkappenfibeln. Während sich von der einen nur der Fuß mit Nadelhalter und Bügelfamm erhalten hat, ist

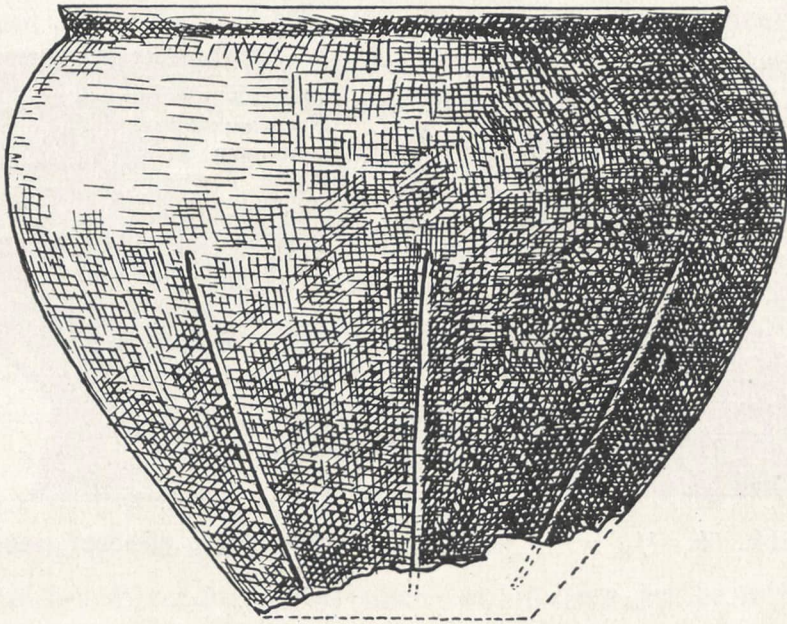


Abb. 13. Löffingen.  $\frac{1}{4}$ .

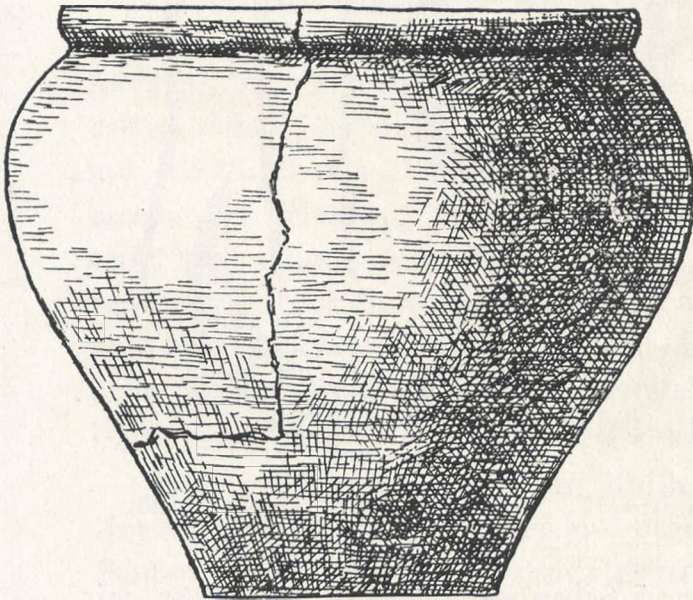


Abb. 14. Sindenburg.  $\frac{1}{4}$ .

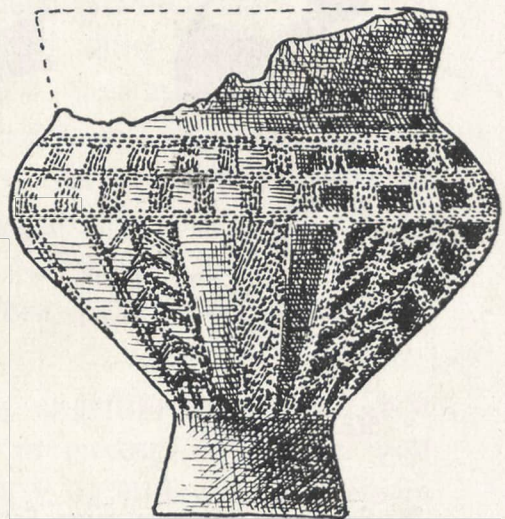


Abb. 15. Bl. Ellingen.  $\frac{1}{4}$ .

die andere noch vollständig. Sie besitzt lange gekerbte Kollenkappen, Spiralachse und umgelegten Sehnenhaken. Das dritte Stück (Abb. 17 c), ist eine br. Kniefibel mit hohem rechteckigen Nadelhalter und langer,



ebenfalls durch eine Achse gestützter Spirale. Die eiserne Gürtelschnalle (Abb. 17d) ist freisrund und hat einen flach vierkantigen Bronzedorn. Eine eigenartige Sichelform zeigt das langgestielte eiserne Messer (Abb. 17e).

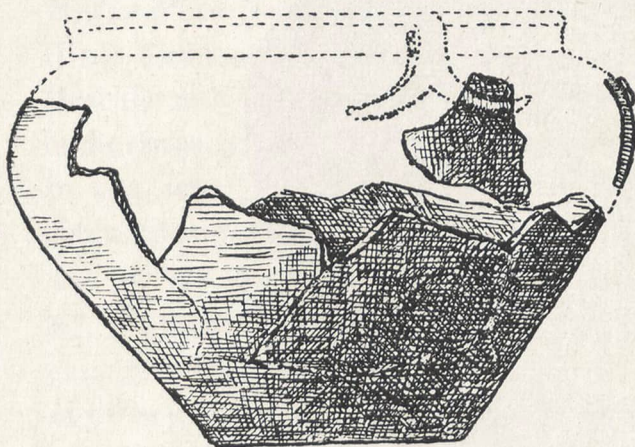
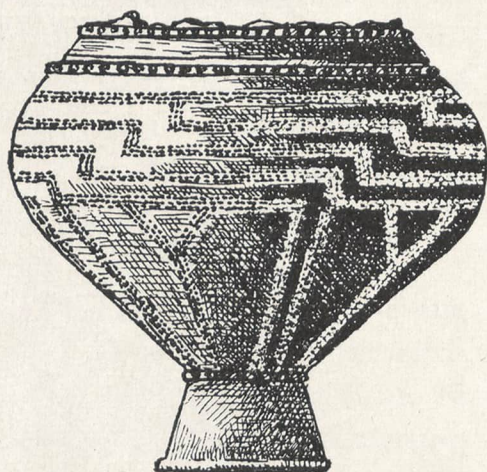
Abb. 16.  $\frac{1}{4}$ .

Abb. 18. Fundort unbekannt.

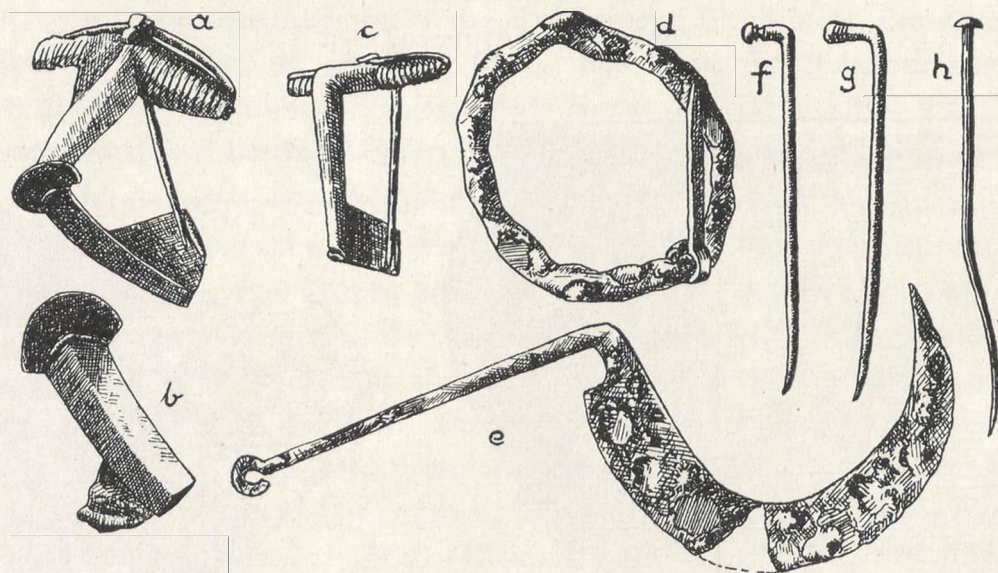
Abb. 17.  $\frac{2}{3}$ .

Abb. 16—17. Krumbke, geschlossener Fund.

Außerdem gehören zum Funde noch sieben Schmucknadeln, zwei br. mit abgebogenen profilierten Köpfchen, während die restlichen fünf Stücke aus Silber bestehen und von einem flachrunden Kopf abgeschlossen werden.

Nach Ausweis der Fibeln gehört dieser Grabfund zweifellos in die Mitte des zweiten Jahrhunderts.



Sundort unbekannt.

Die schöne Fußvase (Abb. 18) (Altmark. Mus. Stendal 1301), ist von Kupka irrümlich unter „Vinzelberg“ veröffentlicht worden<sup>1)</sup> (Kosfinna-Petersen, Fundliste Nr. 37). Im Katalog ist aber „Wiepke“ angegeben. Aber auch dieser Ortsname stimmt nicht, da die gleiche Nummer auf einem latènezeitlichen Gefäß von Wiepke erscheint. Der Irrtum ist wahrscheinlich bei gleichzeitiger Einlieferung der fraglichen Gefäße entstanden. Anscheinend ist die Vase durch Superintendent Müller, Kalbe, in das Altmark. Mus. gekommen, und es besteht die Möglichkeit, daß sie aus dem Urnenfeld Zethlingen, Kr. Salzwedel, stammt, das in der zweiten Hälfte des zweiten Jahrhunderts bereits einsetzt. Dem Gefäß fehlt der Rand völlig. Der alte Hals ist nach oben und unten durch eine Tupsenleiste abgesetzt, ebenso der konische Standfuß. Die Schulter trägt ein entartetes Mäandermuster, die Unterseite senkrechte Streifen. Die Muster sind wie bei dem Kl. Ellinger Gefäß mit einem breiten vierzeiligen Rädchen hergestellt. Die Zeitstellung ist die gleiche wie bei diesem.

Bei der Betrachtung der oben behandelten Funde wird man zusammenfassend folgendes feststellen können: Die Tangermünder Stücke stammen von einem größeren Urnenfeld der Spätlatènezeit und sind sämtlich noch in den Anfang und die Mitte des ersten Jahrhunderts zu setzen. Die übrigen Funde dagegen sind fast alle als vereinzelte Gräber anzusprechen, die ohne Anlehnung an einen solchen Friedhof im Laufe der beiden ersten Jahrhunderte in die Erde kamen. Eine Ausnahme bildet nur das Grab von Krumbke insofern, als es — von der Hauptmasse der Gräber des Friedhofes durch ein Jahrhundert getrennt — immerhin noch diese Verbindung aufweist, und als in der Nähe des Urnenfeldes eine schwarze frühe Schalenurne beim Rigolen gefunden wurde, die allerdings von dieser Gemarkung den einzigen Fund der spätrömischen Zeit darstellt. Örtliche und zeitliche Beziehungen zu den Schalenurnenfeldern des dritten Jahrhunderts fehlen also gänzlich.

Die anderen in Kosfinnas Aufstellung angeführten altmärkischen Funde brauchen hier nicht mehr vorgelegt zu werden. Die Sibel von Büßen, Kr. Salzwedel (Kosfinna-Petersen Nr. 32)<sup>2)</sup> stammt von einem Spätlatenefriedhof und gehört in die augusteische Übergangszeit. Die Funde von Cheine, Kr. Salzwedel (Kosfinna-Petersen Nr. 30) sind aus

<sup>1)</sup> Kupka: Zur Kenntnis der nachchristlichen Altertümer der Altmark, Stendaler Beitr. 3, S. 24 ff., Tafel I, 2.

<sup>2)</sup> Kupka: Jahresschrift IX, S. 25, Fig. 4.



dem ausgehenden zweiten Jahrhundert und ebenso wie die „Auciffasibel“ von Rahrstedt, Kr. Salzwedel (Kosfinna-Petersen Nr. 31)<sup>1)</sup>, übrigens eine ganz späte Entwicklungsform dieser Serie, auf einem Urnenfriedhof zum Vorscheine gekommen, der zum überwiegenden Teile dem dritten und vierten Jahrhundert angehört.

Ebenfalls dahin ist die provinzialrömische Sibel von Gr. Möhringen, Kr. Stendal (Kosfinna-Petersen Nr. 34) zu stellen, während bei der silberbelegten späten Kniesibel von „Schernikau“, Kr. Stendal (Kosfinna-Petersen Nr. 33)<sup>2)</sup> Fundort und Fundumstände gänzlich ungeklärt sind. Daß im Nordwesten der Altmark in den großen spätrömischen Schalenurnenfeldern noch Fundstücke des zweiten Jahrhunderts auftreten, beweist nur, ebenso wie bestimmte Erscheinungen in der Tonware, daß diese Friedhöfe teilweise bereits im zweiten Jahrhundert beginnen (bes. Cheine, Rockenthin und Zethlingen, Kr. Salzwedel).

Aus der vorliegenden Untersuchung kann also als Ergebnis festgehalten werden: Die altmärkischen Funde des ersten und zweiten Jahrhunderts verteilen sich auf drei Gruppen. Die Funde der ersten Gruppe stammen aus Urnenfeldern der Spätlatènezeit, die noch etwas in den folgenden Zeitabschnitt hineinreichen. Zur zweiten Gruppe zählen einige mehr im Osten der Altmark verstreute Grabfunde, die den Nachweis erbringen, daß dies Gebiet in frühromischer Zeit eben nicht gänzlich menschenleer gewesen ist, während die dritte Gruppe jene hier nicht mehr behandelten Fundstücke umfaßt, die sich in den im Nordwesten der Altmark bereits in der zweiten Hälfte des zweiten Jahrhunderts einsetzenden Schalenurnenfeldern fanden. Da es nun bei der Gegenüberstellung dieser wenigen frühromischen Einzelfunde mit den fast 70 Fundorten der Spätkaiserzeit (vgl. die beiden Karten) methodisch nicht angängig ist, auf große möglicherweise noch unentdeckte frühromische Gräberfelder zu verweisen, bleibt als Folgerung für die Besiedlungsgeschichte der Altmark nur der Schluß übrig, daß diese Einzelfunde keinesfalls die Entwicklungsgrundlage für die reiche Überlieferung des folgenden Zeitraumes abgegeben haben können. Die Träger der altmärkischen Schalenurnengruppe müssen demnach aus einer Nachbarlandschaft zugewandert sein<sup>3)</sup>. Die Stammeszugehörigkeit der hier behandelten Fundstücke läßt sich nicht mit unbedingter Sicherheit

<sup>1)</sup> Almgren: a. a. O., S. 211.

<sup>2)</sup> Kupka: Jahresschrift IX, S. 28.

<sup>3)</sup> Vgl. die noch ungedruckte Dissertation des Verfassers „Die altmärkisch-osthannoverschen Schalenurnenfelder der Spätrömischen Kaiserzeit“.



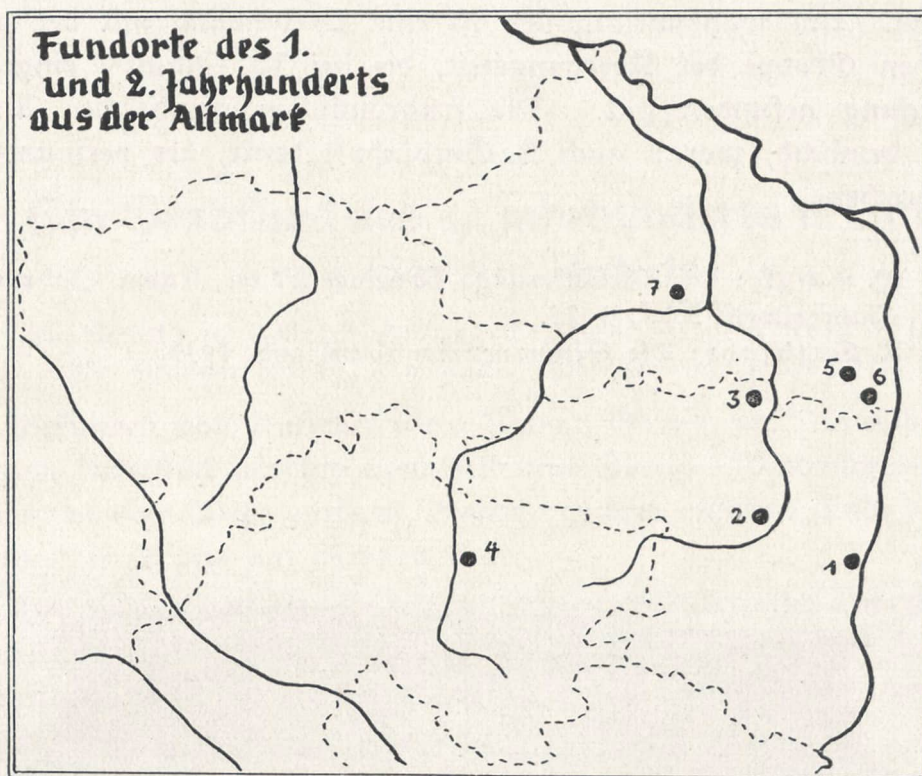


Abb. 19. Fundkarte 1.

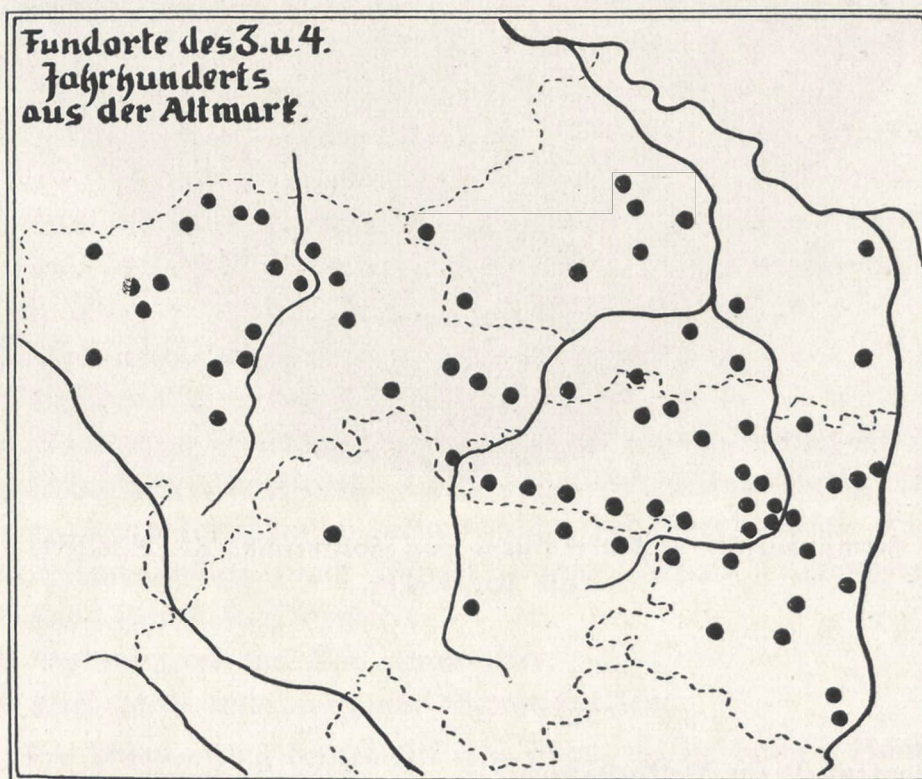


Abb. 20. Fundkarte 2.



angeben. Am wahrscheinlichsten ist eine Verbindung mit der mitteldeutschen Gruppe der Übergangszeit, die bei W. Schulz<sup>1)</sup> eingehende Würdigung gefunden hat. Die frührömischen Funde der Altmark wären demnach, woran auch R. Guthjahr<sup>2)</sup> denkt, als hermundurisch anzusprechen.

<sup>1)</sup> W. Schulz: Die Bevölkerung Thüringens im letzten Jahrhundert v. Chr., Jahresschrift XVI, 1928.

<sup>2)</sup> R. Guthjahr: Die Semnonen im Havelland, 1934.



Hermundurische Hakenkreuzurne von Holzweißig, Kr. Bitterfeld  
um 100 n. Chr.



## Ein Grabfund des 3. Jahrhunderts n. Chr. von Görzig, Anhalt.

Fundbericht von Erich Stroedicke, Halle/S. vom April 1914.

Als Student bis 1914 in Halle. Gefallen im Jahre 1918.

Gefunden von Aufseher Otto Wilma, Görzig, im November 1913 auf dem Ackerstück nördlich vom Feldwege Görzig—Windmühle—P. 88, zirka 80 m vom Wege entfernt, gerade vor dem östlichen Ende der Feldscheune, die Görzig am nächsten liegt.

Tongefäß mit Leichenbrand und Beigaben, angeblich 1 m tief ohne Steinsetzung, ohne Bedeckung und ohne Beigefäße frei im Boden (in schwarzer Branderde bei sonst hellerem Boden). Die Beigaben zeigten z. T. deutliche Spuren der Feuereinwirkung.

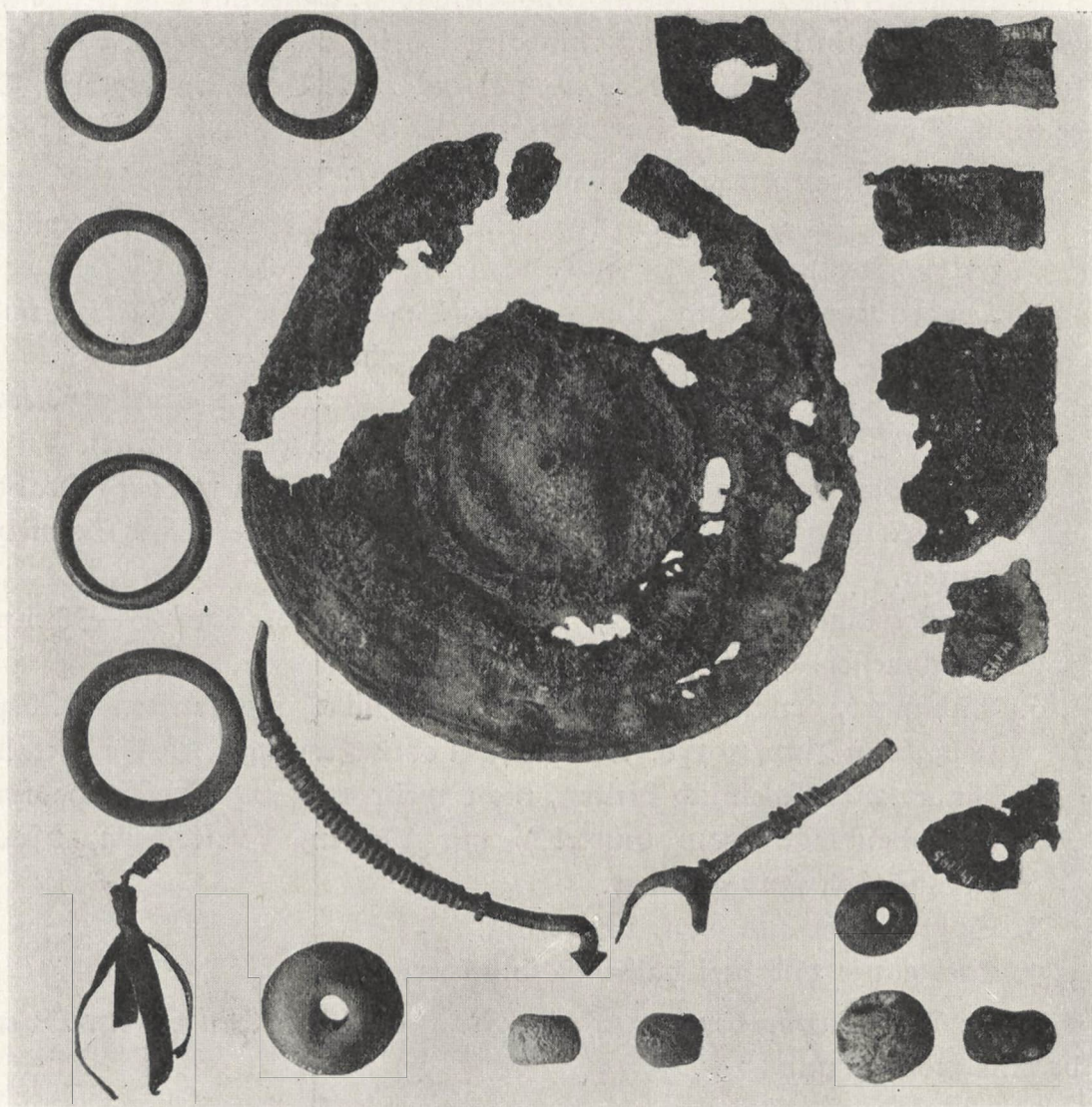
1. Tongefäß, außen geglättet und geschwärzt; kleine Standfläche, unverziert. Zu  $\frac{3}{4}$  erhalten (v. polnischer Arbeiterin s. J. mutwillig zertrümmert), dazu:
2. Leichenbrand. Angeblich geringe Knochenreste, viel Asche und Sand. Vier ganz kleine Knochenreste erhalten.
3. Bronzene oder kupferne (getriebene?) Schmuckplatte, stark oxydiert, etwa  $\frac{1}{8}$  ausgebrochen, das größte Bruchstück aber erhalten.
4. Zwei Bruchstücke eines silbernen Halsringes, verziert durch Drahtumwicklung und kleine Perldrahtfränzchen, oxydiert, mit Schmelzspuren.
5. Bronzeringe, fünf Stück, verschiedene Größe, von 25—38 mm Durchmesser, oxydiert.
6. Anhänger, ornamentierte Bänder aus Silber, mit starkem Niederschlag von Kupferoxyd. Die Muschel oder Glasfugel, die die Metallbänder wahrscheinlich hielten, nicht mehr vorhanden. Beschädigt.
7. Eisenbeschläge (vom Gürtel?), mit Nieten, Nietlöchern, usw., sechs Stück, stark oxydiert.
8. Spinnwirtel aus Ton, unverziert.
9. Drei ganze und drei halbe Schmuckperlen.

Die Ausstattung deutet auf eine Frau, die im reichen Schmuck verbrannt worden ist.





a



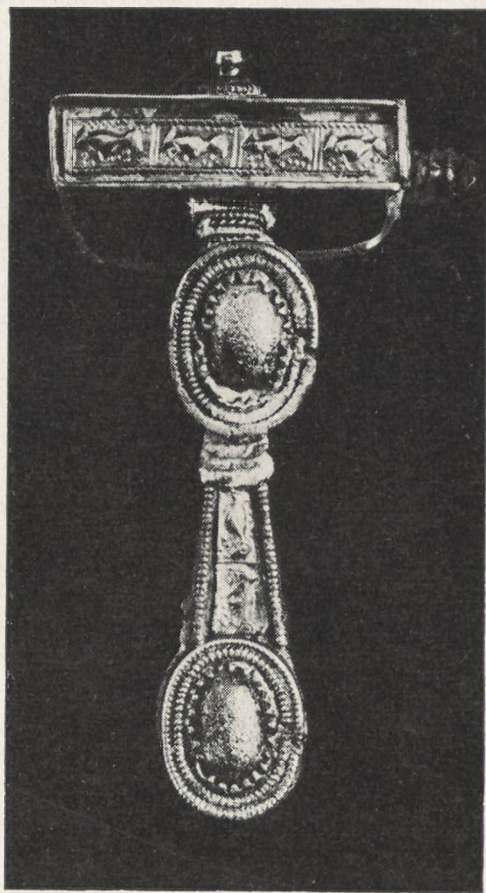
b

Gefäß und Beigaben von Görzig. a)  $\frac{1}{3}$ . b)  $\frac{1}{2}$ .



Zusatz des Herausgebers: Für die Anhängerfassung sei auf Erich Blume: Die germanischen Stämme und die Kulturen zwischen Oder und Passarge, Mannusbücherei Nr. 8, 1912, S. 95 ff. und Gustaf Kossinna, Zeitschrift f. Ethnologie 1905 S. 399 hingewiesen. Es zeigt sich auch hier wieder ostgermanischer Einfluß, der mehrfach in Mitteldeutschland in dieser Zeit festzustellen ist (siehe auch Jahresschrift XIX, 1931, S. 92).

Der Halsring ist von dem westgermanischen Sondertypus der an sich ostgermanischen Form, wie von Kossinna a. a. O. S. 401 gezeigt wurde. In der Veröffentlichung W. Schulz, Das Fürstengrab von Hasleben 1933 ist der Ring im Verzeichnis S. 48 bereits angeführt.



Prachtfibel aus einem Grab von Merseburg.  
4. Jahrhundert n. Chr.  $\frac{1}{1}$ .

Museum Merseburg.





Gefäße (Bronze, Silber, Ton) aus dem Grabe eines Jünglings von Leuna,  
Kr. Merseburg. Um 300 n. Chr.

Ausgegraben im Jahre 1916 von Dr. Nils Åberg. Stockholm.



## Zeit des Reiches der Thüringe.



Helm von Stößen, Kr. Weißenfels.  $\frac{1}{2}$ .

Landesanstalt für Volksheitskunde.







# Die Merowinger - Gräber von Molmeck/Hettstedt, Mansfelder Gebirgskreis.

Von Dr. Heinrich Butschkow,

Assistent an der Landesanstalt für Volkheitskunde, Halle.

Östlich der Gottesbelohnungshütte, am rechten Ufer der Wipper liegt eine kleine Anhöhe, von der schon seit einigen Jahren im langsamen Arbeitsfortgang Löß abgefahren wird. Bei diesen Erdbewegungen wurde eine große Grabanlage fast restlos zerstört.

Dr. Grimm-Halle, der zufällig von Bronzefunden der Fundstelle hörte, war sofort zur Stelle, konnte aber nur noch die Grenzen des Grabes selbst festlegen, und bei einer Durchsuchung der herausgeworfenen Erde Reste von einem Tongefäß und einem Bronzeimer bergen. —

Von den Arbeitern waren zwei eiserne Lanzenspitzen, bronzene Eimerbeschläge und verschiedene Goldschmucksachen aufgehoben worden, die später zurück erworben wurden.

Im April 1933 und im Juli 1934 wurden an der Fundstelle zwei mehrwöchige Grabungen durchgeführt, die jeweils den fortschreitenden Erdbäumarbeiten zuvorkamen.

Im Zuge der Untersuchung wurden auf dem Fundgelände Besiedlungen der jüngeren Steinzeit, der späten Bronzezeit bis frühen Eisenzeit und aus der Zeitwende festgestellt. —

Besonders zahlreich waren die Abfall- und Herdgruben der älteren und jüngeren Linearband- und Stichbandkeramiker mit Stein- und Knochengesamtfunden, Tierknochen und Gefäßresten.

Bei dieser Siedlungsgrabung sind noch drei weitere Gräber der Völkerwanderungszeit und eine Pferd- und Hundbestattung aufgedeckt worden.

## Grab I.

Grab I war rechteckig angelegt, mit  $4 \times 3,5$  m Länge und Breite, und war 1,40 m in den Boden eingetieft.

In der Mitte der Ostfront war eine quadratische Vertiefung von 35 cm D. und der gleichen Tiefe. Die Erklärung dieses Loches als Pfostenloch erscheint fraglich.

Ein ähnliches Loch war noch in der Nordostecke des Grabes zu erkennen. In ihm wurden Beschlagstücke eines Bronzeimers gefunden.

Allein nach Aussagen der Arbeiter sind nun die Angaben über den Inhalt des Grabes gemacht worden.



Im Hauptgrab sollen vier Skelette in gestreckter Lage in Westostrichtung, mit den Schädeln im Westen, gelegen haben. Auf dem Leib eines mittleren Skelettes haben angeblich die Goldfäden (Abb. 1) gelegen. Zwei eiserne Lanzenspitzen (Abb. 4 u. 5) lagen nebeneinander (?) an der Südseite. An der Nordseite und Südostecke wurden auch noch eine Anzahl Pferdeschenkelknochen festgestellt. In der quadratischen Vertiefung in der Nordostecke wurden von den Arbeitern die Bronzebeschläge eines Holzeimers gefunden. (Abb. 2.)

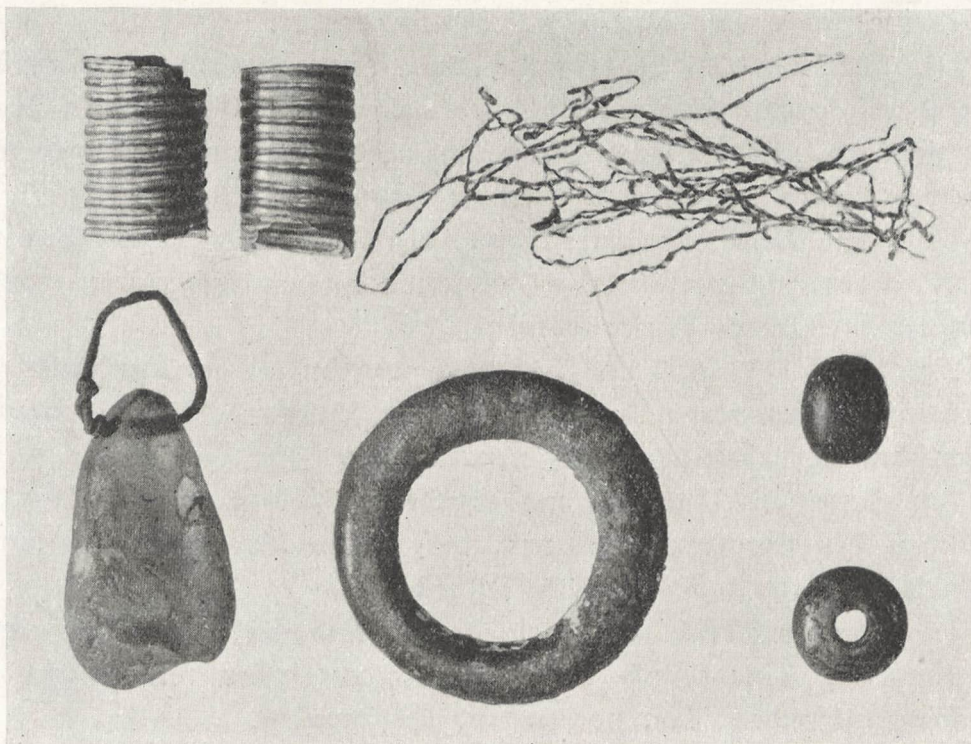


Abb. 1. Funde aus Grab I—3.  $\frac{1}{1}$ .

Neben dem Hauptgrab, wohl in nordwestlicher Richtung, wurden noch zwei Pferdegräber zerstört. Das eine barg ein Pferd mit gestreckten Beinen, das andere zwei Pferde mit einander zugewandten Beinen und mehrere dazwischenliegende Hunde.

Es ist anzunehmen, daß ein Teil der mitgegebenen Gegenstände verlorengegangen ist. Folgende Beigaben, die wohl alle aus dem Hauptgrab stammen, wurden gerettet:

1. Reste einer Schale<sup>1)</sup>, Drehscheibenarbeit, aus schwarzgrauem, feingeschlammten Ton, mit wagerecht ausladendem Rand, der mit

<sup>1)</sup> Vgl. dazu Petersen, E.: Neue wandalische Grabfunde aus dem 2.—4. Jahrhundert n. Chr. Ostschlesien, 1932, Bd. 4; Abb. 12, 26, S. 157.



zwei Furchen und dazwischen laufender eingeläuteter Winkellinie verziert ist. (Abb. 3.) (Verzierung der Randlippe in Schlesien im 4. Jahrhundert häufiger<sup>1)</sup>).

2. Eiserne Lanzenspitze, wenig verrostet, das dachförmige Blatt und die Tülle sind 3. Teil ausgebrochen, in der Tülle Reste vom Holz-

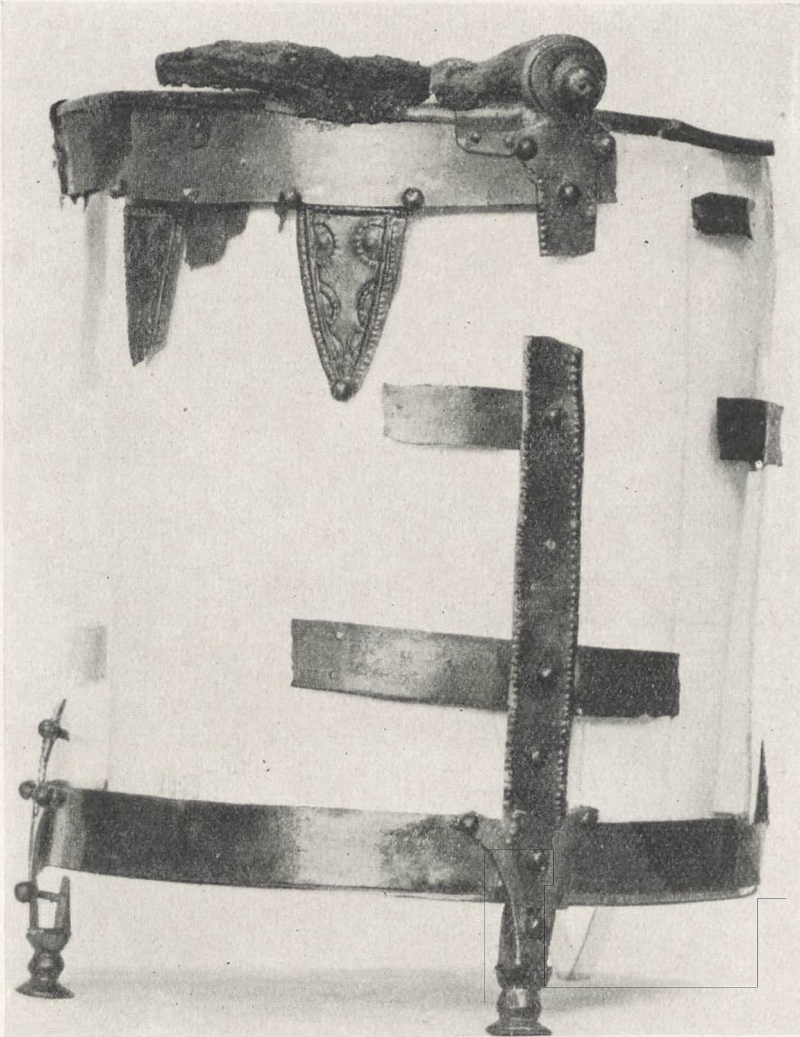


Abb. 2. Bronzebeschläge des Holzeimers aus Grab I. <sup>1</sup>/<sub>3</sub>.

schaft (Holz vermutlich Eschenholz. Nach Untersuchung von Prof. Goldesleisch, Halle/S.). (Abb. 4.)

3. Stark verrostete Hakenlanze, nur ein Widerhaken erhalten. Der Schaft ist kantig geformt. (Abb. 5.)
4. Bronzene Beschlagstücke eines 23 cm hohen und 20,5 cm im Dm. betragenden Holzeimers mit Eisenhenkel und zwei erhaltenen, stark

<sup>1)</sup> v. Richthofen, B.: Mannus 6. Erg.-Bd. 1928, S. 73: Germ. Brausengefäße des 4. Jahrh. n. Chr. aus der Provinz Oberschlesien.



profilierten Füßen (ursprünglich wohl vier). Der Rand des Eimers ist verstärkt worden durch ein rund gebogenes Bronzeblech, das in gewissen Abständen mit kleinen Bronzeblechen festgenietet war. —



Abb. 3. Schale aus Grab I; a  $\frac{1}{2}$ , b etwa  $\frac{1}{3}$ .

Zwischen einem 2,3 cm breiten, glatten Halsblechstreifen und einem bis 2 cm breiten Bodenband aus Bronzeblech laufen im Abstand von zu 4,8 und 2,8 cm zwei 1,6 cm breite Bänder, die von vier senkrechten, 1,6 cm breiten, von den Füßen ausgehenden Bändern gehalten werden. Die Bänder sind aneinander und auch mit dem Holzeimer mit Bronzenieten mit halbfugligen Köpfen verbunden. Verziert





Abb. 4. Grab I.  $\frac{1}{3}$ .



Abb. 6. Grab 2. ca.  $\frac{1}{3}$ .



Abb. 9. Grab 3.  $\frac{4}{5}$ .



Abb. 7 u. 8. Grab 3. 1:3.



Abb. 5.  
Grab I.  $\frac{1}{5}$ .



sind nur die senkrechten Bänder. Sie tragen am Rand fortlaufende Buckelreihen. Einen besonderen Schmuck des Eimers bilden vier (?) erhaltene (ursprünglich acht ?), vom Halsstreifen hängende Dreiecke mit Buckelverzierung. (Abb. 2.)

5. Zwei offene Goldröllchen, zwölfmal quergerieft, aus feinstem Goldblech. (Abb. 1.)
6. ca. 1 Dg. Goldfäden, bis zu 5,5 cm Länge<sup>1)</sup>. (Abb. 1.)
7. Ein massiver Bronzering. (Abb. 1.)



Abb. 10. Oberteil einer Kanne aus zerstörtem Grab. Etwa  $\frac{1}{3}$ .

8. Ein achteckiges Goldschmuckstück in Zellwandtechnik gearbeitet. Die einzelnen Felder, die durch goldene Stege begrenzt sind, sind mit Almandinen und grünem Chrysopas ausgelegt<sup>2)</sup>. Die ganz flach geschliffenen Almandine liegen auf fein geriefelter Goldfolie auf. Die kurzen, steilen Wände, auf denen die Vorderscheibe ruht, sind bis auf eine Schmalkante, an der vermutlich die Öse des Anhängers befestigt war, unten mit gekerbtem Golddraht umlegt. Vier Bronzenieten sind symmetrisch durch die Enden der kreuzförmigen Zellwandfigur gesteckt und verbinden somit die gewölbte und verzierte Vorderscheibe mit der abschließenden konkaven Hinterscheibe; in der Mitte der Vorderscheibe läuft die „Kreuzfigur“ in ein viergeteiltes Quadrat

<sup>1)</sup> Vgl. Veeck, W.: Die Alamannen in Württemberg. Berlin und Leipzig 1931. Taf. 31, 5a; Taf. 28, 7a.

<sup>2)</sup> Untersuchung des mineralogischen Instituts der Universität Halle.



aus, das in seinem kleinen Mittelkreis eine weiße Perle trägt. Die Zwickel der Kreuzbalken sind mit Zellenwandfiguren in Zangenform mit geknickten Armen gefüllt, die mit grünem Chrysopas ausgelegt sind, während alle übrigen Felder Almandine tragen. (Abb. S. 244, oben.) (7 a u. 7 b) sind gesondert eingeliefert und werden vermutlich aus weiteren zerstörten Gräbern stammen.

### Die Pferd-Hund-Bestattung.

Sechs Meter in südlicher Richtung vom Hauptgrab wurde eine Pferd-Hund-Bestattung freigelegt. In ein Meter Tiefe lagen beide Skelette in einer länglichen Grube, die zwei handkeramische und eine früheisenzeitliche Grube anschnitt. Das kleine Pferd war lang ausgestreckt bestattet und lag ebenso wie der Hund mit angezogenen Beinen in ost-westlicher Richtung, mit dem Kopf im Westen. Der Hund war westlich vom Pferd beigesetzt, direkt vor seiner Vorderseite.

An Beigaben fand sich bei den oberen Halswirbeln des Pferdes eine eiserne Glocke mit Ring und Klöppel.

### Grab 2.

12 m östlich vom Hauptgrab wurde Grab 2 freigelegt. 110 cm war das 2,30 m lange und 1,20 m breite Grab in den Löß eingetieft. Es hatte eine längliche, nach dem Osten zu sich verjüngende Form mit abgerundeten Ecken. Obwohl der Grabinhalt sehr durcheinander gewühlt war (schon in älterer Zeit und sicherlich von Tieren), konnte doch noch aus der recht verschobenen Lage die ungefähre Richtung des Skelettes festgestellt werden. Der Tote ist gestreckt bestattet worden, mit dem Kopf im Westen, also nach Osten blickend. In völlig zusammenhanglosem Zustand wurden Scherben von einem Topf, eine Schnalle aus Eisen und ein Kammstück unter den verstreuten Skelettresten gefunden.

1. Die Scherben ließen sich zusammensetzen zu einem starken, handgearbeiteten Gefäß von schwach bauchiger, fast noch doppelkonischer Form, mit kurzem ausladenden Rand. An der größten Gefäßbreite ist der Topf mit dicht stehenden kantigen Wulsten, die meist schräg angebracht sind, verziert worden. (Abb. 6.)
2. Die eiserne Gürtelschnalle, rechteckig, abgerundet.
3. Das Kammstück. Es ist der Rest eines dreilagigen, einreihigen Knochenkammes mit Eisennieten. Unter dem gekerbten Oberrand ziehen sich drei eingeritzte Linien hin. Zur Unterkante verlaufen ebenfalls drei parallele Linien.



## Grab 3.

Grab 3 ist gleichfalls schon in früherer Zeit zerstört worden. Vom Skelett waren in 80 cm Tiefe nur noch der stark beschädigte Schädel und die Oberarmknochen vorhanden. Über die ursprüngliche Lage des Skelettes läßt sich mit Sicherheit nichts mehr aussagen. Als Beigaben wurden im Grab vier Gefäße, ein Steinanhänger, zwei Perlen, ein Stück Eisen und ein Spinnwirtel gefunden.

1. Gut erhaltener, handgearbeiteter, unverzierter, bauchiger Topf mit eingezogenem Hals und eingeschnürtem Unterteil. Grober, dicker Ton, bräunliche Farbe. (Abb. 7.)
2. Ein leicht bauchiger, handgearbeiteter Kumpf mit eingezogenem Oberteil aus steinigem Ton von bräunlicher Farbe. Der Unterteil ist verziert mit einem neunmal sich wiederholenden, senkrecht verlaufenden Kammstrichmuster. (Abb. 8.)
3. Kleines, bräunlich-graues handgearbeitetes Töpfchen, bauchig, mit eingeschwungenem Hals und kurzem ausladenden Rand. Vier Riefen umlaufen das Gefäß: in der Halsmitte, am Halsansatz, in der Mitte des Unterteils und ganz dicht über dem Boden. Zwischen der Halsansatzfurche und der Mittelbauchfurche sind sechs Gruppen von schrägläufigen Riefen angebracht; ebenso ist die Fläche zwischen Bauchmittellinie und Bodenlinie mit zwei Gruppen schräger Furchen verziert. (Abb. 9.)
4. Gefäß 4 ist so stark beschädigt, daß es nicht mehr zusammenzusetzen ist.
5. Der Anhänger besteht aus einem ovalen Bergkristall, durch dessen spitzzulaufendes oberes Ende ein kurzer, dünner Bronzedraht gezogen ist. Der Bronzedraht ist an seinen Enden fest verschlungen. An seinem unteren breiteren Ende ist der Anhänger beschädigt. (Abb. 1.)
6. Zwei Glasperlen: eine flache abgerundete mit breiter, senkrechter, doppelkonischer Durchbohrung. Gedrehte Arbeit, blau. Breite: 1,2 cm, und Dicke: 0,7 cm. (Abb. 1.)  
— eine längliche ovale, längsdurchbohrte mit winzigem Loch. Farbe: schwarz, Länge: 1,1 cm, Dicke: 0,9 cm.
7. Ein Spinnwirtel, stark profiliert, von doppelkonischer Form.
8. Ein Stück Eisen.

## Grab 4.

Grab 4 ist bereits in früherer Zeit zerstört worden. Es barg ein gestrecktes Skelett in 80 cm Tiefe, von dem die Unterschenkel



fehlten. Die Lage des Bestatteten war nordsüdlich, der Kopf lag im Norden. Bei dem Skelett lag am linken Unterarm ein Geweihgerät Abb. 11. — Zu diesem Gerät ist mir bisher nur ein Gegenstück von Hagenau, Kr. Salzwedel (Landesanstalt f. Volkheitskunde) als Einzelfund unbestimmter Zeit bekannt Abb. 12. Die Bedeutung dieser Stücke ist unsicher.

Aus einem anderen zerstörten Grabe stammt der Oberteil eines hohen Gefäßes, Drehscheibenarbeit, von grauschwarzem Ton (Abb. 10.)



Abb. 11. Geweihgerät aus Grab 4.  $\frac{1}{2}$ .

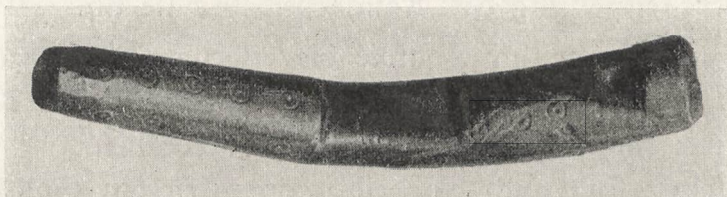


Abb. 12. Geweihgerät aus Hagenau, Kr. Salzwedel.  $\frac{1}{3}$ .

Recht bedauerlich ist es, daß unsere Bestattungen größtenteils zerstört sind, denn sie sind von großer Bedeutung für die Kulturverhältnisse Gesamt-Mitteldeutschlands in der frühen Merowingerzeit.

Bemerkenswert ist das Vorkommen von Reitergräbern in dieser Zeit für unser mitteldeutsches Gebiet<sup>1)</sup>. Wir kennen sie aus den in Frage kommenden Jahrhunderten auch aus Ostpreußen, Brandenburg, Schlesien, Österreich, Westdeutschland und Frankreich<sup>2)</sup>. Aus dem Gräberfeld von Weimar liegen eine Pferdebestattung ohne Beigaben (Grab 43) und ein Pferdeschädel vor, der in der Nähe dieses Grabes in einer zwei Meter tiefen Grube aufgedeckt wurde<sup>3)</sup>.

<sup>1)</sup> Vergleiche die Reitergräber von Seeburg (Mansf. Seekreis) u. Schönebeck (Kr. Kalbe): Schulz, W. Mitteldeutsche Volkheit, Heft 3, 1935, S. 83/84.

<sup>2)</sup> Petersen, E.: Mtschlesien, 1932, S. 154.

<sup>3)</sup> Göge, A.: Die altthüringischen Funde von Weimar S. 61, 62.



Gräber mit Sporen als Beigaben sind aus unserem Gebiet auch aus älterer Zeit bekannt, so z. B. Leuna, Kr. Merseburg, und Marxdorf, Kr. Liebenwerda, beide aus der Zeit um 300 n. Chr.

Das Fürstengrab von Molmeß ist spätestens in den Beginn des fünften Jahrhundert zu setzen. Ausschlaggebend für die Zeitbestimmung sind das Drehscheibengefäß und der Eimer. Die Drehscheibenschalen sind nach Schulz<sup>1)</sup> in den Aushang des 4. Jahrh. zu setzen. Auch Beninger<sup>2)</sup> bestimmt sie zeitlich ebenso. Unsere Schale mit einer eingeglätteten Winkellinie auf dem Rand hat Ähnlichkeit mit einer Schale aus dem Reitergrab von Königsbruch in Schlesien<sup>3)</sup> aus der ersten Hälfte des vierten Jahrhunderts und mit einer handgearbeiteten Schale des vierten Jahrhunderts aus Wien<sup>4)</sup>.

Süßcheneimer kommen auch in anderen Funden mitunter vor<sup>5)</sup>. Durch einzelne seiner Zierate, vor allem die hängenden Dreieck-Bronzebleche, hat er dazu Verwandtschaft mit der Goldschale von Czylag-Somlyo<sup>6)</sup>. Diese Dreiecksbleche haben sich noch bis in die fränkische Zeit hinein gehalten, sind dann aber mit Maskendarstellungen verziert worden<sup>7)</sup>. Der Eimer schließt sich jedoch nach seinen nächsten Vergleichstücken in der Zeitstellung der Kanne und Schale an.

Die eiserne Lanzenspitze sowie die eiserne Hakenlanze sind zeitlich nicht so sehr wie die andern Gegenstände gebunden. Sie können ebenso im vierten wie im fünften Jahrhundert vorkommen.

Recht selten sind auch die beiden querverriefen Goldhülsen<sup>8)</sup>.

<sup>1)</sup> Schulz, Walther: Jahresschrift XVII, 1929, S. 58 ff., Mitteldeutsche Drehscheibengefäße.

<sup>2)</sup> Beninger, C.: Der westgotisch-alanische Zug nach Mitteleuropa, S. III ff.

<sup>3)</sup> Petersen, E.: Mtschlesien, 1932. IV, S. 157, Abb. 12, 26.

<sup>4)</sup> Beninger, C.: Die Germanenzeit in Niederösterreich, S. 77, Abb. 38, 2.

<sup>5)</sup> So ist der Eimer aus dem bekannten vandalischen Fund noch aus dem 4. Jahrhundert von Öztrópataka, Nordungarn, hier zu nennen. — Unserem Eimer besonders nahe steht ein Eimer von Soltan in Telemark im Museum Oslo aus einem Hügelgrabfund wiederum aus der zweiten Hälfte des 4. Jahrhunderts. (Mus. Oslo 5774—84.) — Dazu kommt ein besonders großer Eimer mit Tragringen von Slöän bei Gösta in Värmland (Museum Stockholm 17044).

<sup>6)</sup> Sempel, J.: a. a. O. Bd. I, S. 152, fig. 346.

<sup>7)</sup> Göze, A.: a. a. O. Taf. 16 und Lindenschmit: Altertümer unserer Heide. Vorzeit III Heft 2, Taf. 6.

<sup>8)</sup> Vgl. Veeß, W.: a. a. O. Taf. 31, 5 a.



Häufiger begegnen massive Bronzeringe wie der auf unserer Abbildung<sup>1)</sup>.

Für das große goldene Schmuckstück lassen sich vorläufig weder aus Mitteldeutschland noch aus anderen europäischen Ländern Parallelen erbringen. Ein achteckig gebildeter, im übrigen aber abweichender, späterer Anhänger stammt aus Esorna in Ungarn<sup>2)</sup>. Unser achteckiger Anhänger wird wegen seiner flachgeschliffenen Almandine und seines Strahlenmusters noch in das fünfte Jahrhundert gehören.

Die Zeitstellung des Gefäßes Abb. 10 stimmt, wie ein Vergleich mit ähnlichen Funden zeigt<sup>3)</sup>, mit der der Schale überein.

Gleichzeitig mit dem Hauptgrab ist auch die Pferd-Hundebestattung anzusetzen. Das Mitgeben einer Glocke ist aus unserem Gebiet außer dem weit späteren Grab von der Borphornschanze bei Quedlinburg (achtes Jahrhundert), in dem der eine der beiden Hunde die Bronzeglocke am Hals trug<sup>4)</sup>, nicht bekannt. Auch Hampel führt aus Ungarn verschiedene Glockenfunde aus dem siebten und achten Jahrhundert vor: so Grabfunde mit Pferdebestattung von Szeghegy (Taf. 497 d) und von Székesfejervár (Taf. 516) und Taf. 73,9 Glocke v. Pásztó.

Wenn wir uns auf die Aussagen der Arbeiter stützen können, besitzen wir in unserem Hauptgrab die seltene Bestattung von vier Reitern. Ihre Pferde und Hunde wurden dicht neben ihnen eingegraben. Die Lage von drei Pferden und einigen — zusammen sicherlich drei — Hunden konnte gleichfalls nur nach den mündlichen Angaben festgelegt werden. Das vierte Pferd mit Glocke und Hund wurde in ungestörter Lage angetroffen. Es ist zweifellos in Zusammenhang mit Grab I zu bringen. In diesem großen Grabschacht können nur Stammesführer oder Fürsten ihre letzte Ruhestätte gefunden haben, und es ist wohl als sicher anzunehmen, daß nur ein Teil ihrer Waffen, Geräte und Schmucksachen wieder aufgefunden wurden. Ein ganzer Teil der ihnen mitgegebenen Gegenstände wird wohl für alle Zeiten verloren gegangen sein.

Das Grab 2 ist durch das Kammbruchstück, die Eisenschnalle und auch den Topf in das fünfte Jahrhundert n. Chr. zu setzen. Kämme ähnlicher Form wie unserer finden wir bei Holter: Das Gräberfeld bei Obermöllern, Jahreschr. XII Taf. 5, oder Schulz, Mannus XVIII, S. 287.

<sup>1)</sup> Vgl. Veed, W.: a. a. O. — Göze, A.: a. a. O. Taf. 10.

<sup>2)</sup> Hampel, J.: a. a. O. Bd. I, S. 744, fig. 2237.

<sup>3)</sup> Verwandte Formen bei Schulz, Walther: Das Fürstengrab von Saßleben, S. 39, Taf. 14.

<sup>4)</sup> Schulz, Walther: Mannus Erg.-Bd. IV, S. 157.



Töpfe mit senkrechten Wulsten vgl. bei Göge, Taf. XV, Veeck, Tafel XIII, Szombathy, Wiener Prähist. Zeitschr. 1925, Abb. 3, 2, Kieckbusch, Prähist. Zeitschr. IV, Abb. 8 (wohl die ähnlichste Form, allerdings ohne Wulste), Beninger: Der westgotisch-alanische Zug, Abb. S. 99.

Das Grab 3 enthält eine Frauenbestattung, wie Schädel und Beigaben zeigen. Leider ist auch dieses Grab zerstört aufgefunden worden, so daß auch hier die Möglichkeit einer ursprünglich größeren Anzahl von Beigaben nicht von der Hand zu weisen ist. Die beiden Perlen und der Bergkristallanhänger sind für eine genaue Zeitbestimmung nicht zu verwerten. Ebenso sind die Gefäße Abb. 7 und Abb. 8 nicht genauer zeitlich bestimmbar. Es sind zu einfache Formen, die sich recht lange Zeit durchhalten können. Die Töpfe gehören zu der groben dickwandigen Keramik, wie sie auch Holter Abb. 59 bringt. Das Gefäß Abb. 8 hat Kammstrichmuster; Göge erwähnt ein ähnliches Stück: Einen handgemachten rohen Napf mit eingezogenem Rand und Kammstrichornament<sup>1)</sup>. Das kleine Töpfchen Abb. 9 läßt sich mit Gefäßen aus dem fünften Jahrhundert vergleichen<sup>2)</sup> und gibt hiermit Aufschluß über das Alter des Grabes 3.

Das Grab 4 mit dem Geweihgerät als Beigabe ist vorläufig nicht mit Sicherheit zeitlich zu bestimmen.

Fassen wir kurz zusammen, so kommen wir zu dem Ergebnis, daß Grab I nicht später als höchstens im frühen fünften Jahrhundert angelegt sein kann. In dieselbe Zeit fällt auch die Pferd-Sundebestattung, während die Gräber 2—4 einem späteren Teil des fünften Jahrhunderts zuzuweisen sind. Sie alle gehören zur einheimischen Thüringer Kultur, allerdings mit unverkennbaren Einflüssen aus dem germanischen Kulturgebiet der mittleren Donauländer. — Gräberfelder aus der Zeit des frühen fünften Jahrhunderts kennen wir bisher seltener<sup>3)</sup>, erst aus der vollen Merowingerzeit besitzen wir eine größere Anzahl. — Der vorliegende Fund bietet also eine erfreuliche Bereicherung unserer Kenntnis der Bestattungssitten aus der Frühzeit des Reiches der Thüringe.

<sup>1)</sup> Göge, A.: a. a. O., S. 70/71.

<sup>2)</sup> Vgl. Jahresschrift IX, Taf. XI, Abb. 50; Wiener Prähist. Zeitschrift 1925, S. 33, Abb. 3.

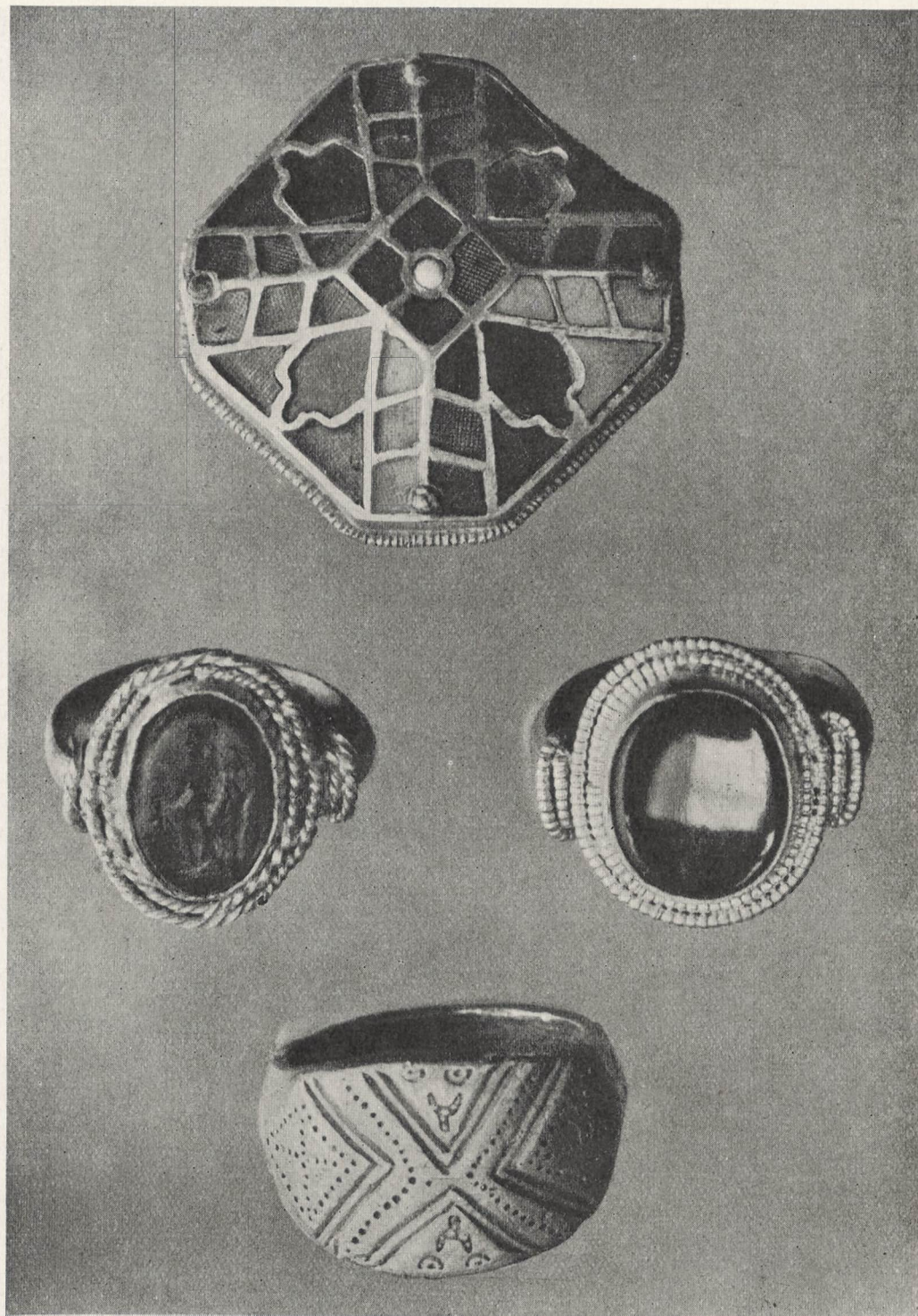
<sup>3)</sup> Schulz, Walther: Zur Merowingerzeit Mitteldeutschlands. Mannus XVIII, 1926, S. 290, 291.





Goldbrakteaten von Obermöllern (oben) und Aschersleben (die drei unteren) I<sup>1</sup>/<sub>2</sub>.  
Landesanstalt für Volksheitskunde.





Germanischer Goldschmuck verschiedener Jahrhunderte.

Oben: Schmuckstück des 5. Jahrh. n. Chr. von Molmeß-Gettstedt.

Mitte: Zwei Goldringe der Zeit um 300 n. Chr. von Leuna, Kr. Merseburg.

Unten: Goldring der frühdeutschen Zeit von Chörau. Kr. Halbe. <sup>2</sup>/<sub>1</sub>.

Landesanstalt für Volksheilkunde.



# Von der germanischen Zeit zum deutschen Mittelalter.



Reiterstein von Hornhausen, Kr. Oschersleben. Etwa  $\frac{1}{7}$ .

Landesanstalt für Volksheitskunde.







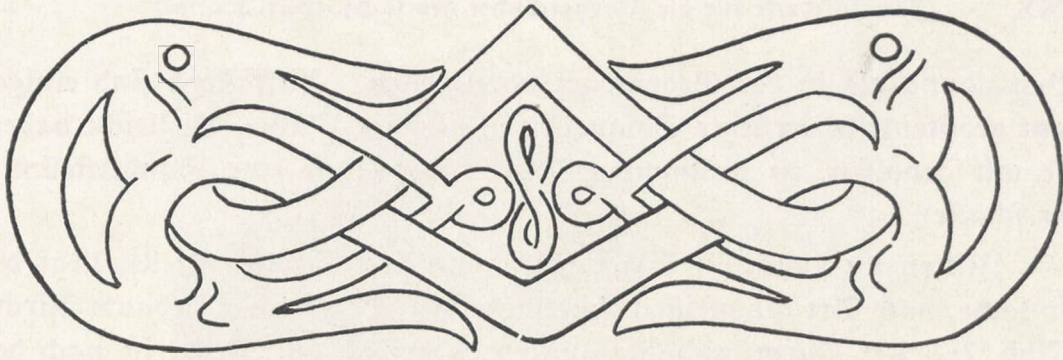


Abb. I. Ergänzttes Schema des Ornaments. etwa  $\frac{1}{10}$ .

## Ein neuer „Reiterstein“ von Morsleben, Kr. Neuhaldensleben.

Von Dr. Paul Grimm, Rustos der Landesanstalt für Volkheitskunde Halle.

An der Südwestecke des Kirchturms von Morsleben war in etwa 7 m Höhe ein Bruchstück einer Steinplatte als Baustein verwandt<sup>1)</sup>, die ein Gegenstück zu dem bekannten Reiterstein von Hornhausen<sup>2)</sup> darstellt. Mit Zustimmung der verfügungsberechtigten Stellen wurde der bereits stark durch Verwitterung entstellte Stein aus der Wetterecke des Turmes herausgenommen, um ihn vor weiterem Verfall zu schützen und entsprechend seiner kunstgeschichtlichen und kulturgeschichtlichen Bedeutung der Landesanstalt für Volkheitskunde in Halle, als Aufbewahrungsort auch der Hornhäuser Steine übergeben.

Morsleben liegt in dem oberen Allertal, und ist eine typische jüngere Talsiedlung. Auf den Höhen nördlich und besonders südlich haben wir uns — aus der Zeit kurz vor der inneren Kolonisation — etwas stärkere

<sup>1)</sup> Herr Lehrer Becker-Beendorf machte mich gelegentlich eines Besuches im Jahre 1934 auf das Steinbild dankenswerter Weise zuerst aufmerksam, dessen Bedeutung und Zeitstellung damals noch unbekannt war. Da mir sofort die Verwandtschaft mit dem Hornhäuser Stein auffiel, nahm sich des weiteren die Landesanstalt für Volkheitskunde des Steines an. Bei diesen Arbeiten fand ich verständnisvolle Unterstützung seitens des Gemeindefkirchenrats, insbesondere des Pfarrers Winkler-Alleringersleben, und seitens der Gemeinde Morsleben. Die schwierigen Bergungsarbeiten des Steines leitete Herr Baumeister Musche, ihm halfen die Handwerker Ernst Schulz, Franz Thielecke, Hermann Thielecke und Andreas Schmitz.

<sup>2)</sup> Hans Hahne: Der Reiterstein von Hornhausen, Mannus-Bücherei, Bd. XXII, 1922 und viele neuere Abbildungen und Erwähnungen in fast allen vorgeschichtlichen Büchern und Zeitschriften.



Bewaldung als in der Gegenwart vorzustellen. Auffallend sind einige, jetzt größtenteils versiegte Solquellen in nächster Nähe. Vielleicht haben sie mit geholfen, zu bestimmten Zeiten Morsleben eine Sonderstellung zu schaffen.

Mitten im Dorf, an keiner irgendwie auffallenden Stelle, liegt die einfache, nach Art der meisten mitteldeutschen Dorfkirchen gebaute Kirche (Abb. 2). Der Turm und der angrenzende Teil der Kirche ist nach der Ansicht des Herrn Provinzialkonservators Baurat Dr. Giesau etwa um 1000 n. Chr. gebaut. Die Stelle mit der eingemauerten Reliefsplatte gehört sicherlich mit zu diesem alten Bau, so daß der Stein seit dieser Zeit hier eingemauert ist. Auffallend ist die Bauart dieses Turmes. In seinem unteren Teil ist er in allen Teilen aus kleinen Bruchsteinen gebaut. In etwa 5 m Höhe bilden größere, wechselseitig gegeneinander stehende Steinplatten die Südwest- und die Südostecke des Turmes, während dazwischen kleinere Steine wie bisher gemauert sind. Von dem 8. Meter ab etwa ist der Turm wieder aus kleineren Steinen aufgemauert.

Eine von diesen Eckplatten ist nun das Reliefsbruchstück. Der Stein lag wagerecht, so daß das Ornamentband und die Schlange senkrecht standen und die Beine des Tieres nach der Turmecke zeigten. Eine unbedingte Verwandtschaft mit dem Hornhäuser Stein stand sofort fest.

Der Stein besteht aus hellgelbem Sandstein der Kreideformation, wie sie in der Nähe von Morsleben anstehen, während das Material des Hornhäuser Steines aus graublauem festeren, anders gearteten Sandstein ist, der nicht weit von Hornhausen bei Neindorf<sup>1)</sup> ansteht. So ist eine Entstehung in derselben Werkstatt am gleichen Ort nicht anzunehmen.

Da zu dem Hornhäuser Stein noch eine Reihe weiterer Reliefsstein-Bruchstücke gehören, so daß die Steine zusammen wahrscheinlich einen Sarkophagähnlichen Aufbau oder ein Grabdenkmal bildeten, lag die Vermutung nahe, daß zu dem neuen Stein ebenfalls weitere Reliefssteine gehört haben. So wurden auch die übrigen Eckplatten, die diese auffällige Stellung im Turm haben, gelockert und untersucht. Bei zweien an der Südostecke war die Rückseite ebenso glatt poliert wie an dem ersten Stein, aber die nach außen zeigende Vorderseite war mit breiten Sieben

<sup>1)</sup> Hans Zahne: a. a. O., S. 173. Die Angabe „Süllstedt“ an dieser Stelle ist als Druckfehler aus Neindorf entstanden. (Ortsangabe Neindorf nach dem Gutachten der preuß. geologischen Landesanstalt im Archiv der Landesanstalt für Volksheilkunde.)





Abb. 2. Die Kirche von Morsleben.  
Die Stelle des Steines ist durch Pfeile gekennzeichnet.  
Nach einer Postkarte Stöhler-Morsleben.

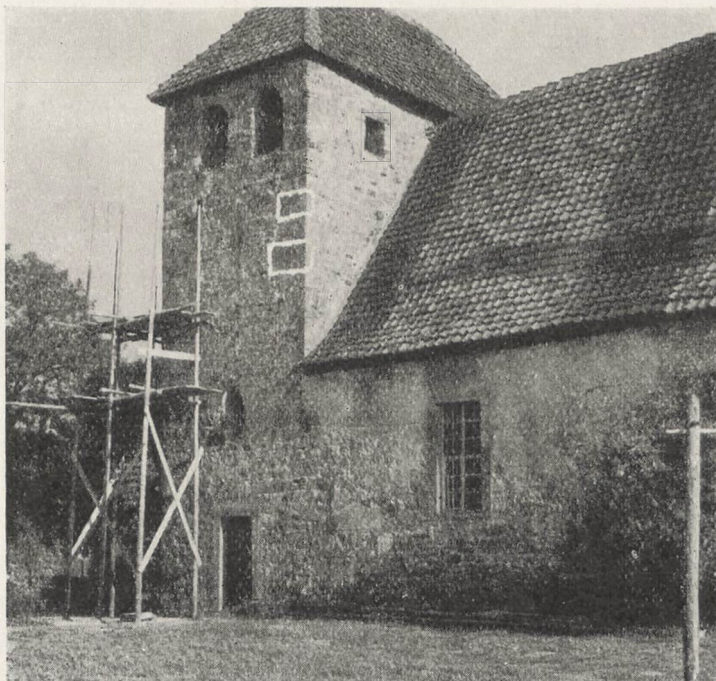


Abb. 3. Der Kirchturm mit den 2 ähnlichen großen Steinplatten  
auf der Südostseite. (Die Steine sind weiß umrandet.)





Abb. 4. Der Stein von Morsleben.  $\frac{1}{7}$ .





Abb. 5. Der Abguß des Steines von Morsleben, scharf beleuchtet. Etwa  $\frac{1}{7}$ .



deutlich später abgearbeitet, so daß die Frage nach der zweiten Hälfte des Reliefs und den übrigen Steinen wohl nie geklärt werden wird. Bei dem Bau der alten Kirche um 1000 ist die Zeichnung der Steine schon beseitigt worden.

Das Relief, dessen Höhe 117 cm, dessen Breite 69 cm und Dicke 18 cm beträgt, besteht aus zwei Teilen, die durch ein Mäanderband getrennt werden. Der untere Teil ist sehr schwer zu erkennen. Deutlich ist der Leib eines vierfüßigen und geschwänzten Tieres mit betont starker Brust. Die Vorderbeine sind gespreizt, von den Hinterbeinen sind nur die Oberschenkel erhalten, wobei es freigestellt sein mag, ob der Schwanz frei herunterhängt oder der untere Teil zwischen den Hinterbeinen eingeklemmt ist. Der Kopf des Tieres ist undeutlich zu erkennen, ebenso undeutlich ist der vor dem Tier befindliche Gegenstand. Deutlich dagegen ist der Fünfstern, der vor den Beinen und der Brust des Tieres steht. Undeutlich ist wieder das Ende des über dem Rücken befindlichen schrägen Balken.

Mit einiger Phantasie kann man aus dieser Gruppe alles Mögliche herauslesen. M. E. ist, ehe nicht ein anderer neugefundener Stein eine neue Möglichkeit bietet, nur eine Deutung wahrscheinlich, nämlich ein Vergleich mit dem Hornhäuser Stein. Dann wäre das Tier ein Pferd. Dafür spricht bei beiden Stücken die mächtige Brust mit dem sich stark nach hinten verjüngenden Leib, die gespreizten Vorderbeine, ähnliche Haltung der Vorderbeine, und dann ist sich auch die Schädelform absolut ähnlich, wenn wir den Schädel nur bis vor das unbestimmbare senkrechte Etwas gehen lassen. Auch bei dem Hornhäuser Reiter ist ja der Schädel des Pferdes ganz klein und stilisiert dargestellt. Dann könnte der Balken über dem Rücken der Rest einer Lanze sein, wenn ein Reiter dargestellt wäre. Vielleicht war er dargestellt und ist weggearbeitet worden. Wahrscheinlich später weggearbeitet ist der letzte Teil des Unterleibes, an der Stelle, wo sich beim Hornhäuser Hengst der Geschlechtsteil befindet. Während alle Konturen unscharf und abgerundet erscheinen, ist hier die Linie ganz scharf und noch stärker eingetieft.

Das Mäanderband darüber läßt sich ebenfalls leicht als Teil der Schlange durch Vergleich mit dem Hornhäuser Stein erklären.

Das im gleichen Stil II der Tierornamentik gestaltete Ornament ist etwas abweichend gehalten (Abb. I). Es treffen sich nicht die Schnäbel der schräg gegenüberstehenden Tierköpfe, sondern es treffen sich nur die jeweiligen Unterkiefer in einem kleinen Knoten, während die betreffenden Oberkiefer in einem kleinen Bogen leicht ausschwingen.



Die Ergänzung des Ornamentes zeigt sofort, daß die erhaltene Platte nur etwa die Hälfte der ursprünglich vorhanden gewesenen Zeichnung darstellt. Wir haben also ursprünglich eine zusammenhängende Gruppe vor uns gehabt. Während der Reiterstein selbst nur eine einzige Darstellung trägt, so zeigen die über dem Ornament befindlichen Reste von

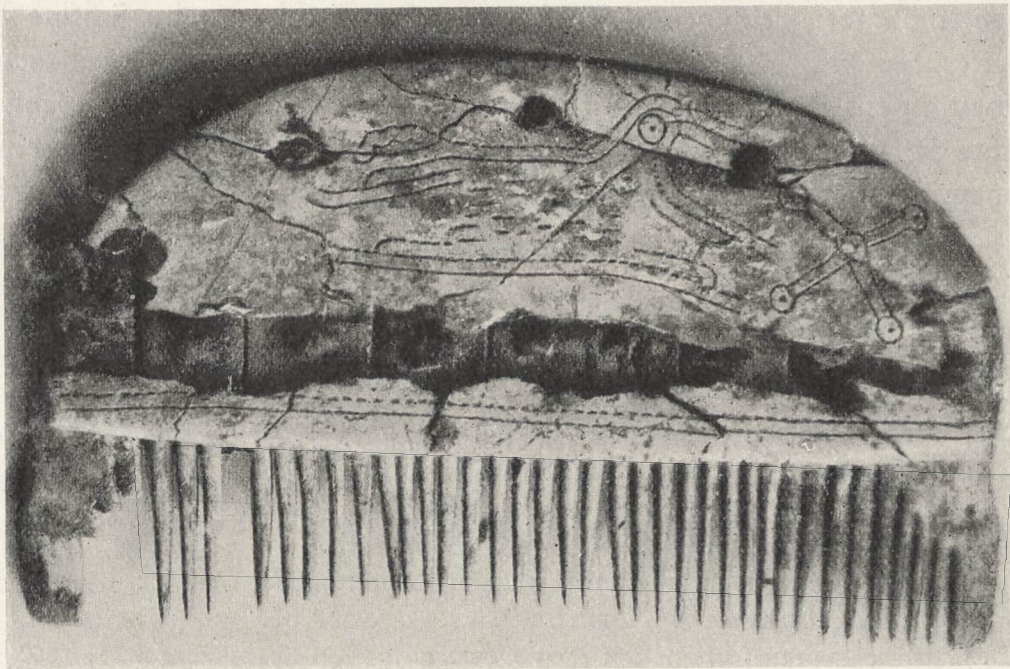
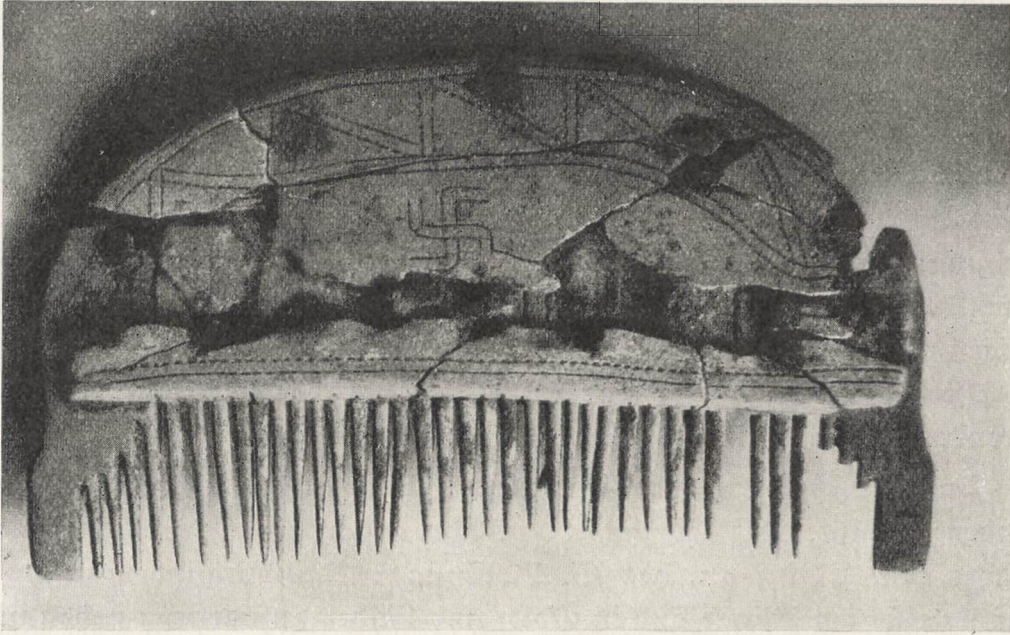


Abb. 6. Der Kamm von Freyburg, Kr. Querfurt, 4. Jahrh. n. Chr.  
Etwas verkleinert.



Süßen (6 oder 7?) und das andere Bruchstück mit Hirsch und Hunde ebenfalls eine zusammenhängende Gruppe.

Ein Blick auf die schon von S. Sahne<sup>1)</sup> und J. Baum herangezogenen Bildsteine Gotlands, die sicher in starkem kulturellen Zusammenhang mit unseren Steinen stehen, zeigt uns, daß auch dort Gruppenzusammenstellungen vorkommen.

Der Fünfstern vor dem Tier ist im ersten Augenblick auffallend, jedoch ist die Zusammenstellung einer Kreuz- oder Sternform vor einem Tier (Pferd) als kultisch bedingte Gruppe im germanischen Gebiete häufiger verbreitet. Aus Mitteldeutschland sei hier nur ein Dreilagenkamm aus einem Brandgrab des IV. Jahrhunderts von Freyburg, Kr. Querfurt<sup>2)</sup> (Original im Priv.-Besitz) abgebildet (Abb. 6), dessen eine Seite ein Hakenkreuz, dessen andere Seite ein laufendes Pferd vor einem gleichseitigen vierspeichigen Kreuz zeigt. Viele Brakteaten<sup>3)</sup> tragen ebenfalls ein Pferd mit Reiter oder nur ein Pferd, vor dem sich ein Kreuz, ein Hakenkreuz oder ein hufeisenähnliches Zeichen befindet.

Auch der Fünfstern selber ist in diesen Jahrhunderten bei germanischen Funden bekannt. Der Zeit um 400 n. Chr. gehört eine Messer Klinge eines Grabes von Mainz an, das G. Kossinna<sup>4)</sup> Mainburgunden zuschrieb. Auf der eisernen Klinge sind in Gold- und Silbertauschierung neben vier- und achtzackigen Sternen<sup>5)</sup>, die von einem Kreis mit Strahlenkranz umgeben sind, zwei freistehende Fünfsterne. Selbst der erste vorsichtige Bearbeiter der Funde, L. Lindenschmitt<sup>6)</sup> konnte nicht umhin, bei diesem Zeichen an ein Sonnenbild (?) zu denken. Vom angelsächsischen Gebiet<sup>7)</sup> möchte ich nur zwei Scheibensibeln erwähnen, die in der Mitte je einen ausgeprägten Fünfstern tragen. Aus dem burgundischen Bereich trägt

<sup>1)</sup> S. Sahne: a. a. O., S. 179 u. J. Baum in der Schumacher-Festschrift, Mainz 1930, S. 351—354 und Tafel 46—47.

<sup>2)</sup> Abb. 6 und J. Lechler: Vom Hakenkreuz, 2. Aufl., Leipzig 1934, S. 58, Abb. 5.

<sup>3)</sup> Aus Mitteldeutschland S. J. Solter: Jahresschrift XII, 1925, Textabb. 27, 3, sonst Salin: Antiquarisk Tidskrift for Sverige, XIV, Nr. 2, Abb. 11, 12, 22, 23, 29, 32 ff.

<sup>4)</sup> Zeitschrift für Ethnologie, 1905, S. 406/407.

<sup>5)</sup> N. Aberg: Den germanska stjärnornamentiken under 3 – och 400 – talet e. Kr. Antikvarisk Tidskrift XXI, 3, Abb. 66.

<sup>6)</sup> Altertümer unserer heidnischen Vorzeit, V, S. 126 und Tafel 23, 380.

<sup>7)</sup> Baldwin Brown: The Art in Early England, Saxon Art and Industry in the Pagan Periot, London 1915, Tafel 57, 6/7.



eine silberplattierte Gürtelschnalle von Elisried (Schweiz<sup>1)</sup>) an besonderer Stelle einen, in einem Kreis eingeschlossenen Fünffstern.

Hinweise auf die alte symbolische Bedeutung des Fünffsternes oder des Drudenkreuzes haben sich durch das Mittelalter<sup>2)</sup> hindurch bis zur Gegenwart<sup>3)</sup> gehalten.

Die Frage nach der ursprünglichen Herkunft des Steines ist schwer zu beantworten. Frühgeschichtliche Funde aus Morsleber Flur sind bisher nicht bekannt, und da wir aus siedlungsgeschichtlichen Erwägungen heraus annehmen müssen, daß Morsleben um die Zeit der Entstehung des Steins schon an derselben Stelle lag, so ist die einfachste Lösung, daß er ursprünglich auf einem noch heidnischen Friedhof als Grabmal stand. Ob der Friedhof schon an dieser Stelle des späteren christlichen Friedhofes mitten im Ort gelegen hat, ist unsicher. Auf Grund anderer siedlungsgeschichtlicher Beobachtungen könnte man vermuten, daß er etwas außerhalb des Dorfes — sagen wir auf den leichten Anhöhen nördlich oder südlich des Dorfes — lag.

An der erst in jüngerer Zeit angebauten Ostfront der Kirche, beinahe verdeckt durch moderne Anbauten, befindet sich noch ein verzierter Stein, den ich mit unserem Stein für gleichzeitig<sup>4)</sup> halten möchte, und der dann von dem gleichen Aufbau stammen könnte. In die durch breite Meißelschläge eben gemachte Steinplatte sind einfache Linien hineingeritzt. Die Grundlage bildet ein aus je drei Linien bestehendes christliches Kreuz, das von zwei aus den unteren Ecken zu dem Mittelpunkt laufenden Linien gestützt wird. Auf den Kreuzarmen wie auf den Schrägstützen sind stehende Dreiecke angebracht. Die Kreuzarme laufen in drei kleine Striche aus. An der Spitze des Kreuzes gehen zwei kleine Schräglinien ab. Der Zwischenraum zwischen Kreuzspitze und Schräglinien ist mit je einem kleinen gleichschenkligen Kreuz ausgefüllt.

Auch die Bedeutung dieses Steines ist unsicher, jedoch fällt sofort die Verwandtschaft mit ähnlichen Steinen der spätmerowingisch-karolingischen Zeit aus dem Rheinland<sup>5)</sup> auf. Es handelt sich dort auch um

<sup>1)</sup> M. G. Barriere-Flavig: *Les Arts Industriels des Peuples Barbares de la Gaule*, Toulouse-Paris 1901, Bd. III, Tafel 35, 1.

<sup>2)</sup> Erich Jung: *Germanische Götter und Helden in christlicher Zeit*. München 1922, S. 32.

<sup>3)</sup> Jakob Grimm: *Deutsche Mythologie*, Bd. III, 4. Aufl. 1878, S. 456 u. 463.

<sup>4)</sup> Prof. Dr. Giesau hielt auf Grund der Steinbearbeitung diese Platte für jünger.

<sup>5)</sup> L. Lindenschmit, *Handbuch der deutschen Altertumskunde*, Braunschweig 1880—89, Abb. 25—33.



stark stilisierte, sicher schon christliche Grabsteine 3. T. mit Kreuzesdarstellungen ursprünglich spätrömischer Herkunft. Wenn also die zweite



Abb. 7. Der zweite Stein von Morsleben (nach Abguß). Etwa  $\frac{1}{12}$ .

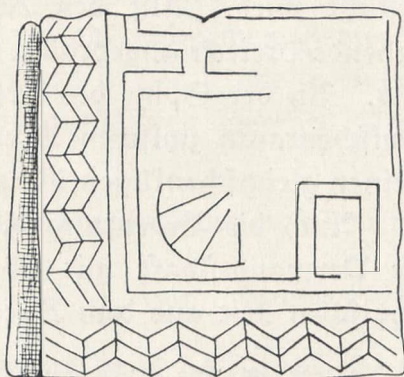
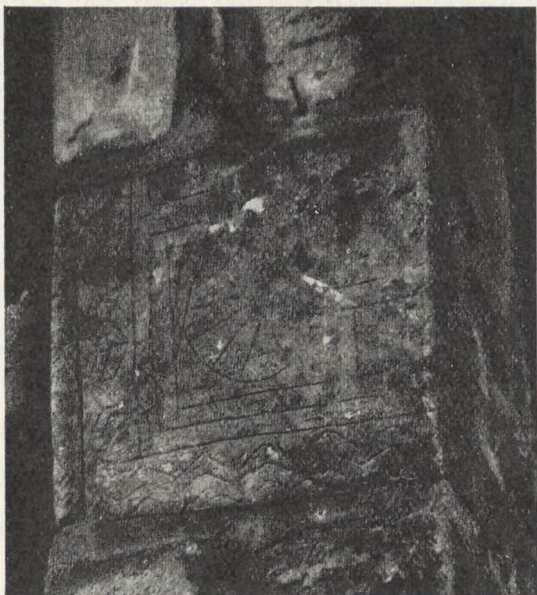


Abb. 8. Der Stein an der Kirche von Gutenswegen. Zeichnung  $\frac{1}{8}$ .

Altertümer unserer heidnischen Vorzeit. Bd. II, Heft 5, Tafel 5, I.  
Bonner Jahrbücher, Heft 105, S. 140—142.

Bonner Jahrbücher, Heft 136/137, S. 162 ff. und Tafel XVII, XXX bis XXXII.

f. Velmann, Das neue Landesmuseum Bonn, Bonn 1935, Grabstein aus Gondorf.



Morsleber Platte gleichzeitig mit dem ersten Relieffstein ist, den wir in das VIII. Jahrhundert setzen können, so wäre ein vorstellungsmäßiger Zusammenhang zwischen der Ritzzeichnung und den fränkischen Steinen auch zeitlich gerechtfertigt. Dann können wir auch annehmen, daß zwei weitere Steine mit Ritzzeichnungen ebenfalls hier anzuschließen sind. Es sind dies eine Platte, die vor längerer Zeit auf dem Friedhof der Wüstung Marsleben bei Quedlinburg gefunden ist, ein Bruchstück einer Platte, die in einer Stützmauer der Kirche von Gutenswegen<sup>1)</sup> (Abb. 8) eingesetzt ist (Größe  $30 \times 32$  cm) und der Stein von Groß-Twülpstedt, Kr. Helmstedt (vgl. Beitrag Hansen S. 260 und Abb. 1).

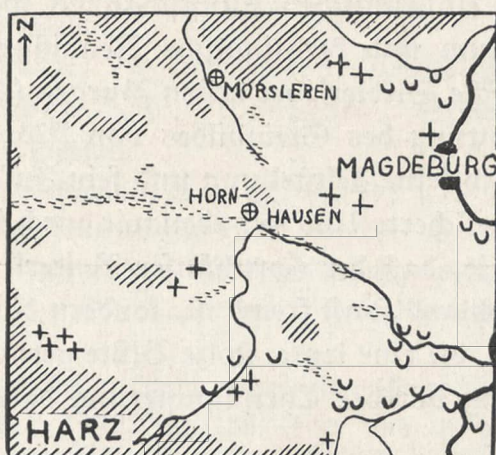


Abb. 9. Lagestizze von Morsleben.

// Waldgebiete; + frühdeutsche Funde;  
u slawische Funde.

Versuchen wir nun die beiden „Reitersteine“ mit gleichzeitigen anderen Bodenfunden ihres Entstehungsgebietes zu vergleichen. Bodenfunde aus dem VIII. und IX. Jahrhundert sind bisher sehr wenig bekannt. Ein Grund dafür ist die Tatsache, daß die damaligen Siedlungen meist an der Stelle der jetzigen Orte liegen, zum andern werden mit der Einführung des Christentumes den Toten weniger oder gar keine Beigaben beigegeben. Unsere Kartenskizze Abb. 9, die außerdem größere Wald- und Sumpfgebiete zeigt, bringt einen Teil Mitteldeutschlands zwischen Harzgau und Mittelelbe. Auffallend ist die geringe Entfernung beider Fundstellen, sie beträgt nur 20 km. Dann folgen die vielleicht gleichaltrigen Steine von Gutenswegen und der Wüstung Marsleben bei Quedlinburg. Weiter kommen einige Grabfunde<sup>2)</sup>, die neben geringen fremden Einflüssen Reste

<sup>1)</sup> Den Hinweis auf diesen Stein verdanke ich Herrn Inspektor Rauch-Gutenswegen.

<sup>2)</sup> W. Schulz: Mannus, Erg.-Bd. 4, 1925, S. 157—169.



bodenständigen Germanentums zeigen. Dann folgen zwei reichverzierte karolingische Sporenpaare<sup>2)</sup>, die (— vielleicht als Einfuhrstücke —), schon voll den westlichen Einfluß der „karolingischen Renaissance“ zeigen. Den Abschluß bilden Siedlungsfunde des IX. Jahrhunderts aus wieder-verlassenen Rodungen am Sarzrand<sup>3)</sup>. Ungefähr gleichzeitige slawische Funde<sup>4)</sup> im östlichen Teile der Skizze zeigen, wie sehr diese Landschaft durch die Folgen der Völkerwanderung Randgebiet geworden ist.

Trotz der wenigen Bodenfunde können wir so die Reliesplatten in den großen volksgeschichtlichen Rahmen hineinstellen. Aus altthüringischen Resten<sup>5)</sup>, vielleicht verstärkt durch Zuziedlung sächsischer Edeline<sup>6)</sup>, haben wir eine letzte Blüte einheimischen Kunstschaffens, während eine neue Zeit sich durch Christentum und karolingische Renaissance anbahnt und im nahen Osten slawische Siedler ihre ersten Burgen (Hildagsburg<sup>7)</sup>) bauen. Wenn auch die Deutung des Steinbildes von Morsleben vorläufig unmöglich ist, so ist doch seine Zeitstellung und sein Zusammenhang mit dem Hornhäuser Stein gesichert. Und so haben wir durch ihn zu unserer großen Freude einen Beweis, daß der Hornhäuser Reiter nicht einzigartig und in Nordmitteldeutschland sonst fremd ist, sondern daß er zu einer Gruppe von Steinen gehört, die eine letzte, stolze Blüte germanischer Kunstübung einheimischer Artung vor der Christianisierung darstellen.

### Verzeichnis

#### der germanisch-deutschen funde des VIII.—X. Jahrhunderts.

(Auf der Karte Abb. 9 von links nach rechts vorschreitend.)

Altenrode, Kr. Wernigerode, Köhlerberg, Frühdeutsche Wüstung. Zeitschrift des Sarzvereins 1934, S. 23—37. Mus. Wernigerode.

Deckenstedt, Kr. Wernigerode, Stückenberg, Frühdeutsche Wüstung. Zeitschrift des Sarzvereins 1933, S. 25. Mus. Wernigerode.

<sup>1)</sup> R. Schirwig: Mannus XXIV, 1932, S. 547—558.

<sup>2)</sup> W. Schulz: Prähist. Zeitschr. XXIII, 1932, S. 308—310, und „Mittel-deutschen Volkheit“, Halle, Heft 3, 1935.

<sup>3)</sup> P. Grimm: Zeitschr. d. Sarzvereins, Wernigerode 1933, S. 1—38.

P. Grimm: Zeitschr. d. Sarzvereins, Wernigerode 1934, S. 23—37.

<sup>4)</sup> Chr. Albrecht: Die Slawen in Thür. Jahresschrift XII, 1925, S. 2, S. 1—72, bes. Karte II.

<sup>5)</sup> W. Schulz: Merowingerfunde zwischen Sarz und Ohre. Jahresschrift XII, 1925, Heft 2, S. 80—88.

<sup>6)</sup> M. Lingel: Zur Entstehungsgeschichte des sächs. Stammes, Sachsen und Anhalt 3, 1927, S. 1—46.

<sup>7)</sup> Chr. Albrecht: Die Hildagsburg, Montagsblatt der Magdeburgischen Zeitung 1928, 70. Jahrg., S. 1—2.



Wernigerode, Siefenburg, Frühdeutsche Wüstung.

Zeitschrift des Harzvereins 1933, S. 26. Mus. Wernigerode.

Quedlinburg, westlich der Bockshornschanze, a. a. O.

L. f. V. Halle und Mus. Quedlinburg. R. Schirwig, a. a. O. S. 555.

Quedlinburg, Wüstung Marsleben

Mus. Quedlinburg. Frl. Mitteilung von Museumsleiter Schirwig, Quedlinburg.

Halberstadt, Wüstung Kunstedt, Skelettgräber, Frauengrab mit zwei vergoldeten Ohrringen.

Mus. Halberstadt. R. Schirwig, a. a. O. S. 558.

Schwanebeck, Kr. Oschersleben, neben der Kirche, ein zweischneidiges Schwert, Griffhorn karolingisch und ein einschneidiges Siebschwert. Mus. Halberstadt.

Groß-Wanzleben, Kr. Wanzleben, Knebelspeer. Mus. Genthin.

Klein-Wanzleben, Kr. Wanzleben, Skelettgräber mit zwei Ketten aus Millefiori-Perlen.

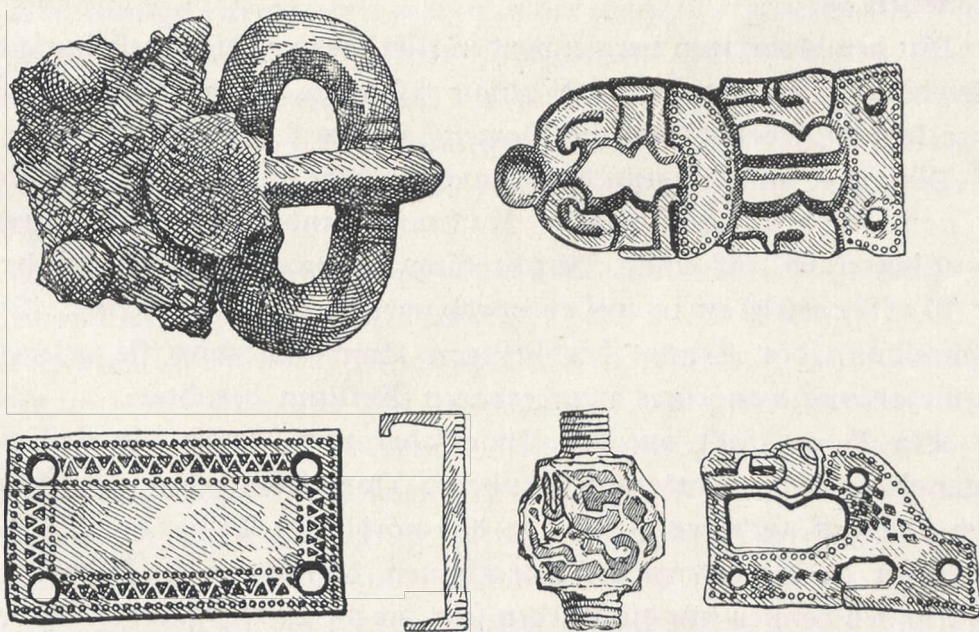
Mus. Halberstadt. R. Schirwig, a. a. O., S. 558 und A. Schimmel, Vor- u. Frühgeschichte von Kleinwanzleben, 1932, S. 33.

Welbsleben, Mansfelder Gebirgs-Kreis, zwei vergoldete Sporen. Prähist. Zeitschr. XXIII, 1932, S. 308—310 und Mitteldeutsche Volkheit 1935, Heft 3, Abb. S. 84.

Barleben, Kr. Wolmirstedt, zwei vergoldete Sporen.

Prähist. Zeitschr. XXIII, 1932, S. 308—310 und H. Dunker, Vorgeschichte des Kreises Wolmirstedt 1935, S. 104 u. Abb. 89. Mus. Wolmirstedt.

Gutenswegen, Kr. Wolmirstedt, verziertes Steinbruchstück an der Kirche, Abb. 8.



Beschlagstücke des Grabes von Nordhausen.

Mus. Nordhausen.



## Ein Beitrag zur zeitlichen Festlegung der ostfälischen Reitersteine.

Von Tierarzt Dr. Albert Hansen, Wilsleben.  
Leiter des Museums Ummendorf.

H. Sahne bemerkt abschließend zu seinen Untersuchungen zum „Reiterstein von Hornhausen“ im Kalender der Landesanstalt für Vorgeschichte vom Jahre 1926: „Der hochwichtige Fund, von vielen offenen wissenschaftlichen Fragen umgeben, steht als dauernde Aufforderung in unserer Forschung, mit allen Mitteln der Wissenschaft die Anfänge unseres Volkstums zu erhellen. . . Seine Bedeutung ganz zu erfassen, sein Wesen richtig zu erkennen und in die Reihe der Vorzeitererscheinungen einzuordnen, wird aber noch mancher Arbeit bedürfen.“

Inzwischen hat sich zu den beiden Reitersteinen von Hornhausen und zu den anderen Trümmerstücken, die von H. Sahne bei der Nachgrabung geborgen werden konnten, ein weiterer Fund gesellt. Es ist der Reiterstein von Morsleben, ebenfalls in der gleichen ostfälischen Landschaft entdeckt, dessen Rätsel zu lösen, von berufener Seite in Angriff genommen ist.

Mit den bisherigen vergleichenden Methoden ist die Entstehung dieser Reiterbilder zeitlich annähernd genau festgelegt. H. Sahne weist sie in seiner letzten Arbeit „Deutsche Vorzeit“ in das 8. Jahrhundert.

Diese Zeit läßt sich nun durch zwei wichtige kulturelle Daten, die bisher noch nicht die gebührende Beachtung fanden, genauer begrenzen.

Einmal sei auf einen Bericht hingewiesen, der die Einführung der Wassermühlen in unsere nordharzer Landschaft betrifft. In der Beschreibung des Lebens des heiligen Emmeran wird sie gelegentlich der Erzählung von einer wunderbaren Rettung berichtet:

Ein Bayer fällt auf der Pilgerfahrt zum Grabe des Heiligen in Regensburg in die Hände von Räubern. Von diesen gelangt er schließlich durch Verkauf an einen Herrn „in den nördlichen Teilen des Volkes der Thüringer an der Grenze der Parathanen, die Gott nicht kennen“. Die Parathanen können nur die Barden sein, die im Bardengau bei Bardowiek und in der nördlichen Altmark wohnten. Als Grenzland kommt nur der



magdeburgische Nordthüringgau in Frage, der allerdings damals schon zweihundert Jahre sächsisch war, wenn auch das zinshörige Bauerntum (Laten) wohl die Nachkommenschaft der warnisch-thüringischen Freibauern war.

Gewiß hat der bayerische Schriftsteller noch angenommen, der Nordthüringgau müsse folgerichtig zum Lande der Thüringer gehören. Hier also machte sich der gefangene Bayer durch seine Kunst, Säuser und Wassermühlen zu bauen, bei seinem Herrn so beliebt, daß dieser ihm die schöne kinderlose Witwe eines Knechtes zum Weibe bestimmte, um ihn an sich zu fesseln. In der Hochzeitsnacht entfloh er aber in die Heimat, wo er schon eine Frau hatte.

Verfasser dieser Heiligenlegende war Bischof Aribio von Freising (764—783), dem es der Geflüchtete, damals schon ein „frommer und verständiger Greis“ selbst erzählt hatte. Demnach ist also die Wassermühle zwischen 700 und 750 in unserer Landschaft bekannt geworden. Das ist die Zeit der ersten christlichen Mission in Ostfalen. Diese selbst hatte danach aber wohl nur einen mittelbaren Einfluß auf die Einführung jener technischen Neuerung.

Die Notwendigkeit aber, große Steinplatten zu Mahlstainen zu gewinnen und zu behauen, wird bald ein ordentliches Steinmerzhandwerk, das früher bei der Herstellung von Sandmühlen (Quernen) kaum ausgesprochen beruflich in Erscheinung getreten sein wird, ins Leben gerufen haben.

Erst richtige Steinmerzen waren in der Lage, die Reitersteine so fachmännisch, wenn auch noch etwas „holzgemäß“ zu bearbeiten, wie die Steine durch ihre Technik (Arbeit im Flachrelief, Scharierung) erweisen.

Diese Steinmerzen haben dann auch bald der christlichen Mission gedient, wie ein anderes Denkmal verrät, das mit dem Reiterstein fast gleichaltrig sein wird.

Es ist der Grabstein von Groß-Twülpstedt, nördlich Helmstedt, der auch schon viel Kopfzerbrechen verursacht hat. Dieser Stein ist m. E. das älteste Denkmal christlicher Mission in Ostfalen, wie ich im Heimatblatt des Landes um obere Aller und Ohre, 1934, Nr. 12, zu beweisen bemüht war. Seit der Zeit um Sechshundert n. Zeitwende wurde diese Mission von irischen und schottischen Mönchen betrieben. Diese christlichen Glaubensboten waren nicht romhörig, sie hatten eine eigene Verfassung, die sog. culdeische Kirche. Ihr Glaube war von einem sehr hohen und freien Geist beseelt, Gewalt bei der Bekehrung anzuwenden, wurde von ihnen abgelehnt. So sollen sie die Herzen der Germanen leicht für ihre Lehre



gewonnen haben. Berichtet doch J. Lechler in seinem Aufsatz: „Sinn und Weg des Hakenkreuzes“ in den nationalsozialistischen Schulungsbriefen, 1935, Heft 12, von ihnen sogar, daß sie Thor und Wodan keineswegs als Teufel verdammt, sondern sie nur als schwache Götter erklärt hätten. „Eine tiefe Ehrfurcht vor den Geheimnissen der Natur muß ihnen eigen gewesen sein, die sie in Christus geradezu die Sonne als das geistige Licht der Welt verehren hieß. Noch heute findet man unter den erhaltenen irischen Steinkreuzen in England einige, die im Schnittpunkt der Balken anstatt des Korpus Christi die Sonne im Strahlenkranz zeigen.“

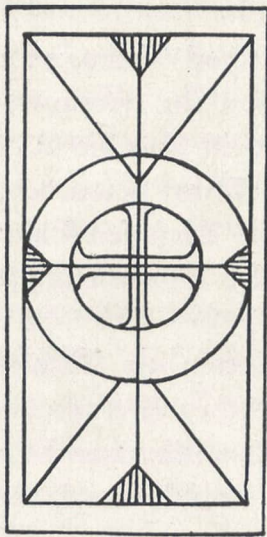


Abb. 1.

Grabstein von Groß-Twülpstedt,  
Kr. Helmstedt.

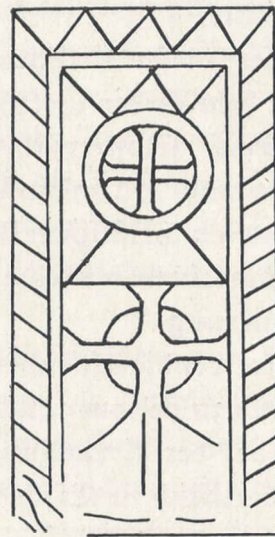


Abb. 2.

Stein von der Albanskirche  
in Mainz.

Das berechtigt zu der Annahme, daß bei der Einführung des Christentumes in den keltischen Teilen der britischen Inseln kein scharfer Bruch mit dem druidischen Sonnendienst erfolgt ist.“ (v. Niebelschütz.)

Eine kritische Betrachtung der Deutungsversuche unternahm 1933 H. Hofmeister, Braunschweig, in der „Braunschweiger Heimat“ und ebnete den Weg für weitere Versuche zur Lösung dadurch, daß er auf einen ähnlich verzierten Stein hinwies, der aus den Fundamenten der St. Albanskirche in Mainz gehoben wurde. Diese Kirche wurde um 800 gebaut, woraus geschlossen werden kann, daß der Mainzer Stein noch älter ist. Beide Steine sind mit Kreuzen verziert, um welche Sonnenringe führen. Die Ähnlichkeit ist auffallend, so daß ich, in meiner Beweisführung die Hofmeistersche Arbeit und einen Aufsatz von E. v. Niebelschütz in Nr. 14 des



Montagsblattes der Magdeburgischen Zeitung 1934 auswertend, behaupten kann, daß der Groß-Twülpstedter Stein der Grabstein eines irisch-schottischen Missionars oder eines bekehrten Ostfalen ist. Denn der heilige Alban war ja auch ein Iroschotte.

Lechler und schon Kossinna weisen darauf hin, daß die culdeische Kirche in feinsten Einfühlung und in voller Achtung die germanischen Symbole und die Tierornamentik der Holzschnitzkunst übernahm. Selbst das Hakenkreuzsymbol findet sich in Gesellschaft des Kreuzes an Irlands Nationalheiligtum, dem St. Patrikschrein, wieder.

In dieser Anerkennung liegt eine Wertschätzung des Germanentums und eine Bejahung seiner weltanschaulichen Höhe. Gleiche Achtung zeigten die Culdeer vor der Natur- und Sonnenverehrung ihrer eigenen feltischen Landsleute.

Es liegt nahe, anzunehmen, daß die ostfälischen Steinmerzen dieser Zeit gerade durch die Iroschotten nicht gehindert wurden, die Tierornamentik als Steinplastik auszuführen und daß sie diese germanische Kunst genau so unbefangen im neuen Material verwendeten, wie sie im gleichen Zuge, von den Iroschotten beeinflusst, das christliche Kreuz auf der dreizipfligen Speerfahne des Steintrümmerstückes Nr. IV von Hornhausen oder den Davidstern auf dem Stein von Morsleben als Zierat anbrachten.

Die iroschottische Mission wurde durch den Römeling Bonifatius zerschlagen, der mit Pippin seit 747 auch das ostfälische Land aufsuchte. Seine eifernden Sendboten werden von nun an die Verwendung von heidnischen Symbolen oder germanischen Kampf- und Jagdbildern auf Grabsteinen kaum noch zugelassen haben.

Damit kann als obere Begrenzung der Herstellung dieser Reitersteine und des Grabsteines von Groß-Twülpstedt das Jahr 750 angenommen werden.

Wenn auch die iroschottischen Missionare schon seit 600 in Deutschland wirkten, so werden sie doch erst später in unsere östlichen Länder gekommen sein. Die untere Begrenzung der Zeit der Anfertigung dieser einzigartigen Denksteine ist gegeben mit den Daten der Einführung der Wassermühlen in unserem nördlichen Harzvorland und mit der dadurch bedingten berufsmäßigen Gewinnung und Herstellung von Steinplatten durch Steinmerzen. Sie liegt um das Jahr 700.



# Das Steinkreuz von Welfesholz, Mansfelder Seekr.

Bericht von Georg Krüger vom 14. 4. 1913.

Student in Halle 1912—1914. Gefallen in Flandern 1915

An der Chaussee Welfesholz—Sandersleben, westlich hinter dem Chausseeegraben in einer kleinen, mit Laubbäumen licht bestandenen Par-



Das Steinkreuz von Welfesholz.

zelle, die von der Chaussee, der Zufahrt zum Schlosspark und einer kleinen Verbindungsstraße des Gutes mit der Chaussee nach Gerbstedt gebildet wird, steht unweit der Parkmauer des Gutes ein Steinkreuz.

Auf der Vorderseite, d. h. der der Chaussee zugekehrten Seite, befindet sich in der Mitte der Kreuzungsstelle des Balkens mit dem Schaft ein rundes Loch. Die beiden Arme sind von dem Schaft durch je eine Furche abgetrennt. Sonst sind noch verschiedene Krügeleien zu bemerken.



Die Kreuzungsstelle auf der Rückseite wird eingenommen von einem erhaben ausgemeißelten, zehnspeichigen Rad. Am unteren Teil des Schaftes finden sich Wegmarken.

Das Rad wurde bisher stets als Mainzer Wappen gedeutet. Da dieses jedoch weniger Speichen hat und auch im Mansfeldischen wenig zu suchen hat, so darf man aller Wahrscheinlichkeit nach in dem Rad ein Sonnenrad erblicken.

Das Kreuz stammt aus der um 1820 abgerissenen Kapelle südlich des heutigen Herrenhauses. Diese Kapelle soll unter Rudolf v. Sabsburg erbaut worden sein, weil damals noch die Bewohner der Gegend heidnischen Kult getrieben haben sollen.

Nun liegt aber das Gut unweit des Schlachtfeldes von 1115. Gräber von Gefallenen wurden vor einigen Jahren beim Bau der Parkmauer angeschnitten. Ebenso sollen Gräber beim Herrenhaus sein. Es wird daher die größte Wahrscheinlichkeit haben, sowohl das Kreuz als auch die spätere Kapelle mit diesen Gräbern in Verbindung zu bringen. Wenn sich diese Vermutung bestätigen sollte, so wäre dies eine sehr erwünschte Datierung für den Gebrauch von Sonnenrädern. Unter Heinrich IV. wird ja ein Rückfall der Sachsen ins Heidentum berichtet. In der Schlacht bei Welfesholz waren die Sachsen wiederum sehr stark beteiligt.

<sup>1)</sup> Im Archiv der Landesanstalt liegt der hier abgedruckte Bericht unseres im Felde gefallenen Mitarbeiters als ein Zeugnis, daß das Museum seit Bestehen unter Sahn's Leitung die Erforschung derartiger Denkmäler als seine Aufgabe angesehen hat.



Trojaburg (Schwedenring) von Steigra, Kr. Querfurt.  
Gemeinsam bearbeitet von Georg Krüger und Walther Schulz 1913.



## Steinkreuze und Kreuzstäbe aus dem Kreise Kalbe.

Von Direktor Wolfgang Wandel, Museum Schönebeck/Elbe.

Von allen Denkmälern der Vergangenheit bieten die Steinkreuze, Kreuzsteine (Sühnekreuze) immer noch ein großes Rätsel. Zum Teil sind sie von der Bevölkerung vernachlässigt, zum Teil wieder ängstlich behütet worden wegen der Sagen und Geschichten, die sich an die Steine knüpfen. Immerhin weiß man trotz aller einschlägigsten Forschungen über diese Steine noch verhältnismäßig wenig, und es muß von vornherein fest-



Abb. 1. Glinde a. E. (0,82 × 0,38).

gelegt werden, daß die Veränderung des Standortes einerseits, die Veränderung der Form andererseits die Feststellung des ursprünglichen Zweckes dieser Steine außerordentlich erschwert.

Angeregt durch die Veröffentlichungen des Herrn Dr. Kuhfal, Dresden, habe ich die von mir seit Jahren schon gemachten Aufzeichnungen in diesem Sinne fortgesetzt und zunächst mich nur mit Steinkreuzen und Kreuzsteinen befaßt. Nur ging ich hier von anderen Gesichtspunkten aus und beobachtete vor allen Dingen diese Steine in bezug auf ihre Lage und Stellung im Gelände, an vorgeschichtlichen Kultstätten, mutmaßlichen Thingplätzen, Gerichtsstätten und dergleichen.



Auffällig ist immerhin, daß nur in vereinzeltten Fällen unter diesen Steinen Gräber zu finden sind. Fest steht, daß diese Kreuze fast alle mit Sagen umwoben sind: ein Schäfer, ein Fleischer, ein Wanderer, ein Ritter, ein Franzose, ein Schwede, ein Fuhrmann usw. wurden erschlagen, und als Sühne oder Gedächtnis wurde ein Stein gesetzt. Wo mehrere Steine sind, spielt oft der Hund eine Rolle.

Mir ist aufgefallen, daß im Kreise Calbe die vorhandenen Steinkreuze an besonderen Stellen stehen, die vorgeschichtlich irgendwie von Bedeutung sind, so z. B. standen drei Steinkreuze in Calbe verstreut an der Peripherie der „Wunderburg“ (in der Nähe der alten Wüstung Hohendorf bei Calbe/Saale), wo sich noch die „Rolandwiese“, der „Weinberg“ und die „Schweineschlucht“ befinden, und natürlich auch der jetzige Schützenplatz.

In Biere steht das Steinkreuz an einer Wegkreuzung am Fuße des „Silligenberges“, an dessen Abhang schon verschiedentlich prähistorische Funde gemacht worden sind.

In Zuchau befindet sich ein Steinkreuz an einer Wegecke im Dorf, nicht allzu weit entfernt von einem Mühlenhügel, der unzweifelhaft ein Megalithgrab in sich birgt, in ungefähr 1000 m Entfernung liegt eine Erhöhung, „Der tote Mann“.

In Zuchau sind noch sehr gute Stücke frühromanischer Kunst, zwei Taufbecken und ein Tympanon mit Tiergestalten; der Zauberknoten, der Stern und die  $\Lambda$  Rune an der Kirche sind Zeugen germanischen Kultes.

Viel beachtenswerter aber als diese Steinkreuze sind Kreuzsteine, die sich gerade im Kreise Calbe in einer ganz bestimmten Form befinden, und die nach der Art ihrer Aufstellung eine besondere Rolle gespielt haben müssen. Es sind hier an diese Steine keine Sagen geknüpft. Ich will mich deshalb lediglich zunächst darauf beschränken, den Ort und die Steine zu beschreiben.

Zunächst fällt ein Stein auf, der ursprünglich am Fußboden in der alten ehemaligen Kirche von Glinde a. d. Elbe links vor dem Altar lag, während rechts auf der anderen Seite der Taufstein seine Aufstellung hatte. In der Mitte zwischen beiden lag die Gruft eines früheren Pastors unmittelbar vor dem Altar. Diese Kirche ist abgerissen worden und nur der Altarraum ist erhalten geblieben. Man hat dann diesen Stein rechts hinter dem Altar in die Wand eingemauert, wo er sich noch heute in dem als Leichenhalle benutzten Rest der Kirche befindet. Es handelt sich hier nun nicht um einen Kreuzstein, sondern um einen Stein, auf dem (s. Abb. I) ein Mann steht, der den rechten Arm nach oben, den linken nach



unten gebogen hat, der auf einem kleinen runden Bogen (Hügel) steht, vor ihm ein Stab mit einem Knauf. Es sei hier bemerkt, daß das linke Auge des Mannes, vom Beschauer gesehen rechts, nachträglich eingemeißelt zu sein scheint. Die Bearbeitung des Steines ist nicht genau festzustellen, da der Stein sehr weich ist, wohl aber scheint sie nach den wenigen noch vorhandenen Schlägen im Gestein sehr primitiv zu sein. Man kann annehmen, daß es sich hier um die Darstellung eines Schwursteines handelt; der Mann in der Stellung des alten Schwurs bei Himmel und Erde oder — Tag- und Nachtgleiche.

Ich habe diesen Stein als ersten genannt, weil in der nächsten Gruppe von Steinen eine Ergänzung vorhanden ist. Es handelt sich um die fünf an der Außenseite der Ostapsis der Kirche in Gramsdorf eingemauerten Steine, die schon früher einmal in der alten abgebrochenen Kirche an der ähnlichen Stelle eingemauert waren. In Gramsdorf selbst befindet sich noch der Bauernstein, ein Findling, mitten im Dorf.

Bei diesen fünf Steinen ist nun ein ganz besonderer, nämlich ein Stabstein. Abb. 2. Deshalb möchte ich die jetzt beschriebenen Kreuzsteine als Stabsteine bezeichnen oder Kreuzstäbe, denn wir kommen hier anscheinend auf den Ursprung eines Brauchtums zurück, um den es sich unbedingt handeln muß. Die Gramsdorfer Steine haben als Überlieferung nur, daß die umliegenden Ortschaften symbolisch jeder einen Stein besessen haben, und daß diese Steine in der Nähe der jetzigen Gramsdorfer Kirche aufgestellt gewesen sein sollen. Sämtliche Gramsdorfer Steine zeigen den Stab, und bei vier Steinen, Abb. 2, 3, 4, 5, steht der Stab auf dem Bogen und trägt ein Kreuz und zwar je zwei mit gleichem Kreuzbild. Bei Stein Abb. 6 ist der Stab der gleiche wie bei dem Glinder Stein, Abb. 1.

Die Bearbeitung dieser Steine ist eine sehr primitive. Steinmengen, die ich fragte, wollen an der Bearbeitung feststellen, daß es sich hier nicht um eine Stahlbearbeitung handeln kann. Auffällig ist jedenfalls, besonders bei dem Stein Abb. 6, daß die Vertiefung des Bildes des Stabes eingeschliffen zu sein scheint und nicht gemeißelt. Stein Abb. 5 führt schon eine Umrandung, muß also demnach später entstanden sein.

Die Kirche Gramsdorf liegt gegenüber der Dorflage etwas erhöht auf einem Hügel und erscheint wohl geeignet für eine frühere Kultstätte.

Der Stein Abb. 7 war lange verschollen. Er liegt jetzt in Löbnitz und wurde in der Geschichte von Hohendorf, Neugattersleben, Löbnitz in der Chronik des Herrn Pastor Kamlah 1907 erwähnt. Der Stein soll 1869 auf der Wkstedter Flur (Wüstung) gefunden sein und hat lange Zeit



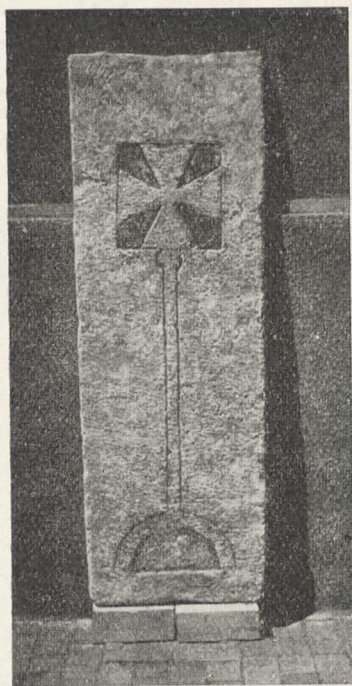


Abb. 2. Gramsdorf.  
(2,08 × 0,69)

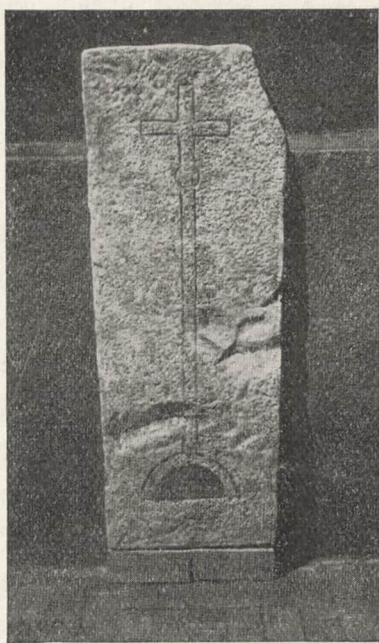


Abb. 3. Gramsdorf.  
(1,84 × 0,68)

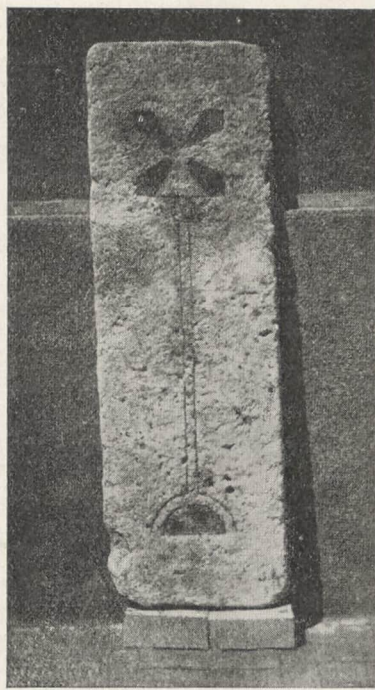


Abb. 4. Gramsdorf.  
(2,05 × 0,66)

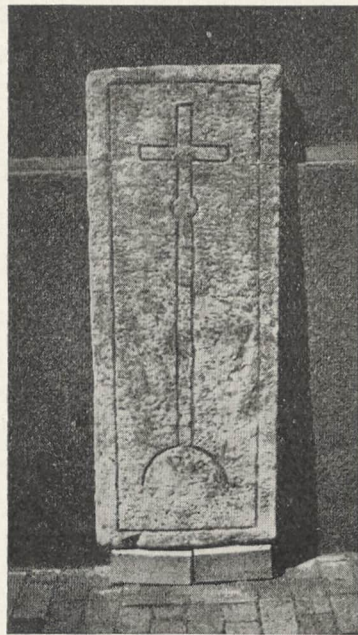


Abb. 5. Gramsdorf.  
(1,82 × 0,71)

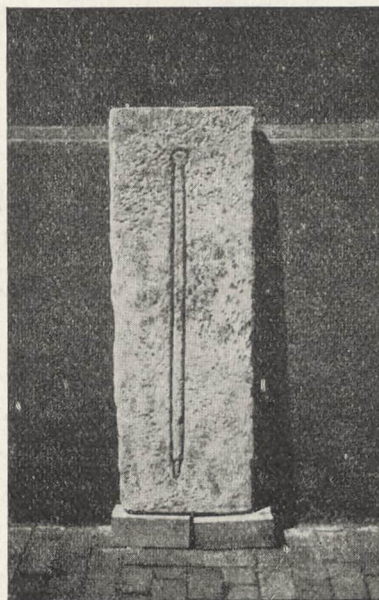


Abb. 6. Gramsdorf.  
(1,58 × 0,55)

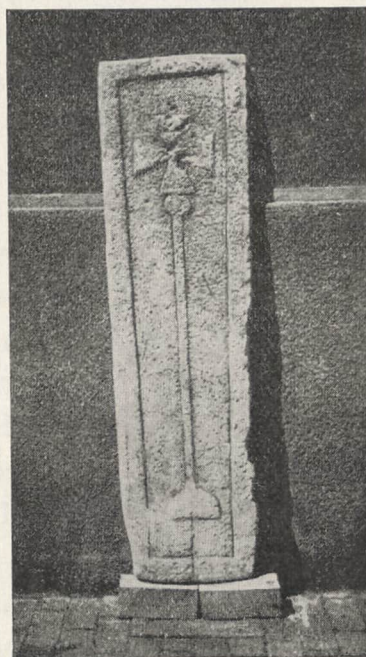


Abb. 7. Löbning.  
(2,05 × 0,56 × 0,33)



als Bank vor dem Wendenburgschen Hof in Lößnitz gelegen und zwar mit dem Kreuz nach unten. Erst 1934 wurde der Stein umgedreht, und es zeigte sich, daß es sich auch hier wieder um einen Kreuzstab handelt, ähnlich den Gramsdorfer Steinen.

Die weitere Suche nach diesen Steinen hat nun ergeben, daß auch in nicht allzu weiter Entfernung von Lößnitz, an der alten Waldauer Kirche bei Bernburg, angeblich der zweitältesten von Anhalt (etwa Ende des 12. Jahrhunderts erbaut, der Turm Anfang des 13. Jahrhunderts angefügt), sich zwei Steine, Abb. 8 und 10, befinden, die in der Türfüllung nach dem Turm hin, außerhalb des Kirchenraumes, eingemauert sind, die also ursprünglich außerhalb der Kirche standen. Diese zeigen ganz ähnliche Bogen, Stäbe und Kreuze wie die vorherigen. Auffällig ist, daß an der Waldauer Kirche auch über der Eingangstür außen noch eine Mannesfigur („Der Arm des St. Stephanus“) zur Hälfte erhalten ist (Abb. 9), die aber, entgegen dem Bild von Glinde, nicht die linke Hand nach unten, sondern nach oben hält. Die Ergänzung würde eine Mannesfigur mit erhobenen Händen ergeben. (Mittsommer.)

In Nienburg/Saale, an der Ostapsis der St. Johannis-Kirche, steht noch ein Kreuzstab (Abb. 11), der aber von der alten Hospitals-Kirche dorthin versetzt worden ist. Die St. Johannis-Kirche (Nienburger Stadtkirche) ist 1687 gebaut und der Stein erst nach Niederreißen der Hospitals-Kirche dort eingemauert.

Sämtliche Steine tragen keine Inschrift und stehen in Größen von zirka 1,20 bis 2,08 m; nur der Glinde Stein ist verhältnismäßig kleiner (82 cm).

Als letzten Stein möchte ich den Kreuzstein Abb. 12 in der Johannis-Kirche von Barby erwähnen, der mit Umschrift versehen ist, gotische Form hat, aus dem Jahre 1272 stammt, und der als Grabstein ausgebildet ist. Hier hat also unzweifelhaft die Symbolik der Kreuzstäbe schon Einzug gehalten in die Grabsteinform, auf die ich später einmal eingehen werde. Die zum Teil unleserliche Umschrift lautet: . . . . . obitum carnis per solvit + anno in carnaciones domini ?? MCCLXXII III KL mar . . . .

Der Stein soll einem Gerichtsherrn gestiftet sein, doch ist die Nachricht nicht verbürgt.

Meine Beobachtungen sind ferner folgende: Diese genannten Steine unserer Gegend haben einen ganz bestimmten Charakter in der Form. An anderen Stellen des deutschen Vaterlandes kommen gleichfalls besondere Gruppen und andere Formen vor. Ich erwähne hier die Kreuzsteine in Quedlinburg, vor allen Dingen den wundervollen Stein in der



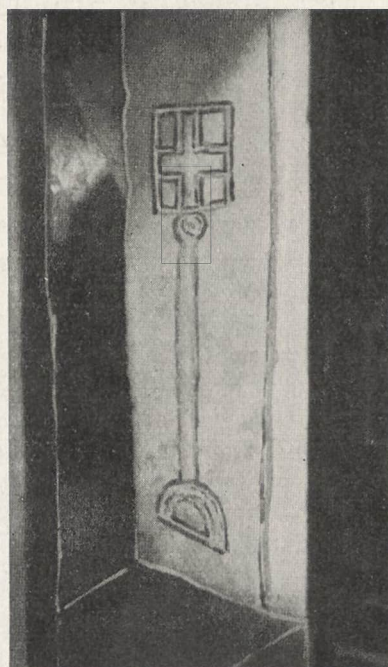
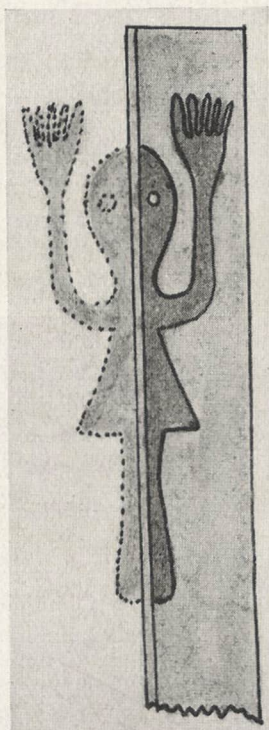
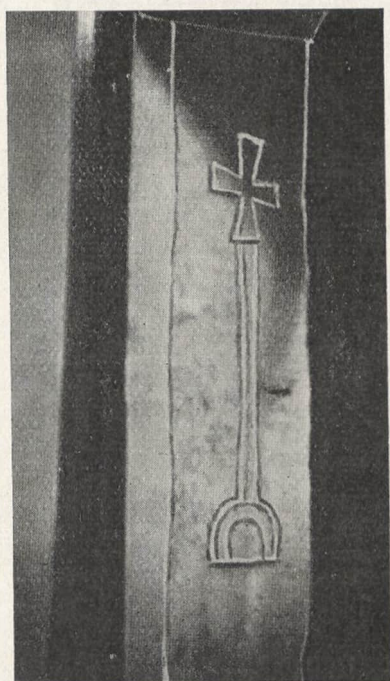


Abb. 8. Bernburg-Waldau.  
(1,80 × 0,57)

Abb. 9. Bernburg-Waldau  
(figur 0,52 × 0,10)

Abb. 10. Bernburg-Waldau.  
(1,80 × 0,65)

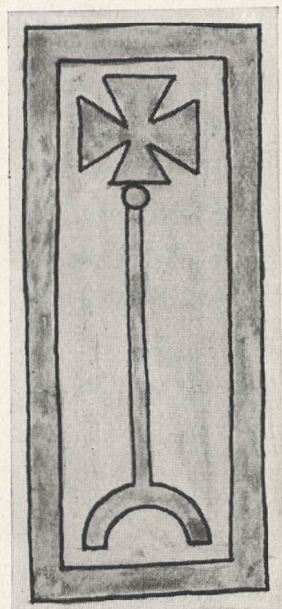


Abb. 11. Nienburg.  
(1,20 × 0,48)



Abb. 12. Barby.  
Anno 1272.  
(1,69 × 0,53)

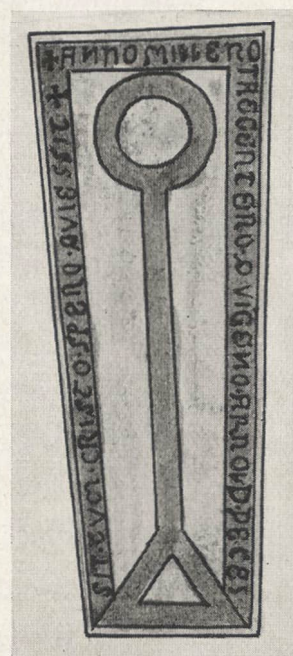


Abb. 13. Goslar, Petersstift,  
(Dommuseum) Anno 1320.  
(1,90 × 0,75 bzw. 0,55)



Wiperti-Kapelle, und zwar deshalb, weil wir ja durch den Bau derselben eine ungefähre Zeitangabe über die Verwendung dieser Steine haben. Auffällig ist hier, daß der Kreuzstein verkehrt eingemauert auf Kopf steht, und daß man an dieser Tatsache nicht so ohne weiteres vorbeigehen kann, und was immerhin zu denken gibt.

Ein weiterer Kreuzstein ist als Bruchstück am Eingang zur Kapelle eingemauert. Beide stehen außerhalb des Altarraumes.

Die übrigen erwähnten Steine stehen, wenn sie an Kirchen angebracht sind, immer außen, oft an der Ostapsis.

Eine ähnliche Gruppe von Kreuzstabsteinen ist z. B. die um das Kloster Amelungsborn herum, wo in Deensen, Stadtoldendorf usw. usw. eine ganze Reihe ähnlicher Stabsteine vorhanden sind, während in Amelungsborn ein großer Stein am Kloster eingemauert ist (Abb. 14), den man nicht mehr als Stabstein bezeichnen kann. Er trägt ein Ringkreuz und zwei Beile nach oben und unten, rechts und links davon. Das Ja und Nein — Das Leben und den Tod.

Die anderen Kreuze von Deensen usw. sind in dem Werk von Hoffmann: „Die mittelalterlichen Steinkreuze, Kreuz- und Denksteine in Mittelsachsen“ abgebildet.

Ähnliche Gruppen von Steinen befinden sich ferner in Süd- und Norddeutschland. Zum Teil stehen sie auch in Verbindung mit den Sühnekreuzen an den Straßenrändern.

Zum Schluß möchte ich den als Grabstein vorhandenen Stabstein von 1320 des Frater Arnoldus erwähnen, der aus dem 1527 zerstörten Peterstift in Goslar stammt. (Abb. 13.) Auch diesen Stein führe ich nur deshalb an, weil hier eine Jahreszahl vorhanden ist. Der Stein trägt die Inschrift: + Anno . milleno . trecenteno . q . vigeno + Arnold decessit . cum Christo . spero . quiescit + Hier ist der Stab in die christliche Symbolik hineingenommen.

Betrachtet man alle die angeführten Steine eingehend, so fällt immer wieder ins Auge: der Stab; und die Deutung dieses Stabes kann nicht zweifelhaft sein.

Zwei Angaben sind deshalb hier besonders wichtig:

1. die Überlieferung von Gramsdorf, wonach sie als Gerichtssteine bezeichnet werden,

2. der Stein von Barby als Grabstein eines angeblichen Gerichtsherrn. Wenn auch diese Nachricht nicht sicher ist, so ist die Tatsache der schwachen Überlieferung an etwas, was mit Gericht zu tun hat, wesentlich.



Ferner der sogenannte Schwurstein von Glinde, die Waldauer Kreuzstäbe in Verbindung mit dem „Arm des St. Stephanus“ und der Stein von Amelungsborn geben gewisse Hinweise. Es scheint mir daher nicht zweifelhaft, daß die Stabkreuze Kultsteine gewesen sind. Ohne der weiteren Forschung vorgreifen zu wollen, möchte ich sogar annehmen, daß es sich bei diesen Steinen um ähnliche Sinnbilder, wie die Markt- und Rolandsäulen handelt.

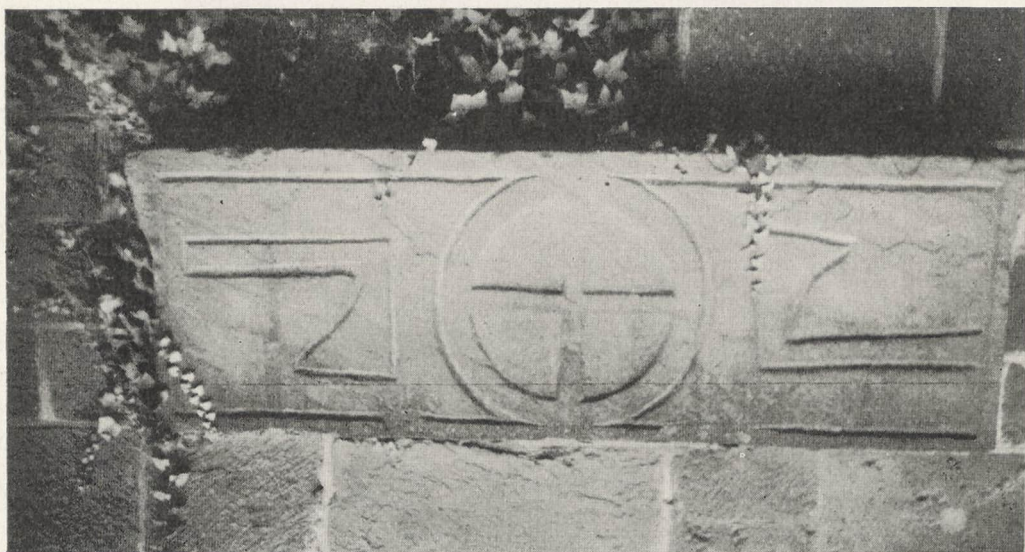


Abb. 14. Kloster Amelungsborn (1,80 × 0,95 × 0,30).

Es ist zu wünschen, daß besonders auf diese Formen acht gegeben und weiteres Material zusammengetragen wird, um dieses Rätsel zu lösen. Eins ist mir aber heute schon klar, daß Steinkreuz (Sühnekreuz) und Stabstein (Kreuzstein) auseinandergehalten werden müssen, weil sie verschiedene Bestimmung und Bedeutung hatten. Die unbedingte Festlegung des ursprünglichen Standortes, die Richtung der Arme des Kreuzes, die Stellung der Platten, die ganze Umgebung, das Vorhandensein prähistorischer Funde, die Berücksichtigung vorhandener Urkunden usw., alles das kann nur zu einer vollen Klärung führen.



Sporen von Welbsleben,  
Einzelzeichnung zu S. 274.





Prunksporen von Welbsleben, Mansfelder Gebfr.  $\frac{1}{1}$ .



## Von der Vorzeit zur Gegenwart.



Weihnachtsgebäck aus einer Form von Böhlitz, Kr. Weissenfels.

Landesanstalt für Volksheitskunde.







## Die Beziehungen des jetzigen Kinderspielzeuges zu früheren kultischen Gegenständen.

Von Heinz Julius Niehoff,  
Assistent der volkskundlichen Abteilung der Landesanstalt.

Das Kind lernt alles spielend, was es sieht, macht es nach oder formt es nach. Wenn im Dorfe Hochzeit ist, spielen die Kinder des Dorfes noch lange Zeit nachher Hochzeit. Wenn im Dorfe eine Beerdigung ist, so spielen die Kinder Beerdigung. Sie begraben irgend etwas, einen Molch oder eine Schnecke oder einen kleinen Vogel, machen in irgend einer Ecke des Gartens eine Vertiefung und legen das Tierchen hinein. Aus grünem Laub, Blättern und Dornen wird einer von den Jungens wie ein Pastor angezogen und die Predigt beginnt: „Ein Suh'n und ein Sahn, die Predigt geht an, eine Kuh und ein Kalb, die Predigt ist halb, eine Katz und eine Maus, die liefen ums Haus. Hört zu, meine Herrn, Äppel sind keine Beern, Beeren sind keine Äppel, die Worscht hat zwei Zäppel, zwei Zäppel hat die Worscht, der Bauer hat großen Dorscht, großen Dorscht hat der Bauer, das Leben wird em sauer, sauer wird ihm das Leben, der Weinstock hat zwei Reben. Ein Kalb ist kein Ziegenbock, ein Ziegenbock ist kein Kalb, meine Predigt ist halb. Halb ist meine Predigt, der Bauch ist mir ledig, ledig ist mir der Bauch, meine Mürge ist Rauch, Rauch ist meine Mürge, die Maus frisst keine Grütze, Grütze frisst keine Maus, meine Predigt ist aus, geht alle nach Haus und haltet einen Schmaus. Habt ihr was, so eßt es, habt ihr nichts, vergeßt es, habt ihr noch ein Stückchen Brot, so teilt es mit der Not, habt ihr noch ein Brosamlein, so streuet es den Vögelein.“ Hier stehen wir schon mitten in der Kindergemeinschaft. Einer von den Kindern gibt an, was ein jeder ist, und jeder weiß seine Rolle zu spielen, wenn er schon einmal mitgespielt hat oder wenn er es schon einmal richtig gesehen hat. Die größeren Mitspieler wissen schon wie, und die kleineren Mitspieler, die man anfaßt und auf die weitgehendste Rücksicht genommen wird, die sind schon zufrieden, wenn sie nur mitmachen dürfen. Nur mitmachen dürfen, im Kreise herumgehen dürfen, immer herumgehen, rundgehen, rundtanzen auf dem Anger, auf der Straße, im Hofe, wo gerade Platz ist, das ist das



Leben. Die Großen sagen, wer rastet, rostet. Bei den Kleinen ist es ebenso. Sie fühlen, wenn sie nicht spielen und üben, kommen sie mit den anderen Kindern nicht mit. So könnte man hier sagen:

Wetten und Wagen und Reiten und Jagen und Tanzen und Singen und Laufen und Springen wäre das allerhöchste für das Leben und somit auch im Leben, weil es gesund macht und auch gesund erhält. Jede Nachahmung wäre dagegen eine mehr oder weniger schlechte Kultform, denn Kult ist ja eine sich wiederholende Handlung. Das Kind wiederholt ja zur Übung auch immer wieder das, was es neu gelernt hat, solange, bis es wieder etwas Neues sieht oder hört. In der Gemeinschaft gibt es immer neue Spiele und immer neue Worte. Da braucht man ja gar kein Spielzeug, weil man Not hat, mitzukommen. Ganz anders ist es bei einem Alleinkind. Es will sich bewegen, es will laufen, es macht sich Bewegung, es macht sich seine Spielfkameraden, es spielt nach, was es bei anderen gesehen oder gehört hat. Was die Mutter mit ihm spielt oder tut, spielt es mit seiner Puppe, seinem Spielzeugkameraden, seiner Fußbank, seinem Hunde, seiner Katze aus Pappe oder seinen wirklichen Spieltieren, denn alles wird in das Spiel eingespannt. Hat es Gelegenheit genug, Gegenstände – Holzstücke, Steine, Glicken, – für sein Spiel zu bekommen, so macht es damit die Gemeinschaftsspiele, die es kennen gelernt hat, die es kann und die es nun üben muß, einem inneren Drange folgend. Wie es im Gemeinschaftsspiel war, so wird es mit den Puppen oder mit dem Spielzeuge im Alleinspiel. So wäre also dieses Spiel mit dem Spielzeug, mit dem „So-Tun-als-wenn“ ein Kult zu nennen. Nun kommen die lieben Eltern und machen oder basteln den Kindern ein Spielzeug, wie sie, die Eltern, es sich denken, mit mehr oder weniger Geschick; dann ist es aber kein Spielzeug mehr, sondern dann wird es Volkskunst, dann formt nicht das Kind, sondern die Großen, die ja eine ganz andere Vorstellung haben. Verlangt man solche Spielsachen von den Kindern, so basteln sie die Formen der Großen nach. Aber es gibt sehr viele Eltern, die gar keine Zeit haben, den Kindern Spielsachen anzufertigen. Das übernimmt ein Handwerker, jemand, der es kann. So entstehen die handwerklichen Spielzeuge, die immer als Volkskunst angesehen werden. In manchen Jahrzehnten haben sich die Künstler der Aufgabe unterfangen, die Kinderspielsachen zu formen. Wie schon der Name sagt, es war Kunst, künstlerische Spielsachen, aber kein Kinderspielzeug, und das haben die Kinder auch abgelehnt, wenigstens die richtigen. Aber wie dem auch sei, wir wollen einmal anders fragen: Kann man in den Kinderspielen und in den Kinderspielzeugen und in den Kinderspielsachen noch etwas erkennen, das auf einen Kult oder auf einen Brauch schließen



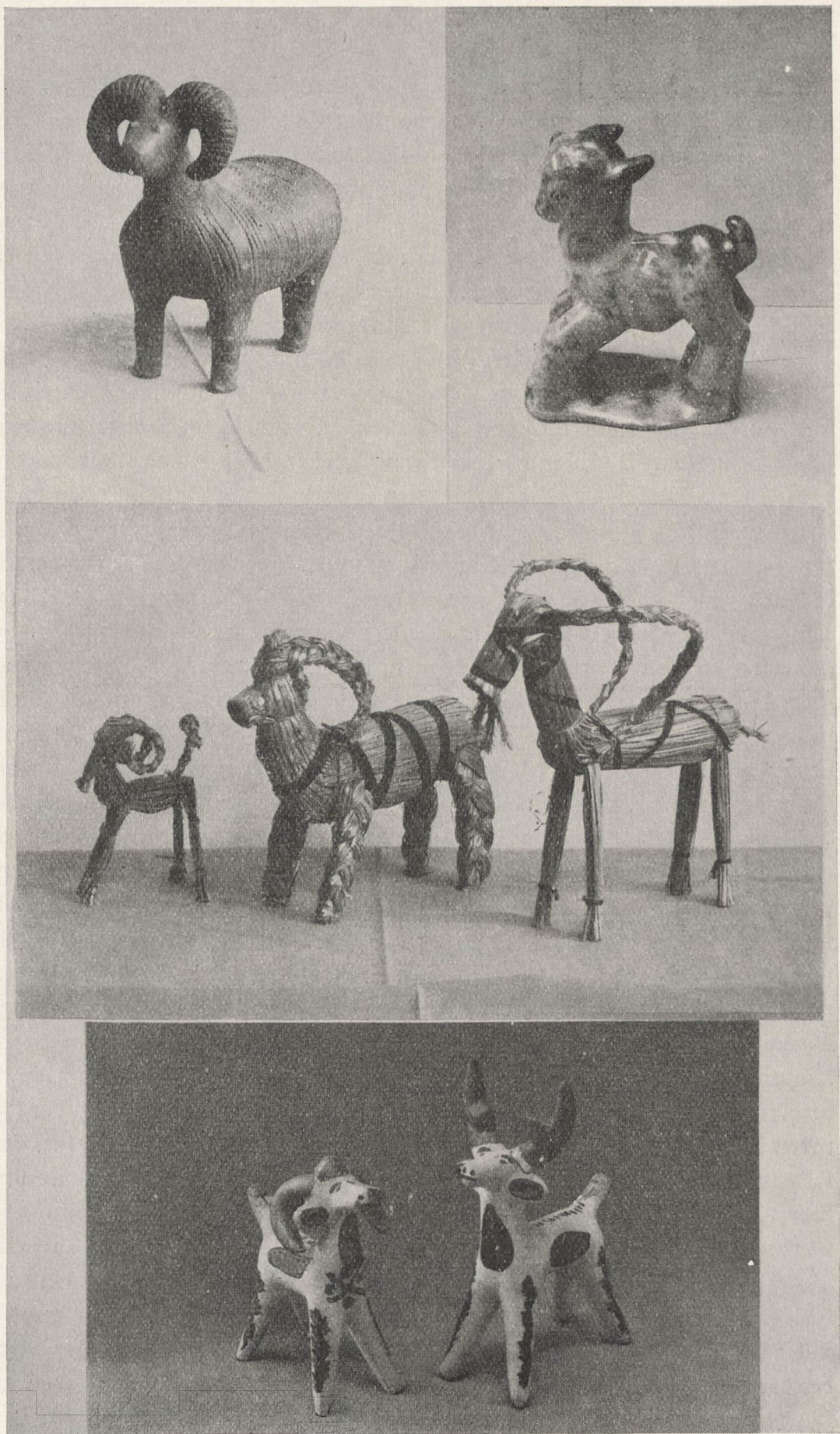


Abb. 1. Oben links: Bock von Jerdansmühl, jüng. Steinzeit, Ton.  
 Oben rechts: Neuzeitliche Schmuckfigur, glasiertes Steingut.  
 Mitte: Böcke aus Schweden, Strohgeflecht.  
 Unten: Schaf und Hirschbock aus Torgau, Ton bemalt.



läßt? Diese Frage müssen wir bejahen, weil wir wissen, daß das Kind alles nachspielt, was es sieht, was von den Großen getan wird, was von ihnen gebraucht wird. Wir wollen also doch noch unterscheiden zwischen Brauch und Kult. Brauch ist das, was zum Leben, zur Lebenserhaltung und zur Lebenserneuerung nötig ist. Kult ist eine religiöse Verehrung, ist ein Dienst für etwas, das außer mir ist, fast möchte ich sagen, ist ein Dienst mit Spielzeugen, die man für wirklich hält. So ist es auch keine natürliche Gemeinschaft, sondern eine künstliche, gewollte, gelehrte.

Hatten unsere Vorfahren nun einen Brauch oder einen Kult? Vom Kult ist uns nichts überliefert. Bis jetzt hat man die deutsche Vorzeit immer nur mit morgenländischen Begriffen angesehen, aber nicht mit deutschen Begriffen. Um bei unserem Kinderspiel zu bleiben, man hat nicht an ein Gemeinschaftsspiel gedacht, sondern immer an das Spiel mit den künstlerischen Spielsachen, die von hochgebildeten Leuten vorgeschrieben waren, und hat danach die Höhe der Kultur geschätzt. Das sind Bilder für die Gebildeten, aber nicht Beispiele für die Spielenden. Kult ist nie die Nachahmung von etwas Wirklichem, Kult ist immer etwas Künstliches, das gedachten Gesetzen entspricht, aber nicht den natürlichen Gesetzen, den Lebensgesetzen. Diese Lebensgesetze finden wir im Brauch als Spiel wieder. Wir haben daher Spiele, die den Bräuchen entsprechen, richtige Spielzeuge, die man bei den Spielen gebraucht; hierzu müssen wir auch den Schmuck rechnen. Richtige Spielzeuge, die die anderen Spielfkameraden darstellen, Spielsachen, die den Kindern vorgemacht werden von Eltern, Handwerkern, Künstlern, Gelehrten, die aber noch den Bräuchen entsprechen, Spielsachen, die der Technik, der Kunst oder dem Handwerk entnommen sind. Erhalten sind uns in der greifbaren Form nur die Spielsachen aus vorgeschichtlichen Zeiten, weil nur diese sich in den Siedelungen und Gräbern gehalten haben, wenn sie aus unvergänglichem Material waren. Dafür hat sich das Spielen und das Spielzeug, das ja aus vergänglichem Material geformt wurde, desto besser erhalten, weil es immer neu gemacht werden mußte. Es hat sicher zu allen Zeiten Hochbegüterte gegeben, die ihren Kindern kostbares Spielzeug aus edlem Material machen ließen oder selbst machten. So gibt es in der Steinzeit z. B. einen Bock aus Ton geformt. Er ist so geformt, als wäre er aus Stroh gemacht. Heute noch werden in Schweden Strohböcke geflochten, und aus Ton gibt es solche Böcke noch in Torgau. Sie sind weiß angemalt mit bunten Blumen und haben hinten eine Pfeife. Daraus kann man schließen, daß der richtige Bock bei dem richtigen Spiel eine gar wichtige Rolle spielte als derjenige, der der Herr der Herde war, der die Herde erneuerte. Noch heute haben wir



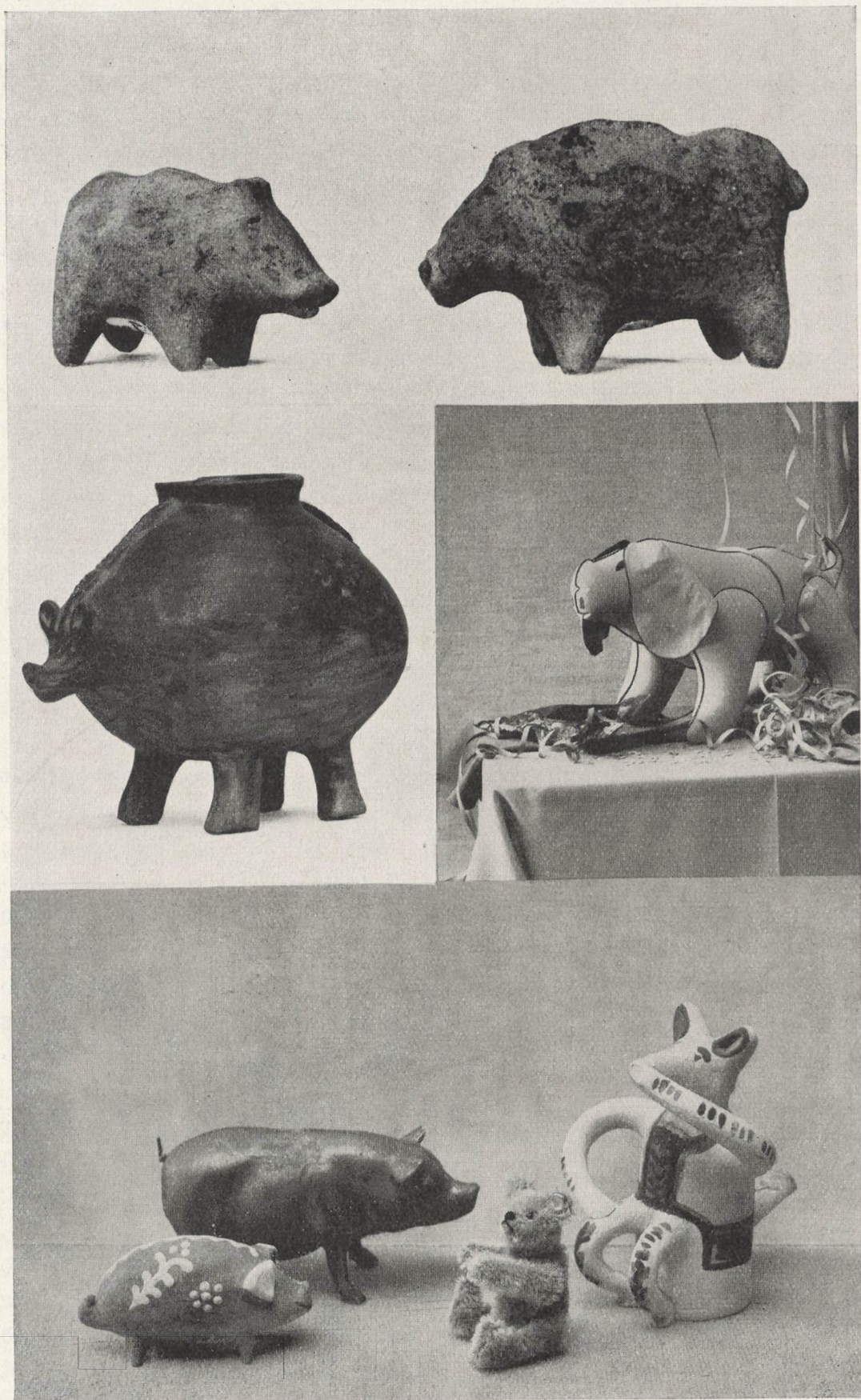


Abb. 2.

- Oben: Bären(?) aus Stößen, Kr. Weißensfels, jung. Steinzeit, Ton, braun.  
 Mitte: „Schwein“ als Gefäß aus Greußen, Kr. Sondershausen, 200 n. Zeitwende;  
 Schwein, neuzeitl. Sylvesterspielzeug für Große aus Gummi.  
 Unten: Schweine, Spargbüchse aus Ton und Geschenkülle aus Pappstoff;  
 Bärchen, Spielzeug und Tonfigur aus Torgau.



die Bräuche mit dem Kirmeshammel, wir kennen den Sammelsprung, den Sammel Tanz, und früher nannte man den Dreck an den langen Kleidern der Frauen hinten über den Sacken den Sammel. Wir haben das Bockbier und den Maibock, und um die Weihnachtszeit ziehen die jungen Burschen mit dem Klapperbock umher, um die Kinder zu erschrecken. Wir sprechen von einem Schneiderbock und essen zu Ostern Osterböckchen oder Lämmchen. Die Schäfchen, die am Himmel wandern, die Schäfchen der Haselnuß, „Schäfchen zur Linken, wird Freude uns winken“, erinnern an das alte Gedankengut unserer Vorfahren. Es gibt in steinzeitlichen Gräbern kleine Schweinchen aus Ton. Sind das nun Spielzeuge der Großen oder Kleinen in der Vorzeit? Wir sprechen heute von dem Schweinchen, das Glück bringt. Wir sagen: Du hast aber Schwein gehabt. Jeder kennt wohl noch die Schweinchen aus Papiermasse, ein Goldstück oder ein Kleeblatt im Maul, in den Lotteriegeschäften oder auf Glückwunschkarten zum Neuen Jahre. Die Kinder bekommen Marzipanschweinchen am Neujahrstage geschenkt. Man hat sogar kleine Tonpuppen in den Gräbern der Steinzeit gefunden, es sollen Kultidole sein, sind aber nur Kinderspielsachen. Und Trommeln gab es, die als Handpauken Verwendung fanden. Das war richtiges Spielzeug für die Großen. Aber vielleicht haben die Kleinen auch solche Trommeln schon gespielt oder geschlagen, wie sie das heute mit den Blechtrommeln machen. Früh übt sich, was ein Meister werden will. Da man Bast kannte, Rohr und Hollunder, so wird man auch Pfeifen gekannt haben. In der Bronzezeit gibt es richtige Kinderklappern aus Ton und kleine Töpfchen und Näpfschen wie in einer heutigen Puppenküche. Richtige Trompeten aus Bronze gegossen, Luren genannt, sind aus dieser Zeit paarweise gefunden worden, richtiges Spielzeug für die Großen. Wie gern und ausdauernd spielen doch die Kleinen heute noch auf jeder Art von Blasinstrumenten. Doch vor allen Dingen hat man aus dieser Zeit einen Wagen aus Bronze mit sechs Rädern, etwa von Armeslänge, gefunden, darauf war vorn ein vergoldetes Pferd und hinten eine vergoldete Scheibe mit vielen Spiralen. War das herrliche Spielzeug für die Großen oder für die Kinder? Kult oder Kinderspiel? — Warum soll ein reicher Herr seinen Kindern nicht solche Spielzeuge machen lassen, wie es ja heute geschieht. Vielleicht hat er es auch für sich machen lassen, weil das Volk mit geflochtenen Blumen und Laubfiguren oder Binsen und Stroh oder Schilffiguren spielte. Auch heute noch kauft der reiche Vater kostbare Eisenbahnen, mit denen das Kind gar nicht spielen kann. Pferd und Wagen gibt es noch heute im Karnevalsspiel, Pferd und Wagen gibt es noch heute im Karussellsiel. Mit Pferd und Wagen wird das Auf- und



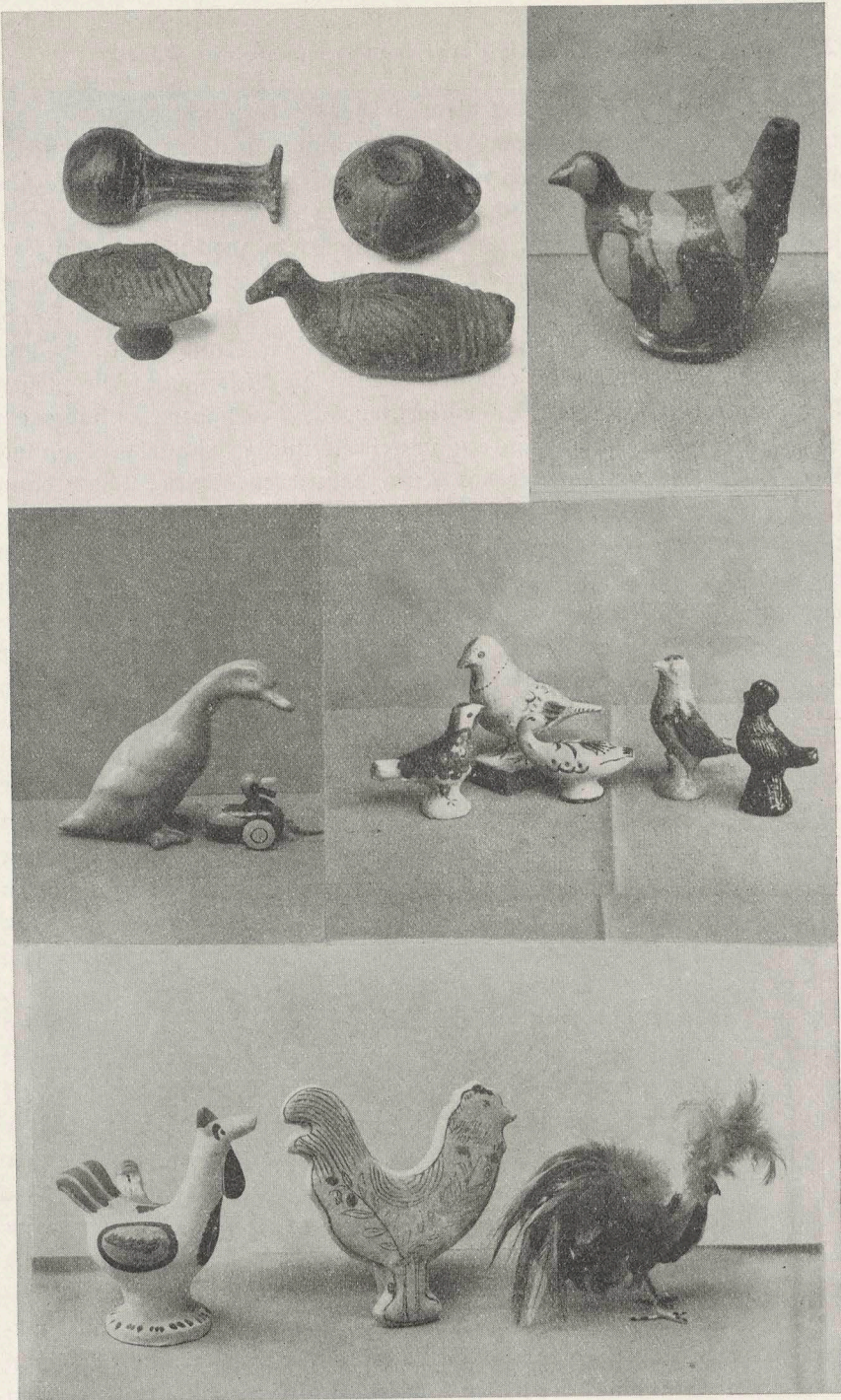


Abb. 3.

- Oben: Kinderklappen u. Vögel, Bronzezeitl., Ton; neuzeitl. Vogel als Pfeife, Ton.  
 Mitte: Kunstgewerbl. Schmuckfigur Ente und bewegliche Holzente zum Ziehen, neuzeitl. Spielzeug; rechts Vögel mit Pfeife aus Ton.  
 Unten: Tonfigur „Hahn“ aus Torgau, Hahn als Gebäck aus Schleswig-Holstein, Gickelhähnchen vom Sommergewinn in Wisenach aus Brotteig u. Federn.



Abladen gespielt, dazu gehört die Peitsche, mit der man knallt und antreibt. Die Jungen lieben das Schaukelpferd, und sie lieben das Ziehpfersd, und wenn es manchmal auch nur eine umgekehrte Fußbank oder Hirsche ist. So eine Fußbank ist das schönste Spielzeug des allein spielenden Kindes. Gestern war sie ein Wagen, heute ist sie ein Pferd, worauf man sich setzt, und morgen ist es ein Kind oder eine Puppe, ein Hund oder ein Elefant. Schön, — aber viel, viel schöner ist ein richtiger Wagen, ein richtiger Hund, ein richtiger Bock, ein richtiges Pferd für ein Kind. Großmutter hat schon so viel vom Schimmelreiter erzählt, der durch die Lüfte saust. Die großen Mädchen haben die Schimmel gezählt, um Glück zu haben; sie haben ein Hufeisen gefunden, mit Bändern umwickelt und zu Hause hingehängt. Der Schimmelreiter umreitet das Feuer, dann dreht sich der Wind, dann fängt es an zu regnen, und dann erlischt das Feuer, erzählt der Großknecht. Manchmal ist der Schimmelreiter auch mitten in das Feuer gesprungen, um es zu löschen, um den Brand zu löschen, das Fieber. Doppelter Sinn, denn mit dem Schimmelreiter war das nasse Wehen, der Wind und die Feuchtigkeit gemeint. Der Hengstreiter war der Hirt der Herde und somit ihr Herr und der Herr des Lebens. Hoch zu Ross wurde jedes Jahr der Bestmann ausgeritten und ausgestochen, wie es unser Burschenspiel vom Ringelreiten und Kranzreiten und Fahnenjagen heute noch zeigt. Darum will der Junge das Schaukelpferd, das Steckenpferd, das Ziehpfersd, die Reiter aus Zinn, die Zinnsoldaten. Alle gehorchen sie ihm, er ist der Herr in seinem Reiche. Er leitet das Spiel. Er spielt den alten Brauch, der für jeden Jungen das höchste Glück bedeutet, ein Held zu werden, sich zu messen mit anderen in der Kraft, die Lebenskräfte zu zeigen, zu ringen um den höchsten Preis, den Kranz — sei es der Kranz, für den es die Liebste gab und gibt — sei es der Lorbeer- oder Eichenkranz oder das Sportabzeichen. Das will und soll und muß das Spielziel sein, aus dem Jungen und den Burschen einen Mann zu machen. Ein anderes Ziel kann und darf es nicht geben und kann es auch nicht gegeben haben, Spielzeug ist nur ein Behelf für ein Alleinkind, das Spiel in der Gemeinschaft ist die Erziehung für die Gemeinschaft und damit das Allerhöchste für ein Volk; es ist das, was jeder Einzelne für das Leben in der Gemeinschaft nötig hat, es ist das, was die Gemeinschaft von jedem Einzelnen fordert, das Opfer. Das lernt das Kind im Spiel. Früher nahmen im Brauch der Bestmann — der Läufer — und seine Braut im Herbst den Bänderball an sich und gaben diesen Ball im Frühling der Gemeinschaft der Burschen und Mädchen wieder zu neuem Lebensspiel im neuen Jahre; so gab der Bestmann an die Burschen und Mädchen die Eier, die Sinnbilder des neuen Lebens, gleichsam um sie zu vereinigen





Abb. 4.

Oben: Die beiden rechten Reiter aus Quedlinburg „Brunesfel“ genannt, Ton grau und grün.

Unten: Neuzeitl. Schmuckfigürchen, glasierter Ton und Spielzeug aus Süddeutschland, Holz.



und zu verbinden. Im Kinderspiel sind die Eier und die Bälle zu Tonfugeln geworden. Wir erkennen im Spiel mit den Tonfugeln das Eierkullern ins Nest, das Eierlaufen und Eierholen und das Ballwerfen und Ball-Laufen um die Flur. Ball und Tonfugel sind die Erreger des Spieles, jeder Mitspieler muß sich dem Spiel unterordnen. Man spielt heute um die Punktzahl oder um Geld als Lohn, und früher galt das Lehen, das „Lie“. Das war Brauch, der zum Leben nötig war, aber kein Kult, den man ja nicht brauchte. Beispiele und Wortspiele sind im deutschen Brauch, und Paragraphen und Gesetze sind im Kult das Wesentliche. Im Beispiel herrscht der Sinn, im Kult herrscht das Wort. Es ist ja wohl klar, daß man nur durch Beispiele erkennen konnte, was an sich nicht faßbar war. Schon daraus ist ersichtlich, daß das Spiel eher war als das Gesetz und mit ihm der Kult. Laufen, Singen, Haschen sind die begehrtesten Spiele. Einer ist der alte Mann, der Bugemann, der Bär, der die anderen zu fangen sucht. Oder es sind zwei Parteien, die Lauf- und die Sangpartei, oder Räuber und Gendarm. Solche Gemeinschaftsspiele erfassen noch heute ganze Straßenzüge und Stadtteile so, daß es oft blutiger Ernst wird. Und die Mädchen? — Sie spielen am liebsten Mutter und Kind. Sie tanzen im Kreise, sie singen die Weisen, sie binden die Kränze und Sträuße, sie schmücken sich und putzen sich, sie bereiten sich auch im Spiel auf den Lebensmai vor. Sie sitzen ja im Grünen oder hinter einer Mauer. „Kling, Flang und Gloria! Wer sitzt in diesem Toria? Da sitzt ne Königstochter drin. — Kann man sie nicht zu sehen kriegen? — Nein, ach nein, das geht nicht an, da steht ne feste Mauer dran. — Das schadt nicht, das schadt nicht. Die Mauer will ich brechen, die Steine will ich stechen. Sänschen mit der roten Jack', komm und folg mir nach!“ Oder: „Spring sie auf die Kette, daß die Kette flingt! Welches ist die Schönste in dem Ring? Schönster Prinz, komm herein, laß mich deine Dame sein.“ So und ähnlich sind die Ringelreihenspiele. Sie sind wie die alten Bräuche und Spiele der Burschen und Mädchen. Spielzeuge sind Blumen und Blätter und bunte Bänder aus Blättern und Dornen, Ketten aus Ringelblumen oder Kuhblumen oder aus bunten Früchten. Alle Spielzeuge und die ihnen nachgebildeten Spielsachen sind aus dem Brauchtumspiel und Lebensspiel der Großen. Die Kinderspiele und Spielzeuge sind mit dem Lebensspiel auf das Engste verknüpft. Sie sind heute noch die Vorstufe für das Lebensspiel und haben mit einem Kult, der an sich dem deutschen Wesen fremd ist, nichts gemein. Irgendwelche Beziehungen zu früheren kultischen Gegenständen sind nicht auffindbar. Wohl ist es möglich, daß die Brauchspiele zum Kult herabgesunken sind unter fremden Einflüssen, dann läßt sich aber noch im-



mer der ursprüngliche Brauch durch den Kult hindurch erkennen. Auch so müßten wir den Kult ausschließen, da ja die Beziehungen des Kinderspiels zum Brauchtum der deutschen Art und des deutschen Wesens hinweisen. Darum sind Kinderspiel und Kinderlachen und Kinderfreude immer wieder für uns die Sonnenstrahlen und Sorgenbrecher in der eingebildeten Welt, weil sie uns das Natürliche, das Unverbildete zeigen.



Weddendorf, Kr. Gardelegen, Pfingsten.

Die Mädchen schmücken die Maibraut und gehen mit ihr Gaben sammelnd von Haus zu Haus. Dabei tanzt die Maibraut und ihre Gehilfinnen singen.

Brauchtumsaufnahme Niehoff.

Aus Sahne-Niehoff: Deutsche Bräuche im Jahreslauf. 1935.





Der Winter „verbrennt“.

Lätare, Sommergewinn. Eisenach, Thüringen.

Brauchtumsaufnahme Niehoff.

Aus Zahne-Niehoff: Deutsche Bräuche im Jahreslauf. 1935.



## Anschauliche Vorzeitkunde.



Fürstengrab von Helmsdorf, Mansfelder Seekreis.  
Modell des akad. Bildhauers Keiling, Landesanstalt für Volkheitskunde.







## Modell und Zeichnung.

Von Dr. Jörg Lechler, Berlin.

Studierte in Halle Vorgeschichte.

Wer je mit Hans Sahne enger zusammengearbeitet hat, weiß, daß für ihn das Ziel keineswegs im Aufstellen neuer Typologien oder chronologischer Gebäude lag, auch daß ihm keineswegs die Idee vorschwebte, dem Wissenschaftler sein Museum aufzubauen, sondern er war besessen von einer Richtlinie seines Handelns und die hieß: „Wie kann ich die Vorgeschichte der deutschen Heimat und die Vorgeschichte unseres Volkes der Gegenwart wieder lebendig machen, wie kann ich die toten Dinge zum Sprechen bringen?“ Auf der einen Seite schuf er in Zusammenarbeit mit Wandervögeln die Jahresspiele, die das im deutschen Volksgut noch vorhandene, aus der Vorzeit stammende Brauchtum verlebendigen sollten und die zur richtigen Einstellung der Vorgeschichte gegenüber helfen sollten. In seiner Museumsarbeit selbst ging er nun den Weg der besonderen Verlebendigung, indem er dem Modell, der Rekonstruktion, der Ergänzung den richtigen Platz einräumte. Die alten großen Ausgrabungen, oft unzureichend publiziert und unzureichend unternommen, rettete er, indem er in mühseliger Arbeit die Modelle dieser Grabungen wiedererstehen ließ und damit Anschauungsmaterial schuf, das nicht nur ein Bild über die Totenehre in der Vorzeit, die ihm besonders am Herzen lag, gibt, sondern es werden auch durch diese Modelle ganz besonders Kultureindrücke vermittelt, denn das Ziel aller Vorgeschichtsforschung ist ja die Feststellung der geistigen Haltung unserer Alt-Vordern. Als Schüler von Hans Sahne hat mich dieser von ihm beschrittene Weg immer ganz besonders gefesselt und ich habe darauf fußend in der letzten Zeit etwa 60 solcher Rekonstruktionsbilder durchgeführt, die in dem Buche „5000 Jahre Deutschland“ Platz gefunden haben. An zwei Beispielen sei besonders reizvoll die von Sahne ausgehende Anregung dargestellt, nämlich die unter seiner Leitung hergestellten Modelle: Fürstengrab Helmsdorf und Fürstengrab Leubingen. Der Bau des Grabhauses ist



naturgemäß das, was am meisten ins Auge fällt, insofgedessen ist für die Zeichnung die Herstellung des Grabhauses als Motiv genommen. Das Sahnesche Modell wirkt dazu gewissermaßen als wissenschaftlich-sachliche Ergänzung. Beim Helmsdorfer Fürstengrabe ist neben dem Dachhaus das weit fesselndere die handwerksmäßig so vollendet hergestellte Totenlade, die aus glattgehobeltem Eichenholz besteht und Nut und Feder in der Verzäpfung der Stirn- und Seitenteile zeigt. Deswegen war diese Totenlade für die Zeichnung natürlich das gegebene Moment der Darstellung. Das Modell wirkt hierzu wieder außerordentlich überzeugend und ergänzend. So wird sich in vielen Fällen für die Zukunft für die Volkstümlichmachung der Vorgeschichte Modell und Zeichnung als unentbehrlich erweisen. Seien wir uns darüber klar, daß der deutsche Volksgenosse von uns Vorgeschichtlern nicht trockene, langatmige Abhandlungen über Abwandlung von Gefäß- und Fibelformen verlangt, dies wären, mit seinen Augen gesehen, Steine statt Brot. Er will Geisteshaltung, Kultur, mit Fleisch und Blut erfülltes Leben vermittelt haben. Da die Vorgeschichte fast ausschließlich auf der Auswertung von Trümmern und Fragmenten aufbauen muß, muß sie auch den Mut zur Ergänzung und Vervollständigung haben. Gewiß wird nicht immer die Fehlerquelle ganz ausgeschaltet sein, aber auch hier wird im Laufe weniger Jahre, wenn erst einmal Übung eingetreten ist, sich mancher Fehler ausschalten lassen. Soll die Vorgeschichte Allgemeingut werden, und im Dritten Reich ist ihr endlich der Platz geworden, der ihr zukommt, so muß auch in der Richtung weitergegangen werden, die Hans Sahne mit der Schaffung seiner Modelle und Figuren als erster beschritten hat.

## Das Helmsdorfer Fürstengrab.

### Vorsatztafel Anschauliche Vorzeitkunde:

Mittlerer Teil des großen Grabmodells. Grabmodell von Bildhauer Keiling, Landesanstalt für Volkheitskunde: Der Schnitt ist so angelegt, daß man gleichzeitig die größte Höhe des Hügel, den Steinfern, das Dachhaus, die Totenlade und die Vorbestattungen darunter sehen kann.

Abb. I: Beim Arbeiten der Totenlade. Bildentwurf Jörg Lechler: Die mit Nut und Feder versehenen Seitenwände werden gerade ineinandergefügt. Ein solches Bild veranschaulicht das handwerkliche Können des Tischlers der frühesten Bronzezeit.



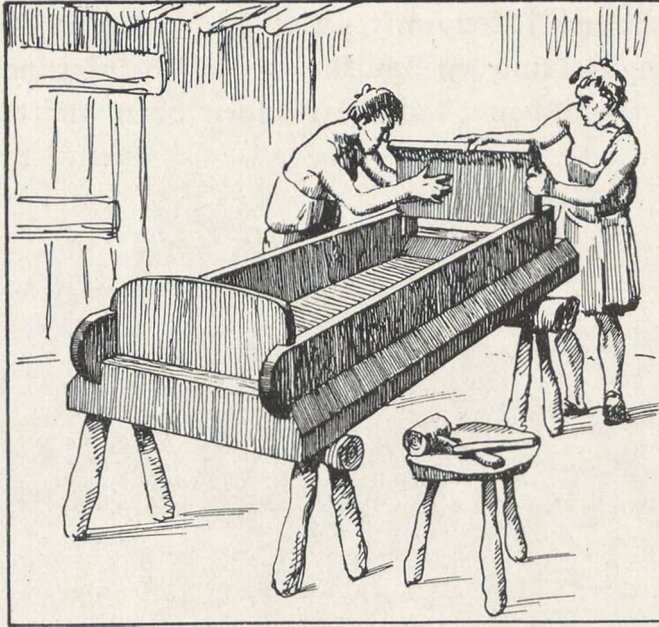


Abb. 1. Arbeit an der Totenlade des Fürstengrabes von Helmsdorf.  
Bildentwurf Lechler.

### Das Leubinger Fürstengrab.

Abb. 2: Grabmodell von Bildhauer Keiling, Landesanstalt für  
Volkheitskunde in Halle. Das Grabhaus mit den beiden Skeletten und

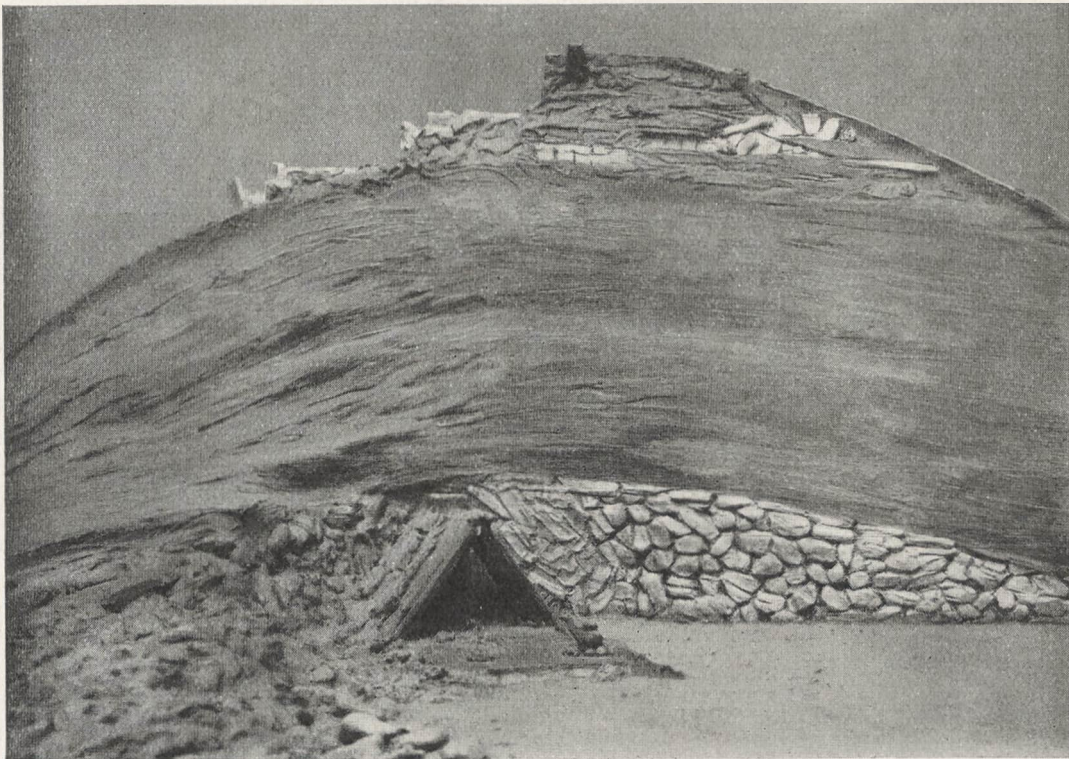


Abb. 2. Fürstengrab von Leubingen. Modell von Bildhauer Keiling.



Beigefäßen bildet den Mittelpunkt. Das Dach zeigt die Verstreichung der Fugen mit Gipsmörtel und den Schilfbelag. Der Steinkern mit der deckenden Erde und den slawischen Nachbestattungen oben auf der Hügelkuppe.

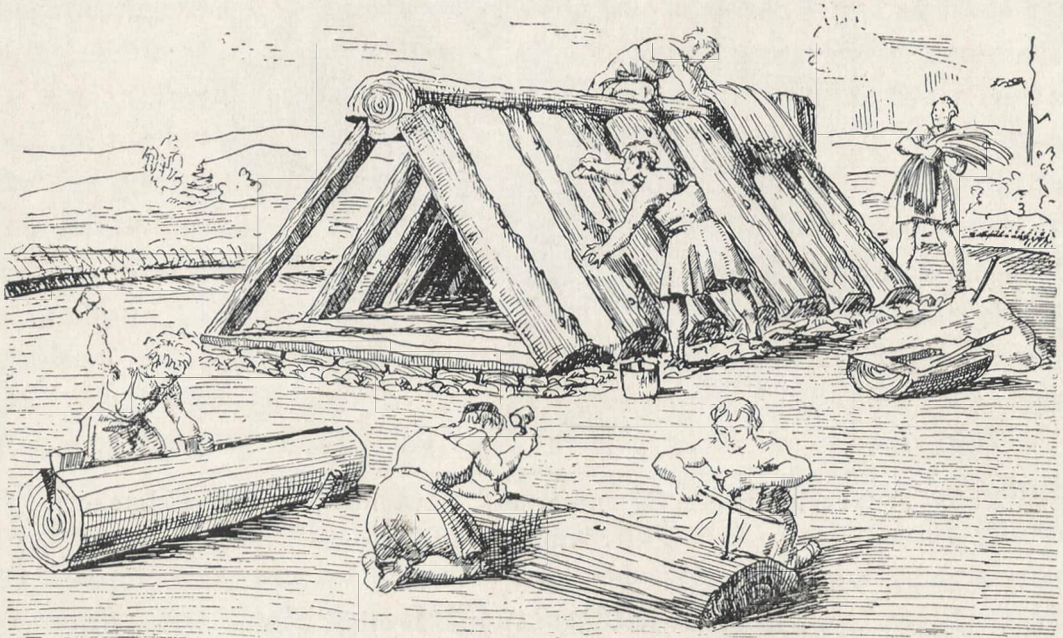
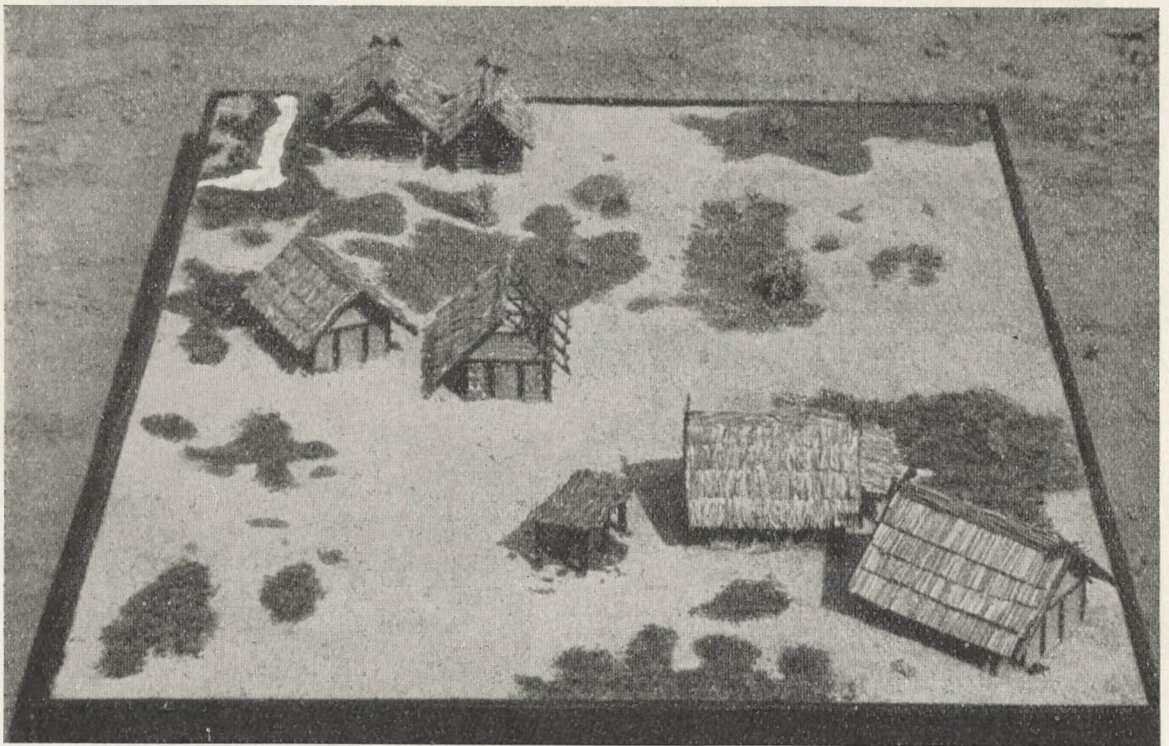


Abb. 3. Bau des Grabhauses von Leubingen.

Bildentwurf Lechler: Die Schwarten werden mit dem Drillbohrer durchgebohrt und mit Holznägeln befestigt. Der Gipsmörtel wird angerührt und die Schilfbedachung wird herangeschafft.



Modell einer Siedelung um Zeitwende bei Aken (Elbe).  
Hergestellt vom Arbeitsdienst, Arbeitsgau 13 (Magdeburg-Anhalt).

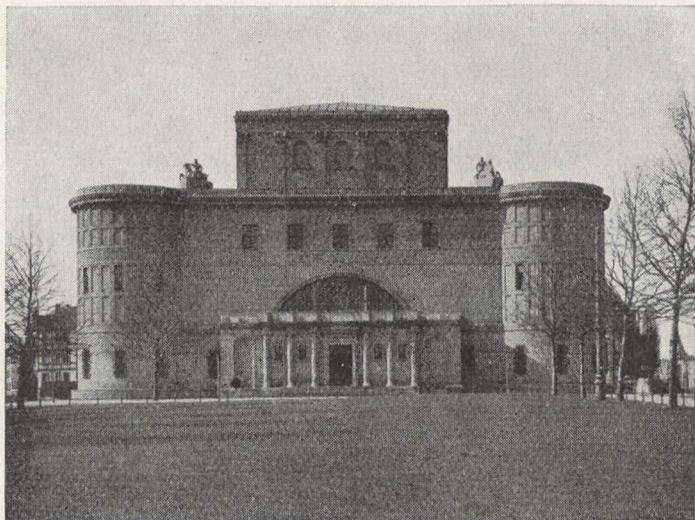




Tod und Leben.

Ernte am Grabhügel vom Ibenberge bei Lößnitz, Saalkreis.





Die Landesanstalt für Volksheilkunde.



Druck von Gebauer-Schwetschke u. Co., Halle (Saale).















